

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld
für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:
Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)


20615.



Das
südliche Frankreich.

Von

J. Venedey.

Zweiter Theil.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1846.

Druck von C. Horstmann in Frankfurt am Main.

I.

Montauban.

Der Protestantismus im Süden und die protestantische Schule in Montauban.





Montauban, den 25. Juni.

Von meiner nachbarlichen Musik vollkommen in die Flucht geschlagen, nahm ich meinen Rückzug gegen Montauban. Ein „Kaisersitz" (auf dem **Imperiale**) brachte mich in ein paar Stunden zu meiner Bestimmung.

Zwei Bemerkungen sind das ganze Ergebniß dieser Reise. Ueberdies frische Luft, ein wolkenreicher und doch heller Himmel, das belebende Grün einer etwas eintönigen aber nicht unschönen Hügelgegend und endlich das herrliche Lustgefühl des Reisens. Wer das Glück nicht zu Hause hat, kann sich, so oft er reist, wenigstens einbilden, daß es ihm nachlaufe oder entgegengehe, und das ist dann auch schon ein Glück. Nach einer Weile wird man freilich auch dieser Steaplechasse, dieses **Cours au clocher**, den man mit jeder Wendung zu finden hofft und überall vergebens sucht, satt, und sehnt sich dann wieder in die Dachstube der geborgten Heimath zurück. Und diese Sehnsucht nach Ruhe ist am Ende selbst ein Gewinn, der nicht zu verachten, — wieder ein Glück. O, du armes Menschlein, was bist du für ein wunderarmes Menschlein!

Die beiden Bemerkungen, die mir aufstießen, sind architectonischer Art. Ein paar Stunden von Toulouse sah ich, oder besser bemerkte ich zum erstenmale die eigne Bauart der hiesigen Dorf- und kleineren Stadtkirchen. Wir

haben die Gascons schon eine Weile am Werke gesehen; und so würde ich einen Architecten, der ein wenig von der Kunst und der Geschichte versteht, fragen:

Wie soll man eine Kirche für die Gascons bauen?

Einfach so, daß sie so groß als möglich aussieht, daß sie sich so breit, als es geht, herausstellt, mit einem Worte, so, daß sie trotz des einfachen Positiv des kleinen Dorfes und des schmalen Geldbeutels, den gasconischen Superlativ erreicht. — Und das geschieht dadurch, daß man die Vorderseite, die Mauer der Fronte, so hoch als möglich hinaufbaut, und da hinter ein kleines Kirchlein anhängt. Diese hohe Vorderseite der Kirche, hinter der nicht viel steckt, hat gewöhnlich über dem Dache des Kirchleins erst zwei, und über diesen noch ein drittes Fenster. In jedem Fenster hängt meist eine Glocke, denn die verlängerte Vorderseite des Gebäudes vertritt die Stelle des Thurmes. Wenn die Gascons einmal wieder freie und selbstständige Aquitanen sind und eines Wappens bedürfen, so können sie nichts Gescheidteres thun, als ein Zwergkirchlein hinter einer Riesenfronte als Staatssiegel anzunehmen.

In der Provence sind die Kirchthürme stumpf, niedrig wie der Oelbaum, wie die ganze Natur, in der Nichts so recht zum Himmel hinaufzustreben scheint. Hier in Languedoc hat ein anderes Gefühl den Ausschlag gegeben. Es strebt schon den Wolken zu, die Bäume sind kecker, die Pappel ist überall zu Hause, und das half mit die Kirchen bauen. Aber die Hauptsache ist doch das nach dem Außern strebende, das sich wichtigmachende, das etwas großthuende Wesen des Volkes. Wie gesagt, wenn man Kirchen für sie hätte erfinden wollen, man hätte auf keinen klügern Gedanken kommen können. Das ist übrigens so natürlich als etwas, und wer jede Falte in dem Herzen eines Volkes

zu sehen im Stande, würde den Wiederschein derselben, den Stempel des Gedankens, in Allem was dies Volk zeugt und schafft, erkennen.

Fast an jedem Bauernhofe bemerkt man hier eine Art weißen viereckigen Thurm, dessen Dach wie eine große Treppe, in drei, vier Terassen bis zu dem Dache des Hauses hinab reicht. Mitunter stehen diese Thürme vereinzelt im offenen Felde. Das sind Taubenschläge. Zu Tausend und über Tausend fliegen die Tauben überall umher. Der Bauer verkauft einen Theil derselben, und ein anderer Theil wird zu seinen Sonntagsbraten verwendet. Ob das vortheilhaft ist, mögen die Landwirthe entscheiden; die Bauern hier behaupten es; ich meiner Seits habe starke Zweifel. — Aber in der Normandie ist ein „Pigeonier“ das Zeichen eines Adelsgutes. Ich habe vergessen zu fragen, ob dies nicht vielleicht vor der Revolution auch in Languedoc der Fall war, und bin also meiner Sache nicht gewiß. Aber außer der Menge neuer, weißer, blanker Taubenschläge sah ich auch mitunter einen alten, ergrauten. Diese sind dann meist wirkliche Thürme mit viereckigen, spitzzulaufenden Dächern und wappengeschmückten Dachwimpeln. Unten an der Erde an jeder Seite ist ein großes Bogenthor, wodurch der Taubenschlag erst im ersten Stocke anfängt, und das nach allen Seiten offene Erdgeschoß zum Rückzug für die Arbeiter in ihren Ruhestunden dienen kann. Diese alten grauen Taubenthürme mögen die „Kreuzritter,“ die neuen die „Capitouls“ oder gar die Bürger und Bauern sein, die sich seit 1793 selbst geadelt, und ihr Haus mit einem Taubenschlage beehrt haben. Noch einmal, ich bin dessen nicht gewiß, aber wenn's der Fall wäre, so wäre es abermals so gasconisch und so natürlich als etwas.

Das war Alles, was ich von der Reise mit nach Montauban brachte. In Montauban eroberte mich ein weiblicher Wirthshausknecht und zog mit mir ab zum **hôtel de l'Europe**, das heißt mit meinem Mantel, dem ich dann getrost folgen mußte. Nun, das Wirthshaus war ganz gut, und so habe ich mich ob des umgekehrten Sabinerraubes nicht zu beklagen.

Montauban ist die niedlichste Stadt, die ich kenne, und läge sie am Rheine anstatt an der Tarn, so hätte ich sie gleich nach dem ersten Spaziergange durch ihre Straßen, über ihre Brücken, Staden und Terrassen zu dem dereinstigen Winterquatiere meines Lebens erklärt. Die Stadt liegt auf einer ebenen Anhöhe. Die Tarn fließt am Fuße der Anhöhe vorbei, und eine Brücke auf stolzen Bogen führt, thurmhoch über dem Fluße, von einem Theile der Stadt in den andern. Auf dieser Brücke hat man eine wunderschöne Aussicht. Tief unter uns zieht der Fluß einer kleinen grünen Insel zu, die er mit seinen zwei Armen umfaßt. Ein wenig oberhalb der Brücke fällt ein kleinerer Fluß in den größeren und bildet so auch hier eine grüne Insel. Es hatte viel geregnet, die Wasser der Tarn waren ganz roth, die des Nebenflüßchens gelblich. Trotz der Farbe spiegelten sich die Stadt, die Inseln und der blaue Himmel freundlich in den Wellen ab. An den Staden sind die Hauptgebäude, das Stadthaus, die Börse, die protestantische Facultät, das katholische Seminar, die besten Repräsentanten Montaubans. Die Häuser in der Stadt gehören meist der neueren Zeit an, breit und groß, mit großen breiten Fenstern und Thüren. Die Straßen ebenfalls sind breit und überdies krumm. Die graden sind überall so mathematisch langweilig, daß gegen ihre Linien selbst das bewegte Leben einer Hauptstadt nicht ankommen kann. In Montauban sind sie, wie gesagt,

krumm. Etwas abgedacht, nach dem Fluße zu, wäscht jeder Regen sie blank und rein. Es sah Alles so krach und schmuck aus, daß es dem Herzen wahrhaft wohlthat.

Dem Flusse entlang, abwärts, kommt man am Ende der Stadt an eine stolze, breite und hohe Baumallee. Die Tarn macht hier eine Wendung und diese bietet dann eine Aussicht — abwärts in ein stilles, ruhiges, grünbewegtes Fluß- und Thalleben, mit Wassermühlen, Dörfchen, Kirchen und fernen, nach und nach aufsteigenden Hügeln, — aufwärts geben die Stadt, die hohe Brücke, der Fluß unter ihr und tief die Insel zu unsern Füßen, ein ebenso schönes Bild.

Am entgegengesetzten Ende, an der Landseite der Stadt, ist eine Terrasse, mit laubreichen Bäumen besetzt. Auch hier ist eine schöne Aussicht auf den kleinen Nebenfluß, — ich habe vergessen nach dem Namen zu fragen, und nicht Lust ihn in gelehrten Büchern aufzusuchen; — auf ein weites, weites Thal, links mit kleinen, aufsteigenden, sommerhausbesäten Hügeln, und ferne am Horizont auf die schneebedeckte Pyrenäenkette. Von hier aus sieht man die Sonne untergehen. Es ist sehr schön, und die Montaubaner sind klug genug, diese schöne Gelegenheit oft zu benutzen. Alle Abend füllt sich dieser Spaziergang erst mit Mägden, Kindern und alten Leuten, und später auch mit jungen Leuten, schönen und frischen Frauen und Mädchen. Ich habe nur kurze Zeit in Montauban zugebracht, aber in den fünf Tagen sah ich hier mehr schöne, wirklich schöne, reizende, graziöse Frauen als in den fünf Wochen, die ich in Toulouse war. Und in Montauban sah ich nur, was der Zufall in die Straßen rief, während ich in Toulouse Theater, Kirchen- und Wettrennfesten beiwohnte.

Ich war nach Montauban gegangen, um mich seiner

protestantischen Facultät vorzustellen. Aber einen ganzen Tag behielt ich meine Empfehlungen in der Tasche. Mir war wunderbarlich wohl. Ich hörte nicht einen einzigen Clavierschlag, keinen Violinstrich in den Straßen. Das lange Alpbrücken war zu Ende, der böse Traum abgeschüttelt, und ich athmete die leichte, frische Luft in vollen Zügen ein. Es war überhaupt fast der erste vollkommen schöne Tag dieses Jahres. Das Alles ist vielleicht mit Ursache daß mir Montauban so wohl gefiel. Es kam mir Alles hier einfach, stille, feierlich und doch anspruchslos, fast jungfräulich schön vor. Dennoch bin ich sicher, daß die Pianohölle nicht die Hauptsache war, sondern Montauban. Mein Bürge dafür ist — wie ich später erfuhr — kein geringerer als Napoleon selbst. Ihn hat die stille, einfache, anspruchslose Schönheit der Stadt so angesprochen, daß er sie gerade ihres Aeußern wegen an die — — protestantisch-theologische Facultät verheirathete. Ich war schon früher kein Freund Napoleons, er mißbehagt mir aus tausend Ursachen; die tausendste und erste ist, daß er Montauban zu einer theologischen Facultätsstadt machte. Dieses arme, unschuldige Kind an den strengen, ernsten Herrn zu verkuppeln! Montauban dankt ihm dafür gerade so wenig als die Facultät. Fünfzig Studenten, acht Professoren, die sich mit der Gottesgelahrsamkeit befassen; — nun das ist eine traurige Aussteuer; und die Facultät liegt in diesem schönen, friedlichen Lande wahrhaft wie in einer Wüste, denn sie ist von allem wissenschaftlichen Leben abgeschnitten, allem Geistesschwunge, den die Berührung mit geistigem Leben gibt, fremd; sie verkümmert in sich selbst.

Aber ich habe ja meine Empfehlungsbriefe an die Facultät noch in der Tasche. Wer gibt ihr das Recht, sich schon heute in meine absichtslosen Ausflüge zu mischen und

mir die schönen Eindrücke zu verbittern und zu versauern? Napoleon und die Facultät mögen ruhen bis morgen.

Nach dem Frühstücke zog ich über das kleine Flüßchen auf die Halbinsel und Vorstadt unten am Fuße von Montauban. Am Ende der Vorstadt kam ich an einen neuen Arm der Tarn, der hier eine vollkommene Insel bildet. Eine Mühle „saß zu Pferde“ auf dem Flußarme. Ich ging in die Mühle hinein, um durch sie auf die Insel zu gelangen. Und hier sah ich denn zum erstenmale in meinem Leben ein Müllertöchterlein — — Müllerknechtsdienste thun. Es waren zwei solcher Knechtinnen da, die rüstig das Mehl in die Säcke schaufelten, die schweren Säcke bei den Ohren nahmen und hin und herzogen. Sie sahen gar patzig mit ihren gepuderten Gesichtern aus, und waren leider häßlich genug, aber auch stramm und muskelstark, daß ich Nichts mit ihnen zu thun haben möchte. Außer den Knechtinnen waren übrigens auch zwei Knechte da; — ein dritter, vielleicht der Meisterknecht oder auch der Herr, fischte mit der Angel — — während die Knechtinnen rüstig arbeiteten.

Die kleine Insel brachte mich durch eine dichte Baumgruppe zu einer Fähre. Aber vorher ruhte ich unter den Bäumen aus, ich ruhte aus, in gottgefälliger Faulheit, denn ich hatte kaum eine halbe Stunde gewandert. Es war aber sehr heiß, und das wird auch entschuldigen, wenn ich dereinst für meine verlornen Minuten zur Rechenschaft gezogen werde. Die heißen Tage sind unstreitig ein mildernder Umstand, den der liebe Herrgott selbst zu verantworten hat. Weswegen macht er sie so heiß, daß man faul werden muß?

Aber der Boden der kleinen Insel war feucht, ich merkte bald, daß ich hier nicht lange ungestraft sündigen

könne. Und so stand ich auf, und ging zur Fähre. Ein Kahn brachte mich zum jenseitigen Ufer, auf dem eine Menge Waschfrauen rüstig auf die Hemde loshauten. Aber was noch bezeichnender, waren zwei Frauen, die in Kähnen standen, und nassen Flußsand ausluden.

Als ich in Toulouse zum erstenmale auf den stämmigen, breiten, kurzen, unschönen Frauenschlag aufmerksam wurde, frug ich mich selbst: Woher dieser Gegensatz zwischen den Catalaninnen und den Toulouserinnen? Grübelnd, an die Rassen, die Toulouse durchzogen, Celten, Griechen, Römer, Gothen, Franken denkend, frug ich weiter: Von wem mögen diese Weiber abstammen? Da fiel mein Blick auf eine Frau, die als Maurerhandlanger eine hohe Leiter hinaufkletterte, und gar nicht daran denken konnte, die Unterröcke zuzuhalten. Ohne andere Beispiele der Art zu suchen, fand ich Müllerknechtinnen, Sandausladerinnen, Ackerknechtinnen, weibliche Garçons in allen Wirthshäusern und allen Billardcaffes. Die Rasse ist eine Thatsache, aber sie ist erst dazu geworden. Einmal Thatsache, setzt sie sich von selbst fort, bis eine andere durchgreifende Ursache sie wieder umgestaltet. Die rein materialistische Ansicht über Rassenunterschiede ist nur eine Folge unserer Kurzsicht. Wer etwas Geschichte mit offenem Blicke studirt, wird in der Geschichte der Rassen selbst einen Beweis finden, daß sie kein rein materielles Ergebniß ist, sondern im Wesen auf Sitten und Gebräuchen, Gesetzen nnd Institutionen ruht. — —

Ich verfehlte den Fußpfad, der vom Ufer in die Vorstadt führt, und gerieth in einen Garten, in dem ich eine köstliche Schattenlaube fand. Eine Bank in ihr lud mich zu freundlich ein, um ihre Einladung auszuschlagen. Ich legte mich ruhig auf sie, sah mir den blauen Himmel durch

die Blätterlücken an, hörte dem Gesange der Vögel, dem fernen Geräusche des Flusses und dem Geschnatter der Waschweiber mit Herzenswollust zu. Eine Weile später kam ein Arbeiter, ein Gärtner, an die Laube, sah erst verwundert den Fremden an; als ich aber grüßte und sagte: „Es ist so heiß, Sie werden nicht böse sein, daß ich mirs hier bequem gemacht habe," — wollte er mir mit Gewalt einen Stuhl holen, um mirs noch bequemer zu machen. Nur meine feste Verwahrung, daß mir meine Lage auf der Bank für den besten Stuhl nicht feil, beruhigte ihn, und er ließ mich dann in Frieden träumen und ging an seine Arbeit zurück.

Dergleichen war ich ebenfalls schon oft begegnet. Heute Abend führte mich der Zufall und die Hoffnung, den Abhang eines Hügels zu erreichen, der eine Aussicht auf das Thal und die Pyrenäen versprach, abermals in einen Garten, und wenn auch der Wachthund mir ein wenig Angst einjagte, so war dafür die alte Besitzerin des Gartens um so freundlicher, zeigte mir selbst den Fußpfad durch ihr Korn und ihren Weinberg und entließ mich mit einem ganz zutraulichen Gruße.

Die Aussicht war sehr schön, das ganze weite Thal bis zu den Bergen, die von der untergehenden Sonne stahlblau erleuchtet waren, lag vor mir. Wer's malen könnte! Aber der Heimweg durch das abendstille Land, an schweren Aehrenfeldern, grünen Hecken vorbei, durch eine Ebene, die ein heißer Sonnentag nach vielen kühlen Regenwochen mit tausendfarbigen Gewächsen geschwängert hatte, war noch viel schöner.

Bete, bete — rief diese ganze Natur; — bete, bete, Menschlein! Es war so schön, so groß, so ruhig, so gottahndungsvoll hier!

St. Gaudens, den 2. Juli.

1.

Der Protestantismus hat im südlichen Frankreich festen Fuß gefaßt und behalten. Ueberall in Frankreich verschwand er in Masse, nur im Süden Frankreichs wußte er an manchen Orten einen geschlossenen Kern zu bilden. In den Cevennen, in der Montagne noire, in Nimes, Montauban und an vielen andern Orten bestanden größere oder kleinere protestantische Gemeinden. Man muß die Inquisition und die Jesuiten dafür anklagen oder ihnen dafür danken, je nach den Ansichten. Je schärfer der Gegensatz, desto härter der Widerstand. Das Märtyrthum ist ein schöner Reiz für jedes edle Herz, und jedenfalls das beste Mittel, einem Grundsatze feste Anhänger zu schaffen. Die Zahl der Protestanten in ganz Frankreich, den Elsaß mitgerechnet, beläuft sich übrigens auf kaum 1,500,000.

Napoleon glaubte den Protestanten eine neue Schule im Süden Frankreichs gestatten zu müssen. Er wählte Montauban, und hat im Ernste dadurch dem französischen Protestantismus wahrscheinlich mehr geschadet als genutzt. Montauban ist, wie groß auch in Umfang und Volkszahl, doch in seiner Art und Weise eine sehr kleine, sehr kleinliche Stadt. Es herrscht in ihr so eigentlich gar kein Leben, weder ein wissenschaftliches, noch industrielles, noch gesellschaftliches. Es mag das sein Gutes haben, und für einen altersmüden Kämpfer, einen Invaliden der Bestrebungen unserer Zeit, der sein Herz jung genug erhalten hat, um sich im engen Kreise zu genügen, könnte Montauban immerhin eine wahre Glücksinsel sein.

Aber mit den Lehrern und Studenten unserer Zeit,

und wären sie auch Theologen, verhält sich das anders. Sie mögen wollen oder nicht, sie müssen an den Bestrebungen unserer und ihrer Zeit Theil nehmen; sie können sich nicht aus- und abschließen. Fern von jedem regsamen geistigen Treiben müssen die Strahlen, die bis zu ihnen dringen, von ihrer inneren Kraft verlieren. Viele dringen gar nicht bis zu ihnen. Das wissenschaftliche Leben und Streben einer Zeit ist stets sehr vielseitig, wer nur Eine Seite auffaßt, verliert den Schwerpunkt. Die Theologen vor allem aber bedürfen desselben, sie vor Allem sind berufen, auf alle Stände zu wirken, und so sollten sie vor Allem im Stande sein, den Standpunkt aller Stände zu beurtheilen. Eine abgeschlossene theologische Facultät in einem Eckchen der Erde wird an und für sich leicht auf Irrwege gerathen, und ist sicher nicht geeignet Schüler zu bilden, die im Leben auf der hohen Höhe ihres Berufes stehen.

Montauban, obgleich die einzige eigentliche französische protestantisch-theologische Facultät — Straßburg ist seinem innern Wesen, Genf seiner politischen Nationalität, nach nicht französisch — zählt nur höchstens fünfzig Studenten.

Die Lage von Montauban aber ist daran nicht allein Schuld. Die Lehrer der Schule theilen sich in zwei Parteien, Methodisten, — oder Orthodoxen, wie diese selbst sich nennen — und Nicht-methodisten, Rationalisten, wie ihre Gegner sie bezeichnen. Diese Spaltung ist bekannt, und der Methodismus, der die Ueberhand davon getragen hat, ist im Lande nicht beliebt genug, um die Mehrzahl der Studenten anzuziehen. Sehr viele des südlichen Frankreichs gehen nach Genf, manche nach Straßburg. Wer nicht anders kann, oder methodistischem Einflusse unterworfen ist, geht nach Montauban.

Der Zufall wollte, daß ich Eingang zu den Vertretern

beider Parteien erlangte. Herr Adolph Monod und Herr de Felice sind die Führer der Orthodoxen, Herr Montet und Nicolas, ersterer Decan und Lehrer der Kirchengeschichte, letzterer Lehrer der Philosophie, bilden die Führer und zugleich das Heer der Nichtmethodisten. Zwischen beiden Parteien, aber sich mehr zu den Methodisten hinneigend, steht Herr Jalaguier, Lehrer der Exegese. Alle andern Lehrer sind Methodisten oder Orthodoxen. Herr Monod und Herr de Felice sind beide sehr ausgezeichnete Redner und gar nicht schlechte Schriftsteller. Ich hörte Herrn Monod in Havre predigen und wohnte hier in Montauban einer Vorlesung des Herrn de Felice bei, und weiß kaum, wem von beiden ich den Vorzug geben soll. Beide sind Talente in ihrer Art, wie man sie nur selten findet. Herr Monod ist ein Künstler in seinem Fache, und Leute, die ihm nahe stehen, sagten, daß er wirklich sein Fach wie eine Kunst studirt und bei einem ausgezeichneten Schauspieler Unterricht in der Declamation genommen habe. Seine Rede ist vielleicht mitunter zu kunstvoll; ich hörte Uebergänge in einem Vortrage in Havre, die an den Unterricht erinnerten; aber das verhindert nicht, daß er dennoch einer der ersten Redner ist, denen ich auf meinen Wanderfahrten begegnete. Es schien mir als ob seine Beredsamkeit eine gedachte, überlegte, beabsichtigte sei. Der Kopf beherrscht das Herz, der Verstand das Gefühl. Es steht das fast im Widerspruch mit der Auffassung eines Methodisten; aber ich glaube kaum, daß ich mich hier irre.

Herr de Felice ist ein viel unkünstlicherer Redner. Es kommt bei ihm eher vom Herzen als aus dem Kopfe. Er ist eine kränkliche, blonde, blaubrillene Erscheinung, und aus diesem kranken, kleinen Körper dringt eine schöne, volle, runde und tonreiche Baßstimme hervor, die Euch ganz un-

vorbereitet findet. Herr Monod reißt in seinen schönen Momenten mit sich fort, Herr de Felice schleicht sich in Euch hinein, und setzt sich fest. Die Reden Herrn Monod's sind scharf und logisch gedacht, sehr klar und überweisend; die Vorlesung Herrn de Felice, der ich beiwohnte, war fast oberflächlich, seine Reden sollen ebenfalls oft keine Tiefe haben, aber er sprach, und spricht wohl stets vom Herzen — und das geht dann stets zum Herzen. Ich hörte in Toulouse sehr urtheilfähige Leute von ihm mit wahrer Begeisterung sprechen und erkläre mir dieselbe leicht, seit ich ihn hier am Werke gesehen habe. Durch ihr Rednertalent gehören diese beiden Lehrer der Montaubaner Schule zu den ausgezeichneteren Erscheinungen Frankreichs.

Die beiden Führer der Antimethodisten entbehren dieses so einflußreichen Vortheils. Beide sind in ihrer Art sehr tüchtige Leute, ebenso tüchtig vielleicht als ihre Gegner. Herr Montet ist ein gelehrter Theologe und Geschichtskenner; Herr Nicolas ein aufgeklärter Kenner der Philosophie, ihrer Geschichte und ihrer Systeme. Aber es fehlt beiden der äußere Glanz, der ihren Gegnern dann ein großes Uebergewicht giebt.

Das sind die Kämpfer. — Aber der Gegenstand des Streites? —

Es muß sehr schwer sein, ihn klar anzudeuten. Ich habe alle Partheiführer gefragt, und alle wußten mir den Unterschied kaum so recht in Worten wieder zu geben. Nach langen Auseinandersetzungen frug ich von Neuem; welche sind die theoretischen Grundsätze, und die praktische Folgen, um die es sich in dem Kampfe handelt? Die Antworten waren stets mehr oder weniger unbestimmt und unklar. Was mir aus der Unterhaltung als Eindruck zurückblieb, ist Folgendes:

Die französischen „Orthodoxen" sind die strengen Anhänger der Bibel, sie nehmen dieselbe in ihrem Wortsinne an, und glauben, daß die Gnade Gottes allein den Mensch erleuchten und zur Einsicht der Wahrheit, wie sie in der Bibel niedergelegt ist, bringen könne.

Die Gegner der „Orthodoxen par excellence," — die sich übrigens in Montauban für grade so orthodox halten, suchen ebenfalls in der Bibel ihre Grundlage, aber sie glauben, daß der Wortsinn nicht stets der einzige und nicht immer der rechte, und daß des Menschen freies Urtheil berufen sei, die Wahrheit zu erforschen und zu finden.

Das ist der theoretische Widerspruch, die Methode, die so einfach bei den Orthodoxen ist, daß sie in England nach derselben Methodisten heißen. In Deutschland hat dagegen der praktische Unterschied zur Bezeichnung der Secte geführt. Hier heißt sie die der Pietisten. Auch in Frankreich ist dieser Gegensatz vorhanden; die Orthodoxen sind Pietisten, sind sehr wohlthätig, sehr fromm, sehr gottergeben, sehr gebetreich und kniefällig. — Nur Gott sieht in die Herzen; die Nichtorthodoxen mögen daher grade so gottergeben und fromm, so wohlthätig und demüthig, ja mehr als die Pietisten sein; — aber in ihrem äußern Wesen liegt mehr weltliche Keckheit, mehr menschliches Aufrechtstehen. Dieser Unterschied ist es vor Allem, der in die Augen fällt, er besticht auf den ersten Anblick, und die Orthodoxen, wie wohl auch die Pietisten und Methodisten, verdanken ihm ihre eifrigsten Anhänger. Ich wohnte mehrmalen den Abendgebeten in den Häusern von Orthodoxen und Methodisten in Frankreich und England bei, und gestehe, daß in der Regel ihr Eifer nicht ohne tiefen Eindruck an mir vorüber ging. Es liegt etwas ächt Menschliches

in diesem festen Hoffen auf die allwärtslenkende Hand Gottes, es ist so edel-schwach, nur auf Gottes Kraft zu bauen und unser bischen Geist und Leib der Sorge eines Mächtigern zu überlassen; das Bewußtsein unserer eignen Ohnmacht ist so unumstößlich wahr, — daß, wo es mit Hingebung und Demuth ausgesprochen wird, es nur ein edles Mitgefühl erwecken kann. — Oft freilich streift diese Art nahe an die Gränze des Ernstes, und ich war in Irland ein paarmal kaum meiner selbst mächtig, als nach dem frischesten, lustigsten Gespräche, auf einmal das Gebet begann, die Leute sich niederwarfen, schluchzten und ächzten und dann wieder aufstanden, und ihr Spielchen fortsetzten. In Frankreich wird die Sache mit mehr Einfachheit und weniger Pathos getrieben, und gewinnt dadurch unendlich.

Man würde übrigens irren, wenn man die französischen „Orthodoxen" mit den englischen Methodisten und den deutschen Pietisten vollkommen zusammenstellen wollte. Der Name „Orthodoxe" bekundet schon, daß sie nicht mit den Methodisten in England verwechselt sein wollen und werden dürfen. Die Methodisten bilden wirklich eine Secte, die sich von der anglikanischen Kirche halbwegs losgesagt hat. Die Orthodoxen in Frankreich haben keine Lust, sich ebenso allein zu stellen. Sie wollen im Gegentheile die „französische Kirche" bilden, und möchten nach und nach die Nichtmethodisten aus ihr verdrängen. In ihrer Theorie sind sie mit den englischen Methodisten nahe verwandt, in der Anwendung denken sie sich eher, — in der Art wie Herr Noël in London, der Leader der freien anglikanischen Kirche, — als die reinsten Vertreter des Protestantismus der französischen Kirche.

Die deutschen Pietisten sind ihnen in Mehrzahl auch nicht recht. Nur Herr Hengstenberg in Berlin scheint un-

gefähr ihre vollkommene Beistimmung zu besitzen. Die übrigen sind ihnen zu nebelig oder auch noch zu rationell; Herr Hengstenberg scheint das für die Stellung der französischen Orthodoxen nothwendige Justemilieu aufgefunden zu haben. Ich fürchte fast, daran ist seine eigne Stellung ebenfalls viel Schuld. Er steht dem Hofe so nahe, daß er gelernt hat, zwischen den bürgerlichen und den geistlichen Klippen durchzusegeln, ohne an die eine oder die andere zu stoßen. Seine methodistische Keckheit geht nicht weiter als nothwendig, sie erkennt die Autorität des Königs von Preußen ebenso gut an als die Autorität der Gnade Gottes. Und die Orthodoxen, die die französische Kirche bilden möchten, bedürfen derselben Klugheit. Ich weiß nicht, ob hier Berechnung, klare Absicht und reines Selbstbewußtsein mit im Spiele sind, aber das ist auch nicht nöthig. Sobald die Stellung der Orthodoxen einmal bestimmt war, folgten eine Menge Nebenrücksichten ganz von selbst.

2.

Die französischen Orthodoxen sind:

1) Anhänger des Worts der Bibel;
2) Anhänger der Gnade Gottes zur Erkenntniß des Sinnes, der in dem Worte enthalten ist; und
3) Pietisten.

Jedes dieser drei Elemente übt seinen bestimmten Einfluß auf die Anhänger dieser Ansichten aus.

Das Bedürfniß einer höhern Autorität als der des Menschengeistes liegt in der Natur des Menschengeistes selbst. Wo es nichts höheres als das Urtheil jedes Einzelnen gibt, da hören Gesetz und Ordnung auf, da beginnt das Chaos der Eigensucht. Der Protestantismus war im Wesent-

lichen eine Empörung des Menschengeistes gegen die unbefugte Autorität des Pabstes. Luther selbst fühlte die Nothwendigkeit einer andern Autorität heraus, und hoffte sie in der Bibel zu begründen. Aber der Geist der Forschung, des Menschen eigne Ueberzeugung wurde zum Ausleger der Bibel, und das führte naturgemäß und folgerecht zum Rationalismus, zur Philosophie, zur Entthronung der Bibel selbst, und zur Entsetzung jeglicher Autorität über dem Gedanken und der Ueberzeugung des Einzelnen. In England wurde diese Auffassung am strengsten durchgeführt und so kam England zum krassesten Egoismus, den es je gegeben hat.

Gegen diese Folge und ihre Ursache empörten sich dann ebenso folgerecht zuerst Engländer. Sie sahen das Chaos um sich, und hofften Rettung und griffen von neuem nach der Bibel. Die individuelle Interpretation, die Menschenautorität hatte zum Unheile geführt, und so kamen sie auf den Gedanken, das Wort als solches unangegriffen zu lassen, über aller Interpretation erhaben zu erklären. Das Wort der Bibel, das Wort Gottes wurde ihre Autorität, und als solche über die zersplitternden und auflösenden Einzelurtheile des Menschen gestellt. —

Die Folge dieser Ansicht ist dann natürlich, daß alles Andere mehr oder weniger Nebensache wird. Einzelne Secten in England gingen auch in dieser Beziehung consequent zu Werke, und schafften das Priesteramt und alle Theologie und Gottesgelehrsamkeit ab, denn die Bibel, das Wort Gottes genügte für Alles. Die Methodisten, Pietisten und Orthodoxen gingen nicht so weit, aber auch für sie wurde doch die Gelehrsamkeit, die Wissenschaft im Wesentlichen mehr Nebensache. —

Hierin stellt sich dann ein ernster Gegensatz zwischen den Orthodoxen und ihren Gegnern heraus. Diese sind

viel eifrigere Anhänger der Gelehrsamkeit, jene halten viel mehr auf Frömmigkeit und demüthigen Glauben.

Die französischen Orthodoxen, in Folge ihrer wenn auch nicht ausgesprochenen, doch überall klar angedeuteten Absicht, nach und nach die „alleinseeligmachende" Kirche des französischen Protestantismus zu werden, sind sehr geneigt, neben der Bibel auch das französische Glaubensbekenntniß von Rochelle aus dem Jahre 1559 anzunehmen. Sie suchen darin die Grundlage der französischen Kirche, und möchten sich auf diese Grundlage stellen. Neben die Autorität der Bibel würde somit die eines französischen Glaubensbekenntnisses zu stehen kommen. Die Gegner der „Orthodoxen" haben schon an der Bibel genug; wenn sie diese auch selbst in ihrem Wortsinne halbwegs zugeben, so halten sie das Glaubensbekenntniß des sechszehnten Jahrhunderts für Menschenwerk, und viel weniger unangreifbar, oft überhaupt erschienen ihnen dergleichen Glaubensbekenntnisse als dem freien Forschergeiste des Protestantismus widersprechend. —

Der zweite Glaubensartikel der Orthodoxen ist die Gnade Gottes. Diese Gnade allein erhebt den Menschen zu Gott, und über wen sie gekommen, der und nur der erkennt Gott und sein Gesetz. Die Orthodoxen sagen einfach: „Wir haben die Wahrheit!" Kommt es zum Widerspruche, so führt der Orthodore seinen Bibelspruch an; ist dieser selbst zweifelhaft, läßt er einen Doppelsinn zu, so antwortet er: „Sie sind im Irrthume, Gottes Gnade ist mit mir, und somit die Wahrheit auf meiner Seite." —

Es hat diese Auffassung eine doppelte Folge. Sie vermehrt die schon aus dem vorhergehenden Grunde vorhandene innere Verachtung der Wissenschaft. Wozu kann diese auch noch viel nutz sein, wenn die Gnade Gottes

Alles ist. Die klügeren, die weiseren, die gelehrteren Anhänger der Lehre sagen freilich: die Wissenschaft selbst kann und muß durch die Gnade Gottes fruchtreich werden. — Aber dies ist jedenfalls ein Umweg, und nicht Jedermanns Sache ist es, ihn auf die Gefahr hin einzuschlagen, sich den Kopf mit Studien zu zerbrechen und die gesunde Verdauung zu stören, um so im Kreise zu einem Ziele zu gelangen, zu dem es einen ganz graden Weg gibt.

Die Lehre von der Gnade Gottes aber ist zugleich die höchste Demüthigung und dennoch die höchste Selbstvergötterung des Menschengeistes. „Die Gnade Gottes ist über mich gekommen," heißt dem Worte nach: „Ich gebe mein eignes Urtheil auf, und füge mich der Eingebung Gottes." Aber sobald man diese Eingebung erhalten hat, ist man der Prophet, der Abglanz, der Ausdruck Gottes selbst. „Wir haben die Wahrheit!" sagt der Orthodoxe ohne alles Bedenken. Gottes Geist spricht aus ihm, Gott ist in ihm; oder umgekehrt, er ist Gott, des Menschen Geist ist Gottes Geist geworden. Dieser Glaube an die Gnade Gottes ist nur mit der höchsten, tiefgefühltesten, einfachsten, prunklosesten Menschendemuth keine gräßliche, unverzeihliche, gotteslästerliche Anmaßung und Selbstvergötterung. Wo diese Demuth fehlt, ist der vermeinte Geist Gottes sicher in der Regel der Geist des Bösen, des Stolzes, der Abgötterei. Und sie fehlt in der Regel bei Allen, die von dem Geiste Gottes, der Gnade besessen zu sein behaupten. Ja, mir scheint es, als ob diese Gnade, als ob dieser Geist Gottes, wenn er über einen Menschen herabkäme, ihn zwingen müßte, den Bräutigam wie ein Heiligthum vor dem Auge der Welt zu bewahren. Er würde im Geiste und in der Gnade handeln und sprechen, durch Liebe und Hingebung die Menschen besiegen; aber er würde schwerlich

zu Jemanden hintreten und sagen: „ich besitze den Geist Gottes, — und Du bist Nichts als Schmutz und Asche, Unsinn und vom Bösen.“

Wo Ihr Einem begegnet, der sagt: „Ich besitze den Geist Gottes; seine Gnade hat mir die Wahrheit gezeigt!“ und der nicht in tiefster, einfältigster Demuth sich für den Letzten und Aermsten aller Armen und Einfältigen hält; — da geht ihm aus dem Wege, denn ein anderer Geist als der Gottes ist über ihn gekommen, und spricht aus ihm Lästerungen gegen Gott und seine Gnade! —

Diese Lehre von der Gnade Gottes erscheint mir überhaupt als das Unchristlichste, was man erfinden konnte. Die Gnade Gottes allein macht selig, sie allein hebt den Menschen zu Gott hinauf. Wo sie nicht ist, ist Tod und Verdammniß. Aber ist es denn gerecht, daß Gott sie nicht wie seine Sonne über alle gleich scheinen läßt? Die Pietisten antworten: „Erflehe sie, bitte darum, und sie wird dir werden.“ Aber der, der darum bittet, ist ja schon von der Gnade selbst auserwählt. Und der nicht dahin geleitet wird, darum zu bitten, ist verdammt, weil er nicht auf den rechten Pfad geleitet wurde!

O nein, die Gnade Gottes liegt in uns, in jedes Menschen Herz, das ihm mit unabweisbarer Stimme sagt: „das ist recht und das ist unrecht!“ und wer dieser Stimme gehorcht, der ist begnadigt, und wer sie abweist, der ist sein eigner Richter und Verurtheiler.

Die Lehre von der Gnade ist es übrigens, die die Gegner der Orthodoxen am meisten verletzt. „Wir haben die Wahrheit,“ erscheint diesen natürlich wie die krasseste Anmaßung, und der mitleidige Stolz, — der oft die Stelle der mitleidenden Demuth vertritt, — mit dem diese Antwort meist jeder Verhandlung ein Ende macht, wirft einen

vergifteten Pfeil in das Herz aller deren, gegen die sie im ernsten Streite ausgesprochen wurde. —

Der Pietismus führt die Orthodoxen zu einem sehr frommen, oft sehr wohlthätigen Leben. Es ist das die schönste Seite ihres Strebens, und ihre Gegner lassen ihnen hier in der Regel unbedingte Gerechtigkeit widerfahren.

Aber selbst diese Seite wird oft von den Pietisten selbst zu sehr herausgekehrt. Ihre Gebete sind sehr eifrig; aber ich glaube, ich würde erst meine Thüre verschließen, ehe ich die Meinigen um mich sammelte, um mit ihnen zu beten. Es liegt in dem Schautragen der Frömmigkeit eben die Schau oben auf; und es ist die Frage, was unter ihr lebt und treibt. Ich bin weit entfernt, zu glauben, daß diese Schau immer die Hauptsache ist — und diese Verwahrung ist den Pietisten, die ich kennen lernte, gegenüber durchaus keine Phrase; — in allem Ernst, ich glaube an die Frömmigkeit der meisten Leute, die ich als Pietisten sie zur Schau tragen sah. Aber das verhindert nicht, daß mir diese Parade dennoch vom Bösen zu sein scheint, daß sie dem edelsten Streben einen sündhaften Beigeschmack gibt, der reinsten Gesundheit eine Schminke auflegt, die sie entstellt, und jeden Zweifler berechtigt, aus der Schminke auf die Prunksucht, aus der Schau auf den Mangel an innerem Ernst zu schließen.

3.

Diese Beobachtungen und Bemerkungen sind das Ergebniß meiner persönlichen Unterhaltungen mit den Vertretern der beiden Parteien. Aber ich wünschte tiefer in die Verhältnisse und Streitpunkte hineinzusehen. Deswegen frug ich nach den bedeutendern Schriften, die die beiden Parteien zu bezeichnen im Stande. Zu meiner Verwun-

derung hörte ich, daß es deren mit Ausnahme von ein paar Brochüren, — die ich aufschrieb, um sie nachzulesen*) — fast keine gibt. Der Streit war schon zur Frucht herangereift, ehe er in der Wissenschaft feste Wurzel gefaßt hat. Im ersten Augenblick war ich darüber erstaunt genug. Nach und nach erklärte ich mir übrigens diesen Umstand von selbst. Der Methodismus und Pietismus sind eine englische und deutsche Frucht und wurden als solche auf den Baum des französischen Protestantismus geimpft. So konnte dieser Ast Früchte tragen ohne eine eigene Wurzel und einen eigenen Stamm zu haben. Ueberdies aber lernte ich mit jeder Unterhaltung mehr einsehen, daß der Protestantismus in Frankreich noch eigentlich gar keine Wissenschaft hat. Die deutschen Theologen vor Allem, und ein wenig auch die englischen sind die Führer des französischen Protestantismus. Alle Professoren, die ich sah, verstanden mehr oder weniger deutsch, und wenn die Orthodoxen bei Herrn Hengstenberg in die Schule gegangen, so waren ihre Gegner die Schüler der deutschen Rationalisten, nur fehlte ihnen die Keckheit der letzteren; denn fast nie kommt es noch heute in Frankreich vor, daß ein Antimethodist und Rationalist die Gottheit Christi leugnete.

Bei meinem Suchen nach dem festgedruckten Buch-

*) **Coquerel**, Le salut dans toutes etc.
Poupot, S. Paul et le Méthodisme.
Frossard, Le pasteur évangélique en présence du rationalisme moderne.
A. **Desaspasin**, Lettres à Mr. Coquerel sur le projet d'ordonnance etc. — 1840.
Martin-Saschau, Lettre à Mr. Desaspassin sur le méthodisme.
Lettre de Mr. **Coquerel** à Mr. Juillerat
Reponse de Mr. **Juillerat** à Mr. Coquerel.

staben des Streites fiel mir zufällig eines der Programme der öffentlichen Jahressitzung der Facultät zu Anfang des Schuljahres in die Hand, und da fand ich denn halbwegs, was ich suchte. Ich ließ mir dann die letzten zehn Jahre geben, und will aus den bedeutendern hier ein paar Auszüge mittheilen.

Alljährlich wird vor der versammelten Universität, den Autoritäten der Stadt und den protestantischen Geistlichen der Umgegend eine Rede zur Eröffnung des Schuljahrs gehalten; mit jedem Jahre kommt ein anderer Lehrer an die Reihe. 1841 sprach Herr Monod, 1842 Herr Nicolas, 1843 Herr de Felice, 1844 Herr Montet. So wechselten die Methodisten mit den Nichtmethodisten ab. Und jede folgende Jahresrede war eine Art Antwort auf die vorhergehende. Ein ganzes Jahr lang mußten die Gegner den stummen Harm herumtragen, um ihm endlich am langersehnten Tage Luft machen zu können. Doch zu den Reden selbst.

Herr Monod eröffnete für uns 1841 den Wettkampf. Er begann und sagte: „Die protestantische Kirche zeigt in unsern Tagen ein Schauspiel, das uns nur freuen kann. Eine Bewegung, in der die Hand Gottes sichtbar ist, greift nach und nach in ihr um sich und verbreitet die Frömmigkeit, die im Geiste Jesus Christus ist. Es ist wahr, wenn man bedenkt, was die reformirte Kirche sein sollte, ja selbst, was sie einst gewesen, so läßt dieses Wiedererwachen noch viel zu wünschen übrig.“ — —

— — „Wir freuen uns dessen als Christen und um der Liebe der Auserwählten willen, die die Gnade erhalten, die in Jesus Christus ist; — wir freuen uns dessen als Prediger, — — denn die Vereinzelung unserer Kirchen quält uns, und wir fühlen das Bedürfniß

eines Mittelpunktes der Einheit und der Autorität; aber wir erwarten die Organisation vom Leben, und nicht das Leben von der Organisation. Wir freuen uns dessen endlich als Lehrer, und um der Liebe zur philosophischen Wissenschaft willen, deren Wiedererwachen, das wir aus ganzem Herzen herbeiwünschen, nicht besser verbürgt werden kann, als durch das Wiedererwachen des Glaubens." — — „Aber was wir die rechte Frömmigkeit nennen, ist eine aufgeklärte, verständige, feste, auf die heilige Schrift, und zwar die recht verstandene Schrift, gesetzte Frömmigkeit. Ihre Lehre ist die alte orthodoxe Lehre, worunter wir nicht ausschließlich dies oder jenes menschliche Symbol verstehen, sondern die, welche die gemeinsamen Lehren aller großen Glaubensbekenntnisse der ursprünglichen, so wie der reformirten Kirche enthält." — — „Wir sprechen ebenso nur von der wahren Wissenschaft. — Aber was wir die wahre Wissenschaft nennen, ist eine praktische, bescheidene Wissenschaft, die sich selbst nur achtet, weil sie der Sache der Wahrheit dient." — —

— — „Wir behaupten nicht, daß die Frömmigkeit und die Wissenschaft unverträglich mit einander." — „Der fromme Schüler wird sich dem Studium der Bibel mehr widmen als ein anderer, und das tiefe Studium der Bibel ist die Mutter aller Theologie." — — „Unterstellen wir also einen jungen Theologen, der die Bibel zur Hand nehme, und Sie werden sehen, daß er dahin geleitet werden wird, einen Zweig der theologischen Wissenschaft nach dem andern zu studiren." —

Der Ideengang ist klar, und der Schluß, daß die Bibel die Mutter aller andern Wissenschaften sein muß. Das ist die Auffassung des englischen Methodismus. Herr

Monod nennt diese Lehrart selbst **méthode biblique,** und sie war es, die den Methodisten ihren Namen gab. —

Diese Methode aber wird in Herrn Monods Rede noch vereinfacht. Nicht sowohl die Bibel, die **méthode biblique,** sondern eigentlich die Frömmigkeit ist die Quelle aller Studien, — und so tritt dann der französische Orthodoxismus aus dem Felde des englischen Methodismus in das des deutschen Pietismus über. Er sagt: „Aber wenn die Frömmigkeit das Feld der Arbeit für den Theologen vorbereitet, so bereitet sie ebenso den Theologen zur Arbeit vor.“ Und fährt fort: „Ein Mensch, der Alles thäte, was er könnte, würde weit kommen. Wie oft haben nicht Faulheit, Verschwendung, Sorgen, Mangel an Ordnung, Aufregung der Seele einen Geist zernichtet, den man nur pflegen, ja nur stille gehen hätte lassen sollen, um ihn das Ausgezeichnetste leisten zu sehen. Die Frömmigkeit beugt dieser Unordnung vor, oder verbessert sie.“

So kommt er zu der Lehre der Gnade: „Haben wir Alles gesagt? Und wiederholen wir nicht, daß die Frömmigkeit dem Theologen eine Kraft leiht, die ihren Sitz außer ihm hat, und die nichts weniger ist, als die Gottes? Hier ist es nicht mehr allein der Geist des Menschen, geregt durch den Glauben, es ist der Glaube, der den Geist Gottes selbst in das Herz des Menschen herabzieht.“ — Hegel kam auf einem umgekehrten Wege fast zu demselben Ergebniß. Die Methodisten lassen Gott in das Herz des Menschen herabkommen, die Hegelianer erheben den Menschen zum Herzen Gottes. Beide vergöttern sich am Ende selbst, und das ist das alte Wunder, nach dem die Endpunkte sich berühren. —

Der Einwurf, daß mit der Lehre von der Gnade die Wissenschaft überflüssig werde, liegt zu nahe, als daß der

Redner nicht selbst auf ihn hätte stoßen sollen. „Wer Alles von der Gnade erwartet, hat die Wissenschaft nicht nöthig, sagt man uns; daß er glaube und bete, das genügt. — Sie würden Recht haben, wenn man sich einbildete, ohne Arbeit der Gnade theilhaftig zu werden. Das aber hieße Gott in Versuchung führen. Gott handelt durch Mittel, und nur unter der Bedingung, gewissenhaft Gebrauch von ihr zu machen, wird die Grade allen wirksam. Deswegen ist der Gebrauch der Mittel grade ebenso nöthig, als wenn es keine Gnade gäbe, um unserer Schwäche Kraft zu leihen." —

Die Antwort ist fein genug, aber nur, scheint es, nicht ebenso logisch. Die englischen Quäker, die da glauben, daß jede Magd und jeder Knecht, über die der Geist gekommen, die besten Prediger seien, gehen viel folgerechter zu Werke. Und Herr Monod selbst muß dies halbwegs zugestehen: „Aber trennt man nicht absichtlich die Wissenschaft weit von dem inneren Leben? Und ist diese untergeordnete Stellung geeignet, sie aufzumuntern? Wir verhehlen es nicht: es gibt unserer Ansicht nach weder Genie noch Wissen, die bei dem Prediger einem von der Gnade Gottes bereicherten Herzen gleich kämen." Er fürchtet den „Götzendienst der Wissenschaft," — **l'idolatrie de la science**, — der die Wissenschaft selbst verderbe, und glaubt in der Frömmigkeit den einzigen wahren Schutz gegen diesen Auswuchs zu finden. „Laßt sie machen, die Frömmigkeit wird Gelehrte in ihrer Art, d. h. in der Art der Bibel schaffen, die wenig sprechen aber viel thun, denn die Wissenschaft Gottes, ebenso gut wie das Reich Gottes, besteht nicht in Worten, sondern in der That."

Ein anderer Einwurf führt den Redner zu einer weitern Abfertigung: „Man sagt uns: die Frömmigkeit,

wie Ihr sie versteht, fußt auf einer bestimmten Lehre, und zwar einer sehr positiven, an der sie nie zweifelt. Somit darf sie die freie Bewegung nicht mehr annehmen, die der Wissenschaft allein zusagt. Wer sagt: Wissenschaft, sagt: Forschung; aber wozu suchen, wenn man sicher ist, gefunden zu haben? Von dem Augenblicke an, wo Sie der Wissenschaft ein fertiges Ergebniß, zu dem sie nothwendig kommen muß, vorlegen, nehmen Sie ihr ihre Freiheit, die ihr Leben ist.“ — Hierauf antworte ich: In der Zeit, wo die Astronomie die Erde in den Mittelpunkt der Welt stellte, fesselte dies Ergebniß die Wissenschaft, die nicht anders mit sich selbst im Einklang bleiben konnte, als indem sie von einem Irrthum in den andern fiel. Aber — wenn es sich von wahren Ergebnissen handelt, werden diese der endlichen Auffindung der Wahrheit schaden? Im Gegentheile, sie werden die Wissenschaft leiten. — Führen wir endlich die Theologie selbst an, und zwar die Theologie, die Ihr, von denen der Einwurf ausgeht, lehrt. Denn Sie selbst haben gewisse Ergebnisse, gewisse feste Grundsätze, die auch für Sie über allen Angriff liegen, und wäre es auch nur das Bestehen Gottes und die Unsterblichkeit der Seele. Finden Sie, daß dieselben Ihnen die Freiheit Ihrer Forschungen nehmen?“ —

Er sucht seine Ansicht durch das Beispiel der ersten Christen, dann der Reformatoren zu beweisen. Luther sagte: „**bene orasse est bene studisse.**“ — Aber ich zweifle, daß es deswegen wahr, wenn der Redner behauptet, daß die Frömmigkeit zur Bibel, und die Bibel zur Reformation geführt habe. Die Wissenschaft ist unbedingt und geschichtlich die Grundlage der Reform. Doch ist hier nicht der Ort, mit dem Redner zu rechten.

Nachdem er so seine Ansicht fest ausgesprochen, greift

er die seiner Gegner an. Er nennt sie nicht, sondern bekämpft im Allgemeinen den Rationalismus: „Das erste Unrecht desselben ist, das biblisch-religiöse Element aufzugeben.“ Er zeigt die Auswüchse desselben: „Barth beklagte sich beim Minister Zedlitz, daß die jungen Theologen der historischen Seite ihrer Wissenschaft zu viel Zeit gönnten, die besser zum Studium der Nationalökonomie, der Medizin und — wird man es glauben? — der Thierarzneikunde verwendet werden könne. Aus den Schulen ging diese Denkart in die Prediger über, die, dem Gange dee Wissenschaft folgend, aus einer christlich-philosophischen, zu einer philosophisch-socialen und socialutilitaren wurde.“ —

Schlagender ist, wenn er sagt: „Aber das, was ein Theologe that, mußte der nach ihm kommende Theologe ebenfalls thun; und so mit jedem neuen Doctor neue Theorien, die die Stelle der Andern einnehmen, um sie bald wieder andern zu überlassen.“ — Das führt dann Herrn Monod endlich zu dem Schlusse: „Der Rationalismus hat der Theologie grade so genutzt, wie die Encyclopädie der Philosophie in Frankreich. Er hat Alles zernichtet, ohne etwas zu begründen.

Im nächsten Jahre, grade 365 Tage später, antwortete Herr Nicolas auf diese Rede. Die Gegner der „Orthodoxen“ in Montauban sind keine Nichtorthodoxen und keine Rationalisten, sondern Orthodoxen mit rationalistischen Neigungen. Somit konnte die Antwort keine Vertheidigung sein, denn man nahm die Anklage nicht an. Deswegen ist sie aber nicht weniger ein sehr klarer und scharfer Gegensatz.

Er beginnt damit, daß er die Philosophie vertheidigt, und sagt: „Alle diese Declamationen (gegen die Philosophie) sind weniger von Liebe zur Wahrheit als von persönlichem Interesse eingegeben. Weil sie die Irrthümer, auf denen sie standen, mit Muth zusammenstürzen sahen, weil sie fürchten, von einer usurpirten Stellung vertrieben zu werden, haben die, die ein Geschäft daraus machen, sie zu verläumden, sich wie ein Mann erhoben, und auf eine Weile den Haß, der sie trennt, vergessen, haben sie ihre Kräfte vereinigt, um sie zu stürzen oder wenigstens ihre Macht zu schwächen."

Er glaubt sich aber von vorn herein verwahren zu müssen, daß er als Philosoph so weit gehe, die Geheimnisse Gottes durchdringen zu wollen. „Ein einziges Wesen besitzt Allwissenheit, es allein kennt das Geheimniß aller Sachen; es allein hat die zahllose Masse des Geschaffenen gezählt; es allein weiß: weswegen und wie es besteht. Dies einzige Wesen ist Gott!" — Seine Philosophie ist die, die das Wort selbst andeutet, „Freunde der Weisheit, Liebe zur Wissenschaft;" *) — die, welche Cousin als „ein Streben des menschlichen Geistes, sich eine verständige Rechenschaft von dem zu geben, was ist" — definirt.

Und so fährt er fort: „Die Philosophie ist weder in Einem Systeme noch in Einer Schule. Es ist Philosophie in allen Systemen, in allen Schulen. Es ist um so mehr Philosophie in einem Systeme, je mehr es im Stande ist, Thatsachen zu erklären und ihre Ursachen anzugeben. — Deswegen verkündet der wahre Philosoph nicht, daß vor ihm die Welt im Dunkeln herumgetappt, nicht, daß es außer seinem Systeme keine Wahrheit gebe. Dieser Geist der

*) Φιλοσοφοι, φιλοσοφια.



Secte, der sich für eine Idee enthusiasmirt, der sie mit Ausschluß aller andern für allein wahr ausgibt, der auf sie alle Wahrheit und alle Vernunft bezieht, dieser enge und ausschließliche Geist ist ihr unbekannt, er widerstrebt ihrer gesunden Vernunft, wie er mit den Lehren der Geschichte im Widerspruche ist. — — Ich behaupte nicht, daß man keinen höhern Gesichtspunkt auffinden, Nichts entdecken, was mir entgangen, keine tiefere Erklärungen angeben könne. Ich gebe Ihnen die Früchte meiner Arbeit, glücklich, wenn sie denjenigen nützlich sein können, die nach mir kommen und einen Schritt weiter in der Entdeckung der Wahrheit machen. Das ist die Sprache eines wahren Philosophen, und so denkt und urtheilt ein wirklich wissenschaftlicher Geist." — Der Schluß ist freilich nicht sehr bescheiden, aber ich kann versichern, daß der Redner viel bescheidner als diese Phrase ist.

Er fährt fort: „Die Philosophie besitzt somit die Wahrheit nicht. Nein, ich habe es Ihnen schon gesagt, Gott besitzt sie, der Mensch sucht sie. Wenn die Philosophie die Wahrheit besäße, so wäre sie keine Philosophie mehr, sondern die Weisheit, und der, der sie besäße, wäre kein Mensch, sondern Gott." — — „Sie will nur Eines lehren, sie will Sie denken lehren; und das ist mehr werth, als Ihnen die Kenntniß einer gewissen Zahl von Wahrheiten zu geben und sonst nichts." — —

„Und wer hat wahrere, größere, moralischere Ideen — selbst unter einer Religion, deren Göttergeschichte die Immoralität lehrte — in die Welt gebracht als Aristoteles, Zenon, Epictet und Marc Aurel? Wer hat unter den Heiden die Aufnahme der christlichen Offenbarung vorbereitet, wenn nicht die Neuplatoniker, die sich in Wahrheit als ihre Feinde

erklärten, die aber zu derselben Zeit die Meister derjenigen waren, die zu jener Epoche das Christenthum am besten verstanden und dargestellt haben?" *) So geht Herr Nicolas endlich über und greift die Gegner der Philosophie selbst an, und wenn die Angriffe nicht gerade die gewandtesten sind, so sind sie deswegen nicht weniger heftig: „Es giebt Leute, die gegenüber diesen Ergebnissen die Philosophie noch zu verurtheilen wagen. Sie sehen in ihr, die Einen die Feinde der öffentlichen Ordnung, die Andern die Gegnerin der Religion, und sie stoßen sie als ein allgemeines Auflösungsmittel, das nur zerstören könne, zurück. — Bemerken Sie vorerst, daß eine Verfassung, die den Gesetzen der Vernunft nicht gemäß, keine Hingebung verdient, und daß eine religiöse Form, die keine Untersuchung erleiden mag und kann, kein Recht auf unser Vertrauen hat. Wann haben Sie einen ehrlichen Mann gefunden, der sich dem Urtheile seiner Mitbürger zu entziehen sucht?" — Dieser Uebergang führt endlich Herrn Nicolas zur Darstellung seiner eigenen Auffassungsweise der Philosophie und ihrer Stellung gegenüber der Theologie. „Die Religion, die Gesellschaft, die Philosophie befriedigen drei Bedürfnisse. — Der Mensch ist in der That ein Wesen des Gefühls des Denkens und des Handelns. — Diese drei Bethätigungen der menschlichen Natur sind gleich gesetzlich; keine kann und darf die Rechte der andern leugnen. Wo diese Ungerechtigkeit stattfindet, beginnt der Kampf und schleicht sich die Unordnung ein. Dieser Fehler kann von allen dreien begangen werden. Weswegen wollen Sie, daß die Religion stets Recht haben soll, und der Staat und die

*) Ich berichte nur und enthalte mich daher hier aller Würdigung und Kritik.

Philosophie niemals? Klagen Sie meine Worte nicht an; ein Freund ist mitunter strenge, ein Schmeichler stets nachgiebig." — Endlich sucht er zu zeigen, wie die Philosophie, die das Christenthum angegriffen, in ihrem Angriffe untergegangen, und kommt so zu den Schlußbemerkungen: „Wo und zu welchen Zeiten hat die theologische Wissenschaft am hellsten hervorgestrahlt? Nur da, wo man zu denken verstand, das heißt, wo die philosophische Wissenschaft mit Liebe betrieben wurde. — — Sehen Sie sich die Kirchenväter an; welche waren die bedeutendsten, welche haben am tiefsten gewirkt? Sind es nicht diejenigen, die die größten philosophischen Kenntnisse hatten? Clemens von Alexandrien, Origenes, Augustin? Im Mittelalter machte die Religion gemeinsame Sache mit der Philosophie; ist diese Gemeinschaft nicht offenbar in Anselm Abälard, Thomas d'Aquin und Duns Scott? Sehen Sie ebenfalls, jenseits des Rheins, einen Schleiermacher, einen de Wette, Twesten, Hase; zugleich tiefe Theologen und große Philosophen."

Die Orthodoxie hatte eine Revange zu nehmen, 1843 kam sie an die Reihe. Aber Herr de Felice war klüger als sein Mitkämpfer, Herr Monod. Dieser hatte eine Rede über die Nothwendigkeit der Frömmigkeit, als Grundlage der Wissenschaft, gehalten; Herr de Felice hielt eine Rede: über die Nothwendigkeit der Wissenschaft für die Theologen. So stellte er sich ins Lager seiner Gegner. Schon in der Einleitung sagt er dann: „Indem wir Euch aber die Wissenschaften empfehlen, sind wir weit entfernt, sie über, ja nur neben den Glauben zu stellen. Die Wissenschaft ist nicht immer



mit der Bibel einverstanden. Oft widerspricht jene dieser, oft scheint diese ihr zu widersprechen. Man kann dies bejammern, aber man darf sich nicht darüber beklagen." Der Redner malt den Kampf des Zweifels, der nicht weiß, welchen Theil er aufgeben soll: „O, wir werden nie im Namen des Christenthums die Hälfte unserer Fähigkeiten, die wir von Gott erhalten haben, fahren lassen. Der Glaube erhebt sich nur zu seiner ganzen Höhe, wenn er über den ganzen Menschen herrscht."

„Aber wo soll denn der Pastor, außer der Wissenschaft, die Waffe finden, um seinen Glauben in einer Zeit wie die unsrige zu vertheidigen?"

„Wir wissen wohl, daß der tiefe und lebendige Glaube in sich selbst das beste Mittel der Kritik enthält." —

„Beeifern Sie sich darum, das Licht der Wissenschaft in Ihnen zu zünden, um zu ersetzen, was Ihnen an Glauben fehlen könnte." —

„Man sagt zwar: eine zu große Hingebung an die Studien kann der Frömmigkeit schaden, indem sie aus der Religion einfach eine Sache der Logik und der geistigen Erkenntniß macht. Ich gestehe, daß diese Versuchung mir ganz werth scheint, aufs ernstlichste berücksichtigt zu werden. — Aber zerstört denn der Mißbrauch die Regel?" —

„Es ist gefährlich, nur wenig Wissenschaft zu haben; suchen wir also deren viel zu haben, und die Gefahr wird nicht mehr bestehen."

Der Lehrer der Philosophie hätte nicht anders sprechen können als Herr de Felice gethan. Die tiefere Ansicht liegt in ein paar Andeutungen verborgen. Die Vorwürfe, daß die Orthodoxen die Wissenschaft verachten, waren zu laut geworden, und diese Anklage führte die Rede des Herrn de Felice herbei.

Im Jahre 1844 kam mit dem Dekan, Herrn Montet, die Gegenpartei abermals an die Reihe. Seine Rede ist um so heftiger, je klüger die des Herrn de Felice gewesen war. Schon in der Einleitung spricht er von einem „Eifer, der weniger aufgeklärt als heftig," **un zèle plus ardent qu'éclairé,** — und dann geht er über und klagt: „Es ist unmöglich, wenn man sich über unsere religiöse Stellung Rechenschaft gibt, nicht vor Allem die Schwäche unserer theologischen Kenntnisse zu bemerken." *) — Das war der Ausfall. Aber dann scheint der Vertreter der freisinnigen Partei doch gleich wieder gefühlt zu haben, daß auch er und die Seinigen der Vertheidigung bedürfen, und so kam auch er auf die Wechselwirkung zwischen Glauben und Wissenschaft zu sprechen, und sagte: „der Glaube ist das Leben der Kirche, wie die Grundlage jeder lebendigen und reinen Frömmigkeit; je nachdem der Glaube sich bewährt, sich ändert, vermindert oder verschwindet, — erhebt, entwickelt, fällt oder stirbt die Kirche selbst. Die Religion ist keine Sache des Raisonnements, sie hat ihren Sitz in dem Tiefsten, in dem geheimsten Mittelpunkte unseres Wesens." —

Aber sein Uebergang ist ein anderer, er fährt fort: Verkündet denn die Geschichte nicht auf jeder Seite die unabweisbare Nothwendigkeit, die Wissenschaft nach der Vorschrift des Apostels mit dem Glauben zu vereinigen, und so diese beiden Seiten des religiösen Lebens eine durch

*) Herr de Felice halte diese Ansicht eine „**présomtueuse déclamation,** eine Lüge genannt — — die man nicht mehr wiederholen würde, wenn man sich die Mühe geben wollte, — — Deutschland, das in unsern Tagen der klassische Boden der Theologen ist, zu studiren.



die andere zu befestigen. Es ist ein wunderbarliches Paradoxon, zu fordern, daß der Mensch im Suchen nach Wahrheit sich in zwei Theile trennen soll. Verlangt die Religion nicht alle unsere Kräfte? Muß sie sie nicht alle ändern und veredeln? Drängt sich die religiöse Wissenschaft dem Menschen nicht ebenso gut auf, als auch der Glaube? — — Nein, das Mittel, zu glauben, ist nicht sich zu verdummen (abêtir); und den Reichthum seiner geistigen und moralischen Organisation zu zerstören bringt den Menschen Gott nicht näher." Das Alles ist vielleicht nicht so scharf als hart, es sind keine Schwerthiebe sondern Keulenschläge. Es scheint auch fast, als ob der Redner fühle, daß er zu weit gegangen, und so lenkt er ein: „Aber, wo bin ich denn? und vor wem bin ich, daß ich von Aufklärung, Forschung und Wissenschaft spreche? Söhne der Reform, können wir uns mit einem Autoritätenglauben und einer rein traditionellen Religion begnügen? Sollen wir sie, die unsere Väter mit ihrem Blute erworben, aufgeben, in einem Augenblicke, wo sie in der ganzen Welt sich in das politische und sociale Leben hineindrängt?"

Fast aber hat es dann wieder das Ansehen, als ob er jetzt fürchte, wieder zu nachgiebig gewesen zu sein, und so kommt abermals ein neuer Keulenschlag: „Zwei Irrthümer vereinigen sich in der Verachtung der religiösen Wissenschaft, ein reger und oberflächlicher Sentimentalismus, der die Religion auf große Gefühle, mehr oder weniger unbestimmt, herabschraubt, und ein übertriebener Mysticismus, der die Aufklärung verdunkelt und die Pflichten schwächt. Diese beiden Irrthümer sind gleich gefährlich." —

Die Orthodoxen sprechen oft und viel von der Wiedergeburt der Religiosität und rechnen diese Wiedergeburt von dem Beginne des Methodismus und Pietismus an. Herr Montet

glaubt ebenfalls von dieser Wiedergeburt sprechen zu müssen, aber setzt dann hinzu: „Es scheint uns ebenso gewagt, die Tiefe und den Ernst dieser neuen Manifestation des religiösen Lebens zu behaupten, als ihre Realität in Abrede zu stellen oder zu verkennen." Er spricht dann von den Secten, ihrem glühenden Proselyten-Eifer, er wirft ihnen ihre „fremden Formen und düstern Lehren" vor; er deutet an, wie ihnen „die Gefahr drohe unter einer ausschließlich und übertrieben praktischen Tendenz die speculative und rationelle Entwickelung des Christenthums zu erdrücken." Er ruft aus: „Bekämpfen wir die Gefahr des Formalismus; der Formalismus ist die Wunde der Kirche, wie er der Schatten und das Gespenst des wahren christlichen Lebens ist. — Man hält sich, wenn auch das practische Leben nicht mit den Fortschritten des Glaubens Schritt hielt, für religiös, weil man einer Partei angehört, in der ein heftiger und thätiger Eifer Mode geworden, weil man, ohne daß das Herz davon berührt und das Gewissen erschüttert wird, religiösen Handlungen beiwohnt, in deren öfterer Wiederholung eine glühende Frömmigkeit ihre Nahrung und ihre Freude findet. Man hält sich für wohlthätig, eifrig für den Ruhm Gottes und die Herbeiführung seines Reiches, weil man sich einige leichte Opfer auflegt, die den Egoismus und die sinnlichen Gewohnheiten Nichts kosten." —

Zum Gegensatze ruft er aus: „daß unser religiöses Leben breit, grundfest, ruhig und mäßig sei, wie jene Weisheit dort Oben, die es abspiegeln und bethätigen soll. — Fern aber sei von uns aller geistige Stolz, alles Sectenwesen, und jede Neigung zum Separatismus."

Er fühlt, daß das Bedürfniß der Autorität die Secte, oder die Glaubensauffassung der Methodisten schuf, und deswegen sagt er: „Erkennen wir es offen an, wir haben

kein Interesse, es zu leugnen, erkennen wir, daß, unter der obwaltenden Autorität des Evangeliums, die Verschiedenheit der Auffassung der Character des Protestantismus ist. — Erklären wir, daß die Reform die Zerstörung jeder menschlichen Autorität im Geistesreiche ist, ein neuer Aufschwung, eine Erhebung der Intelligenz, die Befreiung des Gedankens und des Gewissens der Menschen, das Recht und die Pflicht für Jedermann nach seinen Kräften und unter Leitung des Geistes Gottes an den Quellen der Erhebung und des Heils, die seine Gnade uns geöffnet hat, zu schöpfen. — Hüten wir uns vor der Sucht nach Einförmigkeit — gefährlicher und lächerlicher Irrthum einer andern Kirche! — Weisen wir daher den blinden und eifrigen Dogmatismus von uns ab." — Und so kommt er zuletzt zu dem Schlusse:

„Es giebt endlich eine Richtung des theologischen Geistes, gegen die ich ebenfalls noch warnen muß. Es ist das jene nur zu allgemeine Verwegenheit, die den einfachen und klaren Unterricht, die leuchtenden Lehren des Evangeliums verläßt, und sich mit einer um so heftigeren Hingebung, als sie wenig klar ist, jenen mysteriösen Lehren, überläßt, die außer der menschlichen Vernunft, deren Dunkel das göttliche Wort für uns nicht zu zerstören vermochte, liegen?"

4.

Aus diesen verschiedenen Streitschriften, denn sie sind nichts Anderes, wird der eingetretene Bruch sehr klar. Es ist der alte und allwärtige Streit zwischen der Freiheit des Denkens und der Nothwendigkeit einer höhern Autorität. Und wunderbar, wie alt der Streit ist, so wird er doch mit Blindheit geführt. Es

ist sehr oft klar geworden, sehr oft klar ausgesprochen, und die Parteien gestehen sich's wechselseitig zu, daß die Freiheit des Denkens nicht ohne eine höhere Autorität, und die höhere Autorität nicht ohne Freiheit bestehen könne. Der Menschengeist genügt nicht, bis in die letzten Geheimnisse seines Seins und seines Berufes zu dringen, er bedarf eines über und außer ihm selbst liegenden Ausgangspunktes und Zieles. Und ebenso ist zur Erkennung dieses Ausgangspunktes der freie Gedanke, zur Erreichung dieses Zieles der freie Wille nothwendig. Die Gränzen beider aufzufinden, ist gewiß sehr schwer; aber wenn nur die gleiche Nothwendigkeit beider anerkannt ist, so ist wenigstens ein friedliches, gemeinsames Streben des Einzelnen zu dem Ziele, das sie sich gesteckt, möglich.

Trotz der oft erkannten Nothwendigkeit dieser Verbindung und Wechselwirkung zwischen Freiheit und Gesetz, zwischen Denken und Glauben, zwischen Wissenschaft und Religion, — spaltet sich die Menschheit um ihretwillen in zwei feindliche Lager. Trotz der wechselseitigen Anerkennung jener Wahrheit, trotz der Wissenschaftlichkeit der Orthodoxen und der Orthodoxie der Philosophen in Montauban, theilen sich die Lehrer dort in zwei scharf geschiedene, sich bekämpfende Parteien.

Die Ursache aber liegt nicht in der Nothwendigkeit des Kampfes, sondern in der Engherzigkeit der Menschen. Nur selten begreift Einer, daß aus dieser Endlosigkeit des Kampfes selbst seine Nutzlosigkeit sehr klar hervorgeht. Noch öfterer vergessen aber die Leute, die im Grundsatze die Doppelnothwendigkeit der Freiheit und des Gesetzes anerkennen, in der Anwendung diese Doppelnothwendigkeit zuzulassen und durchzuführen. Je nachdem die Einen und Andern sich nach der einen oder andern Seite hinneigen,

lernen sie immer mehr übersehen, daß auf beiden Seiten eine Wahrheit, eine Urnothwendigkeit des Menschengeistes vertreten ist. Die Anhänger der Freiheit glauben diese gegen die Anhänger des Gesetzes, die Freunde des Gesetzes dasselbe gegen die der Freiheit vertheidigen zu müssen, und im Kampfe selbst werden dann beide je nach ihrer Stellung die Feinde des Gesetzes oder der Freiheit, des Glaubens und des Denkens, der Autorität und der freien Ueberzeugung.

Es gibt nur eine Rettung gegen diese Neigung der Menschen, ja fast der Menschheit, sich wechselseitig in den schroffen Gegensatz hinein zu hetzen, und aus Freunden einer heiligen Sache zu Feinden einer nicht weniger heiligen zu werden. Und die Rettung liegt in dem Bewußtsein der Nothwendigkeit des Gegensatzes selbst Dies Bewußtsein allein kann zur Duldung führen, und nur die Duldung führt zur Aussöhnung, zugleich zur Rettung der Freiheit und des Gesetzes. Die Duldung aber muß eine lebendige sein. Und lebendig ist sie nur, wenn sie von der höchsten Liebe und Anhänglichkeit an einen höhern Grundsatz beseelt ist. Die lebendige Duldung ist duldsam gegenüber den Menschen, unduldsam gegen sich selbst. Sie ist bereit für den eignen Grundsatz das Letzte zu opfern, aber sie hat Liebe und Milde genug, den Grundsatz Anderer zu achten und wenigstens unangegriffen zu lassen. Strenge für den eignen Grundsatz, milde gegen die That.

Nur auf diese Weise ist es möglich, daß dereinst ein geachtetes Gesetz neben einer geachteten Freiheit bestehen kann, nur so ist eine Autorität ohne Tyrannei, eine Freiheit ohne Anarchie zu verwirklichen.

Und diese Duldung ist auch der Kern des Christen-

thums selbst. Christ lehrte sie in Wort und That. Seine Lehre ist im Worte, im Grundsatze die Unduldsamkeit selbst, und in der That, in der Anwendung die höchste Duldung. Er lehrte in seiner Bergpredigt, daß wer nur seines Nächsten Weib ansehe, verdammt sei; er handelte, als er der Ehebrecherin begegnete, im Geiste der höchsten Milde. Die ersten Christen waren gegen sich die strengsten Vollzieher des Gesetzes, und gegen alle Andern, gegen alle Heiden die duldsamsten Gegner, die je einer feindlichen Lehre gegenüberstanden. Und diese Duldung selbst gewann ihrer Lehre die ganze civilisirte Welt. Und erst als diese Duldung aufhörte, als die Christen herrschen gelernt hatten, fand ihre Lehre eine unübersteigliche Gränze; als sie das Schwert zu Hülfe riefen, wurden sie von dem Schwerte Mohameds besiegt. —

Die Orthodoxen in Montauban kennen in dieser Beziehung nur das Wort, aber nicht den Geist des Christenthums. Sie sagen: „Wir besitzen die Wahrheit, wir haben die Gnade Gottes," und glauben damit das geistige Todesurtheil ihrer Gegner ausgesprochen zu haben. Diese theoretische Unduldsamkeit führte ihre Gegner zum offenbaren Hasse; ob er deswegen größer ist, als der der Orthodoxen gegen die Rationalisten, weiß ich nicht, denn nur Gott sieht in die Herzen, und die Orthodoxen sprechen meist leise und milde, thuen, als ob sie die Liebe selbst. Aber sie sind in der That so unduldsam als möglich. Es bestanden in Frankreich, bevor der Methodismus Boden faßte, mehrere protestantische Institute zu milden Anstalten und zur Förderung des Protestantismus. Nach und nach haben die Orthodoxen die Liberalen aus mehreren derselben herausgedrängt; wo dies nicht möglich war, haben sie neue neben den alten errichtet, und wo sie ganz neue ein-

führten, schlossen sie grundsätzlich alle anders denkenden Protestanten aus. Die **Société des intérêts generaux des protestants** wurde ausschließlich methodistisch; ja sogar ein Waisenhaus durfte nicht unter dem getheilten Einfluße beider Parteien bleiben, und so entstanden deren zwei, ein orthodoxes und ein liberales.

Aus der Unterhaltung mit den Führern der Orthodoxen*) erfuhr ich, daß die deutschen Pietisten, und insbesondere Herr Hengstenberg diese thatsächliche Intoleranz großentheils zu verantworten haben. Mir schien dies sehr bald der Wurmstich ihres schönen Apfels zu sein. Ich klagte sie dessen offen an, und hörte dann zur Antwort, daß die Rationalisten ihnen in ihren Berathungen und Beschlüssen sehr oft im Wege gestanden. In seiner Unterhaltung mit Hengstenberg beschwerte sich Herr Monod über diese Zustände, und der deutsche Pietist belehrte den französischen Orthodoxen, daß in Deutschland die Pietisten eine abgeschlossene, heilige Schaar bilden, die allein handle und kein fremdes Element unter sich dulde. Der Same fiel auf keinen Stein, und heute sind die französischen Orthodoxen so ausschließlich unduldsam wie die deutschen Pietisten.

Die Folge ist dann natürlich vermehrter Haß im Lager der Gegner. Diese stoßen in der Theorie auf den guten Glauben der Orthodoxen, daß der Geist Gottes in ihnen hause, in der That auf die strengste Ausschließung. Es ist verkehrt, daß dies sie selbst zur Unduldsamkeit, zum

*) — die ich über meine Absicht, ihren Streit zum Gegenstande meiner öffentlichen Berichterstattungen zu machen, nicht einen Augenblick im Unklaren ließ, wodurch ich mir die Freiheit erlangte, selbst aus unsern Unterhaltungen die Thatsachen in mein Buch aufzunehmen. —



Hasse führt, — aber leider bei uns schwachen Menschen nur zu natürlich. Und somit hat der Orthodoxismus, der Methodismus oder Pietismus in Frankreich bis jetzt nur die Folge gehabt, die schon so kleine französische protestantische Kirche von neuem zu spalten und zu zersplittern.

Und dieses Zerreißen, dieses Zersplittern, dieses Spalten wird und muß überall eintreten, wo es zwei Ueberzeugungen gibt, die nicht begreifen, daß eine höhere Auffassung des Christenthums Duldung für die Menschen, Unduldsamkeit für den Grundsatz, — Milde gegen Andere, Strenge gegen uns selbst lehrt. Und so lange diese Lehre nicht begriffen, wird auch das Christenthum weder im Grundsatz noch in der That den Geist der Menschen lenken, den Frieden in die Herzen säen. —

Nachschrift. Als ich Montauban verließ, gab mir Herr Monod ein paar Worte für die Herren C. in Toulouse mit. Sie stehen an der Spitze der dortigen Orthodoxen, sind in etwa der Mittelpunkt des Orthodoxismus im südlichen Frankreich. Ich lernte in ihnen sehr eifrige, sehr ergebene Anhänger ihrer Ansicht kennen. Ich glaube fast, daß sie auch mehr Duldung besitzen, als die Professoren. Das wäre natürlich schon genug. Uebrigens bedurfte ich meiner ganzen Kaltblütigkeit und meines festen Entschlusses, um am Ende nicht zu einer Controversdiscussion gezwungen zu werden. Diese Familie lebt ihrem Glauben und guten Werken; was sie nicht verhindert, auch gute Geschäfte zu machen. Ich setze dies nicht hinzu, weil ich etwa glaube, daß die guten Geschäfte ihren guten Werken schaden, sondern vollkommen im Gegentheile. Leute, die irgend einen Beruf als Pflicht übernehmen, sind auch stets die besten Arbeiter und Geschäftsleute.

Die Herren Courtois — warum soll ich den Namen

nicht ausschreiben, da er ja gedruckt auf der Brochüre, von der ich sprechen will, steht? — sind, wie gesagt, der Mittelpunkt der Toulouser Methodisten oder besser der Protestanten im Allgemeinen, den Katholiken gegenüber. Der Gegensatz ist noch immer sehr scharf ausgesprochen, und macht sich noch heute im mittäglichen Frankreich bei allen politischen Gestaltungen als die einflußreichste Unterströmung geltend. — Im Jahre 1838 veröffentlichte der Erzbischof von Toulouse einen Hirtenbrief für die Fastenzeit, in dem er, im Andenken an die Geschichte seines Sprengels, sich gezwungen glaubte, seine Donner gegen die Protestanten zu schleudern. Bisher hatten die Protestanten in Toulouse sich diese Rolle des Sündenbockes stets gefallen lassen. 1838 empörten sich die Methodisten dagegen und erließen dann eine **Réponse au mandement de Msgr. l'Archevèque de Toulouse**, die in vielen Tausend Exemplaren verbreitet und selbst an den Kirchthüren von Toulouse — **o horreur!** — ausgegeben wurde, eine Masse Streitschriften veranlaßte, aber am Ende die Folge hatte, daß **Monseigneur** seit der Zeit die Protestanten mit seinen Fastenmandements vollkommen in Ruhe läßt.

Die Thatsache ist für Toulouse bemerkenswerth genug. Doch spreche ich nicht deswegen hier von der Schrift der Herren Courtois und Freunde.*) Sie hat noch ein anderes Interesse.

Wir kennen die Orthodoxen in Montauban halbwegs, wir sahen ihren Autoritätenglauben, ihre Ausschließlichkeit,

---

*) Die Antwort ist von zwei Pastoren, Labatié und Zipperlin, Herrn de Savigny und Herrn Courtois unterschrieben. Herr Monod schrieb die Vorrede.

ihre Auflehnung gegen den Geist der freien Lehre, ihre Anhänglichkeit an den Buchstaben. In ihrer Streitschrift gegen den katholischen Prälaten aber wurden die orthodoxen Anhänger der Autorität wieder ächte Protestanten. Hören wir sie.

In der Einleitung zu der Schrift heißt es: „Man kann Christ angehören und braucht deswegen nicht dieser oder jener Heerde anzugehören. So lehrt es der Herr in seinem Evangelium. — — Jeder, der lau ist im Dienste des Herrn, der sich nicht offen für ihn erklärt, der ist gegen ihn, der zerstört, ist als ein Feind betrachtet; aber nicht wer die Lehren des Erlösers bekennt, obgleich mit andern äusseren Formen als die der Mehrzahl der Christen. Die Apostel bildeten die einzige sichtbare Kirche auf Erden, und dennoch erlaubte ihnen der Erlöser nicht, sich dem Werke eines Mannes, der Wunder in seinem Namen that, obgleich er sich weigerte, sich ihnen zuzugesellen, zu widersetzen. Der Grund, den er angibt, ist merkwürdig: „denn es gibt Niemand, der Wunder in meinem Namen thut, und der zugleich schlecht von mir sprechen könnte, denn wer nicht gegen uns ist, ist für uns (Markus IX. 30)." Es ist also möglich Christ zu sein, ohne zu einer sichtbaren Kirche zu gehören, selbst wenn es nur Eine auf Erden gäbe." —

„Wer nicht gegen uns ist, ist für uns!" Das ist der Geist des Christenthums; aber der der Zersplitterung und des Methodismus heißt: „Wer nicht für uns ist, ist gegen uns!" —

Die katholischen Prälaten kennen die Bibel eben so gut, wie die protestantischen Geistlichen. Und so genügt oft das Wort nicht, und deswegen ist es nöthig den Geist zu suchen. Und so suchen ihn die Orthodoxen den Katholiken gegenüber, und sagen und erklären, wie in dem fol-

genden Beispiele: „Aber damit der Beweis um so klarer werde, geben wir zu, daß die Erklärung des Herrn (in Bezug auf die Befugniß zu binden und zu lösen, und auf die Kirche, die die Pforten der Hölle nicht besiegen sollten) nur auf den Apostel Petrus zu beziehen sei. Sie kann auf zweierlei Weise auf ihn bezogen werden; entweder auf seine Person, und dann wird der Erlöser auf das Vorrecht irgendwo angespielt haben, das Jenem gegeben worden, in gewisser Beziehung der erste Stein der Kirche zu sein, da er den Ruhm hatte, das Evangelium zuerst den Juden am Pfingsttage zu Jerusalem und den Heiden in dem Hause des Cornelius zu verkünden; — oder diese Stelle bezieht sich auf den heiligen Petrus als begeisterten Apostel, auf dessen Worte der Glaube der Kirche gebaut werden sollte, wie dies ja von allen Aposteln heißt. „„Und die Mauer der Stadt hatte zwölf Fundamente, und die Namen der zwölf Apostel des Lamms waren darauf geschrieben (Apoc. XXI. 14).““ Und es steht geschrieben an die Epheser: „„gebaut auf dem Fundamente der Apostel, ist Jesus Christus selbst der Grundstein.““ —

Aber der schlagendste, die protestantischste Stelle ist doch die folgende: „Gott selbst schickt die Prediger, um das Evangelium zu lehren; und somit können wir nur durch den Vergleich der Lehre der Prediger mit dem Evangelium wissen ob sie treu sind. Die Freiheit der Untersuchung, der Kritik, (liberté d'examen) ist Alles, was die Protestanten verlangen!“ —

Die Freiheit der Untersuchung, — gegen die Katholiken; — die Gnade Gottes, — gegenüber den Protestanten. — Nur noch ein Wort. Diese Widersprüche sollten selbst den Eifrigsten belehren und aufklären. Hier sind die Orthodoxen gezwungen, die Männer und die Grundsätze des freien Denkens, der Untersuchung, zu Hülfe

zu rufen. So nothwendig sind sie beide: der Glaube und das Denken, das Gesetz und die Freiheit, die Autorität und das selbstständige Forschen!

Duldung, Duldung den Menschen gegenüber, Unduldsamkeit für Euren Grundsatz, Milde gegen Andere, Strenge gegen Euch selbst!

5.

Aber die Studenten in Montauban? welchen Eindruck macht dieser Kampf auf sie? war meine erste Frage. Ich fand allerlei Mittel, sie halbwegs beantwortet zu erhalten, und zwar Schriften, Monumente, und wörtliche Belehrung. Vorerst von den Schriften.

Die Studenten müssen am Ende ihrer Laufbahn, um licenciés en théologie zu werden, eine Dissertation drucken lassen. Der Zufall machte mich auf diesen schriftlichen Beweis aufmerksam. Ich suchte mir so viele Dissertationen als möglich zu verschaffen, und blätterte sie durch. Jede dieser Dissertationen wird unter dem Vorsitze eines der Lehrer gemacht, trägt neben der des Verfassers auch des Vorsitzers Unterschrift, wodurch dieser halbswegs für sie eintritt.

Der Zwiespalt, der unter den Lehrern stattfindet, geht auch durch diese Dissertationen der Schüler mehr oder weniger durch. Man kann sie in methodische und nichtmethodische eintheilen. Ein paarmal leuchtete die schwankende Ansicht Herrn Jalaguiers halbswegs durch; eine Dissertation: „Welche Idee soll sich die Philosophie von dem Moralbestand des Menschen machen?“ *) ist so unbestimmt wie der Lehrer, der sie unterschrieb, doch neigt sie zu den Orthodoxen hin.

*) 1840, von Herrn Aug. Roger.

Die philosophischen Thesen unter dem Vorsitze Herrn Nicolas handelten: über die theologische Tendenz Abälards; über die rationelle Bedeutung des biblischen Dogmas von dem Fortbestehen des Leibes; über den **Montanisme.** Ich habe hier und dort von einzelnen dieser Schwalben eines zukünftigen Predigerfrühlings manches gelernt. Und ich glaube, noch Andere könnten mitunter bei den Schülern in die Schule gehen. Eine der Dissertationen schloß in folgender Weise: „Sicher, man muß das Christenthum rationalisiren, wenn ich mich so ausdrücken darf; wir bedürfen mehr als je eines rationalen Christenthums, und nur als solches wird es die Stellung einnehmen, die ihm bei den moralischen und religiösen Fortschritten unserer Epoche gebührt. Ebenso sicher muß man auch die praktische, gemüthliche, mystische Seite des Evangeliums berücksichtigen; aber vor allem muß man die Ausschließlichkeit vermeiden, und sich aller Nebelspeculationen und jedes blinden und kindischen Vertrauens in die außerordentlichen Gaben des heiligen Geistes enthalten.“ — Die Thesen die unter dem Vorsitze der orthodoxen Professoren gemacht wurden, waren natürlich andern Geistes. Hier handelte es sich darum, „ob der Eid nach der Bibel erlaubt sei;“ — „ob das Fegfeuer eine biblische Lehre;“ — „über die Nothwendigkeit des Gebetes;“ — „über die göttliche Einrichtung des Sonntags;“ — „über die Erfüllung der Prophezeiungen in Bezug auf — Babylon!“ — „über die Flüche in den Psalmen!“

Die beiden letzten Thesen sind aus dem letzten Schuljahre 1844. Die erstere derselben kam zu folgenden Schlüssen: „daß alle Prophezeiungen über Babylon und Calcedonien wörtlich in Erfüllung gegangen sind, woraus wir die Folgerungen ziehen: 1. daß diese Wunder den Beweis der

göttlichen Herkunft der biblischen Schriften liefern; 2. daß man sie mit der größten Aufmerksamkeit studiren muß; 3. daß die Prophezeihungen jede Theorie umstoßen, die ihre Grundlage im Zufalle und in der Fatalität sucht; 4. daß die wahren Schüler Christi in ihrem Glauben gestärkt, die Ungläubigen in ihrem Unglauben erschüttert werden müssen, wenn sie das Geschick bedenken, das den Völkern und den Menschen vorbehalten ist, die die Macht oder die Gerechtigkeit des Herrn der Heerschaaren leugnen!" — Die letztere Schrift kam zu Schlüssen und praktischen Folgen, und zwar: Schlüsse: 1. die citirten Stellen der Psalmen sind Verfluchungen; 2. diese Verfluchungen sind dem mosaischen Gesetze nicht zuwider; 3. sie sind nicht im Widerspruche mit dem Evangelium; 4. sie sind im Gegentheile im vollsten Einklang mit demselben. —

Die praktischen Folgen hieraus sind: „Wir sollen keine Verfluchungen gegen fremde Völker machen; denn wir bilden kein gesondertes Volk; wir haben keine besonderen Verheißungen, wir sind nicht in derselben politischen Stellung wie die Juden; — 2. wir sollen keine Verfluchungen gegen Individuen begehen, denn wir haben nicht, wie David, ein Volk im Namen Gottes zu regieren; überdies haben wir keine Inspiration 2c.; 3. wir sollen gegen Niemanden Flüche ausstoßen, denn wir leben in den letzten Zeiten, in denen die göttliche Gnade ihren Heilschatz allen Menschen, die reuig sind, öffnet, wir sollen die Reue selbst der Bösen hoffen. Wir dürfen Niemanden fluchen, denn der Herr hat uns berufen zu segnen." — — Nicht ohne Interesse ist es zu sehen, wie diese Flüche, „dem Evangelium nicht entgegen sind." Dies beweist der Vertheidiger der These in folgender Weise: 1. Das neue Testament, das die Psalmen so oft anführt, verurtheilt die Verfluchungen

nie. Wollte man mir einwerfen, daß der Erlöser seine Schüler getadelt, als sie das Feuer des Himmels auf das samaritanische Städtchen, das den Meister nicht aufnehmen wollte, herabrief; so würde ich antworten, daß man sich hüten muß, so verschiedene Thatsachen zu verwechseln. Erste Verschiedenheit: David war König von Israel. Er mußte Ordnung und Gerechtigkeit aufrecht erhalten. Seine Sendung legte ihm da die Pflicht auf, die Schuldigen zu strafen: — die Schüler Christi hatten keine solche Sendung. Zweite Verschiedenheit: David hatte Verheißungen erhalten, die die Bitten, die er gegen die Bösen und gegen seine Feinde zu Gott richtete, rechtfertigen: — die Schüler Christi hatten keine Verheißungen erhalten; die Schüler waren vielleicht weniger aufgebracht über die Beleidigung, die ihrem Lehrer geschehen, als getrieben durch den Haß der Juden gegen die Samaritaner. Dritte Verschiedenheit: Es ist sehr möglich, daß David Gott gebeten hat, seinen Feinden nie zu vergeben und sie zu zerstören, weil er durch seine Prophetengabe sah, daß sie doch im Rathe des Allerhöchsten verurtheilt waren: — die Schüler haben nichts Aehnliches in Bezug auf die Samaritaner gesehen. Vierte Verschiedenheit: Wenn David seine Feinde haßt, so geschieht dies, weil sie vor Allem die Feinde Gottes sind. Er besaß so wenig persönlichen Haß, der selbst von dem mosaischen Gesetze verdammt ist, daß, nachdem er sagt: ich hasse mit großem Hasse, er hinzusetzt: O starker Gott, siehe in mein Herz und prüfe mich, und wäge meine Rede, und siehe, ob es meine Absicht ist, Andern Kummer zu machen ꝛc. — Ja, diese Verfluchungen des alten Testaments sind endlich sogar in „vollkommenem Einklange mit dem neuen Testament," — was dann der feine Schließer ganz besonders durch die Stelle zu belegen glaubt, in der Christ im

Mitleiden über Judas sagt: „Wehe dem Menschen, der den Sohn des Menschen verrathen hat, es würde besser für den Menschen gewesen sein, wenn er nicht geboren worden wäre." — —

Die merkwürdigste These der orthodoxen Richtung aber, die mir zu Gesicht kam, aus dem Jahre 1838, ist in demselben Geiste aufgefaßt, der auch die obigen beherrscht, und wurde unter dem Vorsitze Herrn Monods veröffentlicht. Sie ist eine Blutsverwandte zu der letztangeführten und heißt: „die göttliche Begeisterung des Buches Daniels, durch die Erfüllung der Prophezeihungen bewiesen." — Der Verfasser kommt hier zu folgenden Schlüssen:

1) Das Buch Daniels ist von Gott eingegeben;

2) das erste Thier des **VII.** Cap. Daniels bedeutet die Monarchie der Chaldäer;

3) das zweite die Perser;

4) das dritte die Griechen;

5) das vierte die Römer;

6) das kleine Horn, das Daniel sich erheben, groß werden sieht in Mitte der zehn andern, bedeutet die Herrschaft des Papstes. — Diese Schlüsse sind schon ganz erbaulich; der arme Papst, der aus dem kleinen Hörnchen Daniels hervorgeht, und die großen Hörner verzehren muß!

Aber die Beweisführung und die bezogenen Autoritäten sind noch merkwürdiger; der Dissertant sagt in Bezug auf das kleine Hörnchen Daniels: „Bevor wir die Geschichte zu Hülfe rufen, wollen wir sehen, welche Eigenschaften Daniel dem kleinen Hörnchen beilegt, damit man uns nicht als Enthusiasten verschreie und uns anklage, das

Wort Gottes sagen zu lassen, was nicht in ihm enthalten ist. Die Eigenschaften, die Daniel ihr gibt, sind:

1) Seine Natur: Es soll eine von den andern verschiedene Gewalt sein. Die Commentatoren stimmen darin überein, daß ein kleines Horn, im prophetischen Style, eine geistliche Gewalt bedeutet.

2) Seine Herkunft: Gering im Ursprung, aber am Ende eine furchtbare Macht.

3) Seine Zeitrechnung: Es erscheint nach den zehn ersten Hörnern, das heißt nach der Herstellung der zehn neuen Monarchieen.

4) Seine Geographie: Im occidentalischen Reiche, weil es zwischén den zehn Hörnern entsteht.

5) Seine Erfolge: Es nimmt die Stelle von drei Hörnern ein.

6) Sein Aussehen: Es hat Augen gleich den Augen eines Menschen.

7) Seine Sprache: Es stößt Worte gegen seinen Oberherrn aus.

8) Es bekriegt die Heiligen des Herrn.

9) Die Anmaßung seiner Macht: es ändert die Zeit und das Gesetz.

10) Die Dauer seines Bestehens. Die Heiligen sind in seine Hand gegeben bis zu einer Zeit, eine Zeit und die Hälfte einer Zeit. Das ist die Gränze, die Gott ihm bezeichnet hat. Hiernach wird sein Urtheil folgen."

„Hier trägt die Prophezeihung ihren eigenen Commentar in sich. Wenn man die Eigenschaften sieht, die Daniel diesem kleinen Hörnchen gibt, so kann man dies lebendige Bild der päpstlichen Macht, des geistlichen Roms, dieses römischen Antichristen, der die Kirche Christi zerstören sollte, nicht mehr verkennen. — Man hat es schon

gesagt, die päpstliche Macht erhob sich Anfangs im Dunkeln und wurde dann zu einem Coloß, vor dem das christliche Europa nur noch knieend zu sprechen wagte. (Siehe: **la duchesse d'Abrantes**)." —

Zum erstenmale sah ich hier in Frankreich das Wort: „dieser Antichrist zu Rom." Es ist auch eine englische Neuerung oder Erneuerung. Daß übrigens der junge Methodist dem Papst nach Herzenslust zusetzt, dagegen ist nicht viel zu sagen; aber daß er am Ende gar die Herzogin von Abrantes zu Hülfe ruft, das ist fast zu grausam. Hoffentlich hat sie davon, so lange sie lebte, nichts erfahren; ist es ihr aber nachträglich, seit sie todt ist, zu Ohren gekommen, so hat sie sich ganz gewiß im Grabe vor Schrecken herumgedreht, denn es ist bekannt, daß sie eine sehr gute katholische Christin geworden.

6.

Nun zu den Inschriften und Monumenten, die über den Geist der Studenten in Montauban Zeugniß ablegen sollen.

Ich wohnte mehren Vorlesungen bei. In der Regel waren die Lehrer so gut, mir einen Stuhl geben zu lassen. Einmal kam der Stuhl zu spät, und ich blieb dann getrost auf der Bank sitzen.

Und freue mich dessen von Herzen, denn in der Schreibbank fand ich ein Monument mit den sprechendsten Inschriften. Cuvier konnte ein Thier aus einem versteinerten Knochen zusammensetzen. Ich bin kein Cuvier, und die Studenten keine versteinerten Fische, und die Bänke keine Knochen. Aber gebt mir eine Studentenbank und ich will mich anheischig machen, daraus eine ganze Facultät und ein ganzes Studentenleben zusammenzusetzen.

Auf der Bank vor mir stand vorerst die folgende Inschrift unter einem mit Eselsohren gezierten Menschenkopfe:

Eduard, tu n'est qu'un an
Et ton maitre le voici.

Sodann folgende Anzeige:

Grand concurrence.

On trouvera des parachutes philosophiques, conféctionés chez tous les illuminés de *bonne-farçe*. On fait credit aux pauvres élus, on offre toute garantie contre l'esprit allemand (qu'on ne comprend pas) trop subtil, trop facile a — — — (unleserlich) et qui menace de vous emporter dans le coupable ballon de la satanique raison.*)

Einer der Lehrer, Anhänger der Orthodoxen, heißt Eduard Boniface.

Etwas weiter war eine andere Inschrift, der neuesten Zeit angehörig.

Rodin **général en chef des jesuites** **papistes.**	**de Félice** **général en chef des jesuites** **méthodistes.**

Eine Menge anderer Inschriften waren herausgeschnitten. Ich weiß nicht, ob diese nicht vielleicht theilweise den liberalen Lehrern galten, glaube es aber kaum, und fand sonst keine Spur gegen sie. Es hatte bei den ausgeschnittenen Inschriften ganz das Ansehen, als ob irgend ein gewissenhafter Student, sich durch sie verletzt fühlend, sie reuigen Sinnes weggeschnitten habe.

---

*) Auf der Bank vor dieser sah ich eine ähnliche Anzeige mit Varianten.

Aber nicht nur die theologischen Gefühle der Studenten waren hier eingegraben.



stand rechts in der Ecke oben an; gleich drunter hieß es: **liberté de conscience!** Der Geist der Revolution gab hier dann der Reform die Hand.

Einzelne Inschriften waren dem Stillleben entnommen. Ich sah eine, die man sehr oft in den römischen Wachtstuben des pompejischen Sodom findet. Ein gewissenhafter Student hatte allerlei drum und dran geschnitzt, verbessert und hinzugesetzt, aber es war ihm nur halb gelungen, die Sünde wieder gut zu machen.

Weiter links war ein großes mächtiges Herz, von einem Pfeile durchschossen. Drin stand geschrieben: **Tony.** Wenn ich nur Zeit gehabt hätte, ich würde dieser Geschichte weiter nachgeforscht haben. Auch war eine Inschrift: Louise da, der ich auf die Spur kommen und sie interpretiren mögte. Es stand allerlei drum herum geschrieben, aber wie oben, hatte ein gewissenhafter Jüngling die Inschrift entstellt; es war nicht möglich sie in der Eile zu entziffern. Dagegen gab ich mir mit einer andern Mühe genug. Es war ein Brustbild mit langen Locken, darunter stand: **Elisabeth, le dragon à la forte cuirasse.** Und siehe, ein Gewissenhafter hatte wirklich der Elisabeth einen Helm aufgesetzt, einen Schnurrbart gemacht, die Brust mit der Dragonerbrustlatze zugedeckt, und so Alles halbwegs in Zucht und Ordnung gebracht. Nur



war es nicht möglich der Schönen das Haar gleich abzuschneiden, und das verrieth dann auch ohne die Inschrift ihr Geschlecht.

Das waren meine antiquarischen, archeologischen, geologischen, und sonst logischen Endeckungen; und ich glaube, ich hätte lange hin und herfragen und horchen können, ehe ich so schöne Aufklärungen über das innere Treiben der Herren Theologiebeflissenen in Montauban erlangt hätte.

7.

Herr Nicolas und Herr Boniface lesen zu gleicher Zeit. Da ich den erstern persönlich kennen gelernt hatte, und aus Allem sah, daß seine Stellung und sein Einfluß an der Schule nicht unbedeutend, so wünschte ich ihn in einer seiner philosophischen Vorlesungen zu hören. Er rieth mir aber ab, und sagte, daß er heute nur eine sehr trockene Namenliste zu commentiren habe, und empfahl mir die Vorlesung des Herrn Boniface zu besuchen. Ich habe Herrn Nicolas in Verdacht, daß er hier nicht ganz offen zu Werke ging.

Herr Boniface ist ein Mann, der in einer Pfarrei als Prediger grau geworden. Seine Frau ist eine geborne Guizot, wenn ich nicht irre, und ist wenigstens eine Nichte des Ministers. Aber was geht uns das an? Ja, es ginge uns gar Nichts an, wenn Herr Boniface noch andere Berufsfähigkeiten zu seiner Stelle als Professor hätte. Ich habe oft gezweifelt, wenn man den französischen Ministern Nepotismus vorwarf. Aber dieser Neffe Herrn Guizots auf seinem Catheder ist ein gar zu sprechender Beleg, wie ein Minister seinen Verwandten zulieb den gesunden Menschen-

verstand, denn die Pflicht ist noch zu hoch hier, mit Füßen treten kann. *)

Wenn ich sagte, daß Herr Boniface nur der Mann der Nichte des Herrn Guizot sei, so hatte ich Unrecht, denn er ist auch Methodist. Die Methodisten mögen sich mit Mühe gegeben haben, seine Ernennung durchzusetzen, da sie auf diese Weise eine Stimme mehr erlangten. Aber sie haben sich an ihm einen bösen Gegner auf den Hals geladen, der zehnmal wieder verdirbt, was die Herrn Monod und de Felice gut gemacht haben.

Herr Boniface ist ein „guter" Mensch, im Sinne des französischen **Bonhomme.** Doch nicht ganz, denn er ist ein mitleidloser, heftiger, kampfbereiter, unduldsamer Eiferer. Da er nun aber ein **Bonhomme** ist, so wird sein Eifer vollkommen blind. Er kennt die Phrasen seiner Glaubensfreunde, aber es fehlt ihm an dem Fünkchen, das die Phrasen erleuchtet. Und so spielt er im Dunkeln mit ihnen, wirft sie hin und her, und weiß nicht, was mit ihnen machen.

Die Schüler haben in Montauban das Recht der Einwürfe und Fragen während der Vorlesungen. In der, der ich beiwohnte, machten sich mehrere den Spaß, Herrn Boniface aufs Eis zu führen. Und ich mochte wollen oder nicht, ich mußte an den Esel denken, der auf der glatten Bahn tanzt. Es wurde mitunter so köstlich lustig, daß ich meinen

*) Man behauptet Herr Villemain habe sich stets geweigert, Herrn Boniface anzustellen, und erst Herr Salvandy habe Herrn Guizot den Gefallen gethan. Ein Student erzählte mir dies.



ganzen deutschen Ernst zur Hand nehmen mußte, um nicht hellauf zu lachen. O die Autorität — des Professorats erhielt hier die bösesten Stöße, und das Schlimmste war, man konnte es den Studenten nicht einmal recht übel nehmen, daß sie den Gatten der Nichte eines Ministers so hin und her prellten und sich zuwarfen.

Der Streit galt der Lehre von der Gnade. Herr Boniface behauptete, sie gehe dem Werke stets vorher, und an dem Menschen sei ohne sie, ohne den Geist Gottes, den heiligen Geist, den er den Aposteln geschenkt, kein gutes Haar. Da sagte ein Schüler: „Aber Herr Professor, dann war also an den Aposteln kein gutes Haar, ehe der heilige Geist über sie kam.“ — Der Lehrer aber antwortete ohne anzustoßen: „Sie handelten schon im Geiste des heiligen Geistes, ehe er über sie gekommen war.“ — „Aber dann brauchte er ja nicht mehr über sie kommen,“ erwiederte der Schüler. Das war eine härtere Nuß, und der Lehrer warf wenigstens zwanzig Phrasen durcheinander, die gar keinen rechten Sinn hatten, gar nichts heißen wollten. Und je länger er sprach, desto eifriger wurde er; er sah sich im Netze, suchte sich herauszuwinden; fings verkehrt an, und drehte die Stricke immer fester. Der Student sagte drei, viermal: „Aber das ists nicht, was ich bestreite.“ Nach einer Viertelstunde sagte der arme, lahm gehetzte Kämpe: „Wir wollen die Streitfrage für heute lassen, denn wir werden Gelegenheit haben, darauf nächstens umfassender zurückzukommen.

Dann griff er zu seinem Hefte und las weiter, aber die nächste Phrase war wieder eine methodistische. Ein anderer Student bat um die Erlaubniß, eine Bemerkung zu machen. Mir wurde angst und bange, ich fühlte

wahres Mitleiden, und sah auch das inwendige Unbehagen des Lehrers in jedem Zuge, jeder Bewegung. O! Madame Guizot, was haben Sie gethan!

Herr Boniface behauptete, wenn es noch was Gutes am Menschen gäbe, so sei es nur sein Gewissen, sonst sei Alles des Teufels. Da kam der Student mit der Bibelstelle, nach der „ein Viertel des Samens der Lehre Christi in ein *gutes* Herz gefallen.“ Ich habe vergessen wo sie steht. — Und von neuem begann die Hetze, Herr Boniface lief hin und her, natürlich im Geiste, suchte hier und dort einen Ausweg aus seiner Mausfalle, und fand keinen. Es dauerte wieder eine ganze Viertelstunde. Nach jedem Phrasensturm sagte der Student, wie der vorhergehende, ruhig: „Aber ein Viertel fiel in ein *gutes* Herz, hier stehts.“ Und jedesmal gings in der Mausfalle von neuem los, bis endlich der Lehrer noch einmal in der obigen Art capitulirte.

Ich habe wie gesagt, kaum eine lustigere Scene gesehen; sie war ein Meisterstück, und der Herr Bonnefarce, wie ihn die Studenten nennen, that mir am Ende auch nicht mehr recht leid; denn ich glaube, er hat keine Idee davon, wie lustig er ist.

Herr Guizot, Herr Guizot, das werden Sie einst vor Ihrer Großmutter zu verantworten haben! —

Es ist kaum möglich, einer solchen Scene beizuwohnen, ohne von ihr zu Lust und Spott begeistert zu werden. Und es müßte mit vielem Unglücke zugehen, wenn nicht Einer unter fünfzig Studenten diese Seite aufgefaßt hätte. Ich sah mehrere, und Einer unter ihnen sprach von einem Liede, dem ich am Ende auf die Spur kam. Hier ist es:

CHANSON MÉTHODISTE

pour l'installation de Mr. Bonifas.

Sur l'air: Le bon roi Dagobert.

Chapeau bas, chapeau bas,
Honneur au père Bonifas.
Ah ! de la faculté
Voici le beau tems arrivé ;
Que les libéraux
Vont être capots,
Malgré leurs efforts
Nous sommes plus forts.
Chapeau bas. bis.

Au roi ne craignons plus
D'adresser des voeux superflus.
Nous avons près de lui
Quelqu'un pour nous servir d'appui.
Le cousin Guizot,
Qui n'est pas un sot,
Pour nous obtiendra
Tout ce qu'on voudra.

Hâtons nous maintenant
De faire un nouveau réglement.
Et que sous notre loi
Marchent la raison et la foi.
Que dans notre sein
Aucun philistien
N'ose se flatter
De jamais entrer. —

Déjà les étudians
Etaient un peu trop remuans;
Sans plus temporiser
Il faut les seminariser —
Tenons les si bien
Qu'ils ne puissent rien
Faire ni penser
Sans le demander. —

On voit déjà vraiment
Les fruits de l'Esprit allemand.
Chacun à l'avenir
Veut se mêler de réfléchir.
Tous serait gâté,
Si la faculté
Ne se hâtait pas
De les mettre au pas.

Montrons que nos léçons
Ne sont pas là pour des chansons.
Que chaque professeur
Les fasse réciter par coeur —
Que tous les esprits
A nous soient soumis.
C'est le vrai moyen,
Que tout aille bien.

Buvons à la santé
De la nouvelle Faculté.
Tout changera d'aspect,
Chacun nous portera respect.
Du fonds de nos cours
Avant peu de jours
Nous allons régner
Sur le monde entier. —
Chapeau bas . . . .

8.

Wer weiß? Vielleicht ist Herr Guizot kein Methodist, vielleicht ein Gegner derselben. Dann freilich hat er so politisch gehandelt, wie ein Freund Englands es nur immer thun kann. Herr Boniface zerstört den Samen zehnfach, den seine Glaubensgenossen in Montauban säen. Doch ist er nicht allein am Werke. Der Geist der Methodisten ist mit Ursache, daß die Facultät die Absicht hat, die Studenten zu seminarisiren, und auf dem Punkt steht, diese Absicht durchzuführen. Das empört den Geist, der auf die Bänke

schreibt: 1789 — 1830. liberté. fraternité. liberté de conscience! In der letzten Zeit kam noch ein zufälliges Ereigniß hinzu. Die Studenten waren — ich habe vergessen weswegen — ungehalten über den Oekonomen der Facultät. Einer schlug deßwegen ein paar Fenster ein. Es waren mehrere Studenten Zeuge, und die Facultät bestrafte Alle, weil keiner den Thäter angeben wollte und der esprit de corps diesem selbst verbot, sich selbst anzugeben, und so das Mittel, das die Facultät ergriffen, als wirksam zu bestätigen. Die Studenten sahen in diesem Versuche einer Gesammtstrafe den Geist des Methodismus vertreten: sie behaupten, die überspannte Idee, die sich die Methodisten von der Autorität machen, habe sie zu diesem Gesammtunrechte geführt. Die philosophische Minderzahl der Facultät hatte sich milder gezeigt, und so halbwegs diese Ansicht bestätigt. Wie klein und unlogisch diese Schlüsse auch sind, so haben sie deswegen nicht weniger gewirkt. — Vor einigen Jahren theilten sich die Studenten in eifrige Anhänger beider Parteien; die Methodisten oder Orthodoxen hatten die Mehrzahl. Der Eifer der Studenten ging so weit, daß sie überall in Streit miteinander lagen; und ihn oft mit der Faust auskämpften. Das ist nun anders. Die große Mehrzahl der Studenten gehört gegenwärtig weder den Methodisten noch den Rationalisten an. Sie bildet zwischen beiden Parteien einen tiers parti. Sie ist, fast hätte ich gesagt klüger, aber jedenfalls duldsamer, ja christlicher als die Lehrer. Die Studenten gestehen zu, daß die Methodisten frömmer und bibelergebener sind, und lassen ihnen hierin den Vorzug; sie sehen, daß der Geist des Protestantismus, der Geist der Freiheit und der Forschung, mit der Gegenpartei ist, und nahmen dann von diesen die Lehre der Freiheit und des Denkens an. Das ist die Richtung des Tages,

wie ich sie aus der Unterhaltung mit Manchen, die sich den Lehrern der einen oder der andern Partei näher angeschlossen hatten, und die ich durch die Vermittelung beider kennen lernte, zu erkennen geglaubt habe. Sie wäre gewiß vom Bessern, wenn sie Stich hielte und auch die Lehrer erfassen könnte.

Wenn es für uns Menschlein eine Auflösung des großen Räthsels, Leben genannt, gibt, so liegt sie nur in einer christlichen Philosophie oder einem philosophischen Christenthum. Nur in ihrer Verbindung, nur in der Vermittelung zwischen Gesetz und Freiheit durch Liebe und Aufklärung, liegt die Lösung.

Der Ausgang der Philosophie war nicht das Wissen, sondern die Weisheit, nicht das trübe Grübeln, sondern das helle Wollen ist das Bessere; und dieser unbewußte Ausgangspunkt muß, wie bei jeder andern Aufgabe des Völkerlebens, das bewußte, klar gedachte, fest beabsichtigte Endstreben werden. Die Philosophie allein stellt den Menschen in die Luft und will, daß er gehe und nicht falle. Nur wenn sein Fuß Boden faßt, ist sein Fortschreiten möglich. Dieser Boden liegt in der Anerkennung eines höhern Wesens, eines Ausgangs- und Haltpunktes für die ganze Menschheit. — Weisheit muß das Ende des Wissens sein. Und dies Ziel selbst findet das Wissen in dem Pflichtgedanken. Die Liebe, die Pflicht ist aber der Boden des Christenthums, und so werden Christenthum und Philosophie, vereinigt, anstatt zum Wissen dereinst zur Weisheit führen.

II.

Pyrenäenfahrten und Pyrenäenbäder.

St. Gaudens, den 1. Juli.

Der Weg von Toulouse nach St. Gaudens führt durch Muret. Die Schlacht, die das Geschick der albigensischen Kreuzfahrer unter Montfort gegen Peter von Aragonien und die Fürsten des mittäglichen Frankreichs entschied, ist die Hauptmerkwürdigkeit dieser kleinen Stadt. Ein paar in den Chroniken aufbewahrte Anekdoten sind für die kämpfenden Parteien zu bezeichnend, um sie nicht gerne hier an Ort und Stelle nacherzählen zu hören.

Simon von Montfort war in Fonjeaux, als er die Nachricht erhielt, daß Peter von Aragonien Muret belagere. Augenblicklich gab er Befehl zum Aufbruche für den nächsten Morgen. In der Nacht aber hatte seine Frau einen bösen Traum, und wollte deswegen am andern Tage Montfort bereden, nicht abzureisen. Simon aber sagte ihr: „Laß diesen dummen Aberglauben den Spaniern!" und zog ruhig zu seinem glänzendsten Siege.

Als er vor der Schlacht aus der Kirche, in der er sein Schwert und sein Leben Gott geweiht hatte, kommend, zu Pferde steigen wollte, bäumte sich letzteres, daß er zurückweichen mußte. Die Belagerer sahen diese Bewegung von ihrem Lager aus, nahmen sie für ein gutes Zeichen, und jubelten laut auf. Montfort aber nahm ruhig sein Pferd von neuem in den Zügel, bestieg es, und rief dann

seinen Feinden zu: „Ihr höhnt mich jetzt durch Euer Geschrei; aber ich vertraue auf den Herrn, und ich hoffe hinter Euch her zu schreien bis an die Thore von Toulouse!"

Das sind die Leute, die siegen. Wollen, Wollen, — und alle bösen Vorbedeutungen werden zu Nichts. Montfort und Wilhelm der Eroberer sind in vieler Beziehung Geistesverwandte. —

Auch für die Gegenpartei gibt es ein paar bezeichnende Anecdoten. Simon von Montfort schickte noch am Morgen vor der Schlacht zwei Bischöfe und Prälaten als Abgesandte an den Führer der verbündeten Fürsten des Südens. Als der König von Aragonien sie kommen sah, rief er aus: „Um der vier Trunkenbolde willen, die uns die Bischöfe zuführen, lohnt es nicht der Mühe, ihnen eine Unterhandlung zu gönnen." Sie gingen ungehört zurück.

Die Chroniken erzählen endlich die Haupt-Scene des Kampfes im Einzelnen. „Alain de Ronci und Florent de Ville hatten den Tod des Königs von Aragonien beschlossen und drangen kräftigst auf den Ritter ein, der seine Rüstung trug. (Der König hatte sie absichtlich mit diesem Ritter gewechselt). Aber Alain erkannte bald, daß der König ein besserer Streiter sein müsse, und schrie: „der ist es nicht." Der Fürst, der nahe genug war, die Worte zu hören, spornte sein Pferd, und rief laut aus: „In Wahrheit, der ist es nicht, aber hier ist er!" So warf er sich auf einen französischen Ritter, schlug ihn nieder und that Wunder der Tapferkeit. Alain und Florent mit den Ihrigen aber umgeben ihn, hauen so tapfer auf ihn ein, daß er endlich fällt, und mit mehreren der Ersten seines Hofes, die an seiner Seite fochten, todt liegen bleibt. Die Kreuzfahrer, durch diesen Vortheil begeistert, dringen immer heftiger gegen ihre Gegner vor. Simon, der bemerkte, daß sein Vordertreffen sich so

tief in den Feind eingehauen, daß man es nicht mehr sah, griff den Feind an dem linken Flügel an, um seine Niederlage zu vollenden. Er sieht sich durch einen Graben davon abgehalten; aber nachdem er endlich einen Fußpfad gefunden, stürzt er auf die Verbündeten. Diese vertheidigen sich mit Macht, und ein Ritter trifft Simon mit einem schweren Schlage in die rechte Seite, so daß dieser durch den Widerstand den er leistet, seinen linken Steigbügel zerreißt und den Sporn in die Weichen seines Pferdes hineindrückt. Er ist auf dem Punkte aus dem Sattel geworfen zu werden. Aber nachdem er wieder das Gleichgewicht gewonnen und sich wieder aufgerafft, erhält er von einem andern Ritter einen Schlag auf den Kopf. Simon stürzt sich auf diesen, wirft ihn durch einen Faustschlag vom Pferde, und verbreitet solchen Schrecken unter seinen Feinden, daß diese nicht mehr länger zu widerstehen wagen." —

Der Gegensatz zwischen Keckheit und Muth, Bravoure und Courage, tritt hier sehr klar hervor. Die Franzosen haben zwei Worte für Muth. Keckheit ist nicht vollkommen die Uebersetzung für **bravoure**, es liegt in jenem noch mehr einfältiger Trotz. Aber Bravoure kommt von **braver**, trotzen, her. Sie ist südlicher Natur; die Courage, die „Herzhaftigkeit" nördlicher Art. Und die Franzosen haben die zwei Worte, weil im Süden die eine — **bravoure**, — im Norden Frankreichs die andere Muthart — **courage**, — zu Hause ist. Aber wie glänzend auch die Bravoure überall hervortritt, der Sieg bleibt doch am Ende stets der ruhigen Courage, dem kalten Muthe.

Es sei ferne von mir zu behaupten, daß deswegen im Süden Frankreichs nicht auch der ruhige Muth, die kalte Courage oft genug zu Hause ist.

Eine halbe Stunde von Muret kamen wir durch Mont-

esquieu, das früher, wie Toulouse seine Capitouls, so seine Serfs und Nobles hatte. Im Jahre 1357 wollte Jean I. Graf von Armagnac die Abwesenheit des Grafen Gaston Phöbus von Foix benutzen, um Muret zu erobern. Die „Bravoure" dieser Grafen schrieb auf ihr Wappen: **Touches-y, si tu oses.** Und die Bürger von Montesquieu steckten angegriffen das Banner ihres Fürsten auf, und fochten des Spruches würdig. Zuletzt aber sahen sie wohl ein, daß sie die Stadt nicht zu halten im Stande und beschlossen dann mit kaltem Muthe, mit „Courage," die Stadt von allen Seiten in Brand zu stecken und sich mit Frau und Kind durchzuschlagen. Und so thaten sie.

In St. Gaudens wollte ich einen Rasttag machen, stieg aus und ließ meine Reisegefährten allein nach Bagnère Luchon gehen.

Ich habe vier Tage in diesem kleinen Städtchen ausgehalten, und würde mich getrost alljährlich vier Monate in die Verbannung hierher schicken lassen. Die Stadt ist nach allen Seiten offen, hat eine alte Kirche, ein neues Gerichtsgebäude, ein mittelalterliches Gefängniß und ein paar sehr schöne Esplanadespaziergänge, auf der sich alle Abende eine Menge Leute, und unter diesen sehr viele artige, frische, lebendige Frauen und Mädchen ergehen. St. Gaudens liegt am Fuße der Pyrenäen auf einer Anhöhe, rings in weiten Kreisen von der Pyrenäenkette und kleinen Hügeln umgeben, eine viele Meilen weite Ebene, durch die die Garonne in Windungen zieht. Die Aussicht ist oft wunderschön. Von der Terrasse herab übersieht man die eine Hälfte dieses Gartens, von einem Kreuze hinter St. Gaudens die andere, noch schönere. Von diesem Kreuze führt ein Weg zu der Brücke von St. Valentin, einem kleinen, niedlichen Dorfe. Diese Brücke selbst in

zwei Absätzen über zwei Flußarme, ist eines der schön en Bilder, die ich kenne. Die Brücke, der Fluß, eine Insel mit einer üppigen, riesenhaften Baumgruppe bilden den Vordergrund. Dann kommt das Dorf; man sieht in die offene Straße hinein, zehn, zwanzig Häuser von beiden Seiten in einer sanften Biegung und zuletzt das Kirchlein mit einem freien, strebenden Thurme. Und im Hintergrunde erst die grünen Vorgebirge, dann die dunkeln Granitspitzen und zuletzt die weißen Schneekuppen der Pyrenäen.

An einem heißen Mittage — leider giebt es eine Zeit im Leben, wo man die reifen Aepfel den halbsauren vorzieht — trieb es mich eines Tages hinaus. Ich hatte eine Arbeit vollendet, die auf mir gelastet, und als sie fertig, ließ es mich trotz der heißen Sonnenstrahlen nicht mehr rasten. Ich nahm meinen Regenschirm und meinen weißen Hut zu Hülfe. Und ich freue mich, der Hitze getrotzt zu haben. Die ganze Natur schien sich in diesen Sonnenstrahlen zu baden. Sie ruhte in ihnen aus. Fast kein Mensch wagte noch zu arbeiten; aber die Bienen, die Schmetterlinge, die Insecten waren um so thätiger. Unter den Lindenbäumen der Terrasse, bei der ich vorbeizog, war ein sehr vollständiges Konzert. Millionen von Bienen und Fliegen jubelten in den Bäumen und sangen Freuden- und Festlieder.

Auf der Brücke war es so heiß, daß ich es trotz meines Regenschirmes und trotz des wunderbaren Bildes nicht aushalten konnte, und rasch vorüber mußte. Das Wasser warf die Strahlen so glühend zurück, wie sonst die Sonne sie nur unmittelbar zu senden im Stande.

Aber ich ließ mich nicht schrecken. Jenseits der Garonne, auf einem Vorpostenberge der Pyrenäen, ist ein Kamm von ein paar hundert Eichen, und unter diesen eine Einsiedelei.

Ich habe den Namen dreimal gefragt, aber leider auch dreimal wieder vergessen. Nun es liegt nicht viel daran, aber ärgerlich ist's doch, daß ich den schönen Ort nicht nennen kann.

Der Weg diesen Berg hinauf ist ein heiliger Kreuzweg für Pilger zu der Kapelle oben. Er führt durch Krüppelholz, meist groß genug um Schatten zu geben. Vor ein paar Jahren war der ganze Berg ein Eichenwald, während jetzt nur noch der Kamm oben Bäume hat. Zur Zeit der Revolution wurde der Berg verkauft, und vor einigen Jahren ließ der Eigenthümer die Bäume fällen. Je näher er aber der Kapelle kam, desto ernster wurde die Sache. Das Volk nämlich hält die Kapelle und auch die Bäume um dieselbe für geweihtes Gut. Erst murmelte es, dann drohte es, zuletzt sah der Waldeigenthümer ein, daß sein Haus und Hof in Gefahr, wenn die Axt nicht innehalte. So wurden die Bäume oben gerettet. Warum gibt es nicht auf jedem Berge im Süden Frankreichs eine gegen die Vandalen der Wälder schützende Capelle?

Bei dieser hier wohnt ein Einsiedler. Ich wollte ihm einen Besuch abstatten. Aber es kostete viel Schweißtropfen. Endlich kam ich oben an. Und hatte den schönsten Lohn. Eine meilenweite Aussicht in das blühende, baumreiche, wasserbelebte Gartenthal, nach den Bergen, den Dörfern, dem Städtchen gegenüber, auf den Fluß unten am Fuße des Berges. Und über mir Eichenbäume, und über diesen ein funkelnder Stahl-Himmel. Und in ihnen Bienen, Käfer, Mücken, und Vögel die Menge, aber die letztern meist schweigend hin und herhüpfend. Die Mörder hatten zu viel zu thun, um der Poesie, der Liebe zu pflegen.

Nachdem ich wohl eine Stunde unter den Bäumen hier gelegen, und mich des Lebens unter und in, vor und

über ihnen gefreut, und die Seele erlabt hatte, wollte ich dem Herrn Bruder meine Aufwartung machen. Aber Alles war verschlossen, und ich habe die Wahl, mir zu denken, daß er einen Besuch in der Nachbarschaft machte, oder den heißen Nachmittag verschlummerte. Ich aber weiß, wenn ich das Glück hätte, hier Einsiedler zu sein, ich würde meine Nachbarn und Nachbarinnen auf alle schöne Tage des Jahres einladen: **Monsieur et Madame les Eremites sont chez eux tous les beaux jours de l'année et prient Monsieur et Madame de leur faire l'honneur de passer la première belle journée avec eux.** — **U.** A. w. g.

Ich stieg an der andern Seite des Berges hinab, kam bald an den Fluß, dann an eine Brücke und zuletzt durch die Ebene wieder zum Abendessen nach St. Gaudens. Ich kann diesen Ausflug empfehlen. Er ist selbst nach dem Schönsten noch schmackhaft genug. —

St. Gaudens ist ein berühmter Heiliger des südlichen Frankreichs. Er war ein Schweinhirt, wurde als Katholik unter dem arianischen Gothenkönig Erich seines Glaubens wegen verfolgt und hingerichtet. Es ist bezeichnend für den Süden Frankreichs, daß die meisten namhaften Heiligen dem Ackerbau und der Viehzucht angehören. Wir fanden schon im Roussillon einen solchen, jetzt hier St. Gaudens, wir werden später noch Andern begegnen. Das Volksleben, die Volksauffassung spiegelt sich in jeder, wirklich volksthümlichen Geistesthätigkeit lebendig ab. —

In St. Gaudens treten wir in die Herrschaft der ehemaligen Grafen von Comminges ein. Als nach dem Untergange des aquitanischen Reiches das Land in eine Menge kleiner Fürstenthümer zerfiel, wußten auch die Grafen von Comminges sich ebenfalls nach und nach unabhängig zu machen.

Die Hauptstadt der Grafschaft war St. Bernard de Comminges. Das Wort Comminges ist aus dem römischen Convenae entstanden. Die Convenae war ein Bund von kleinen celtischen und iberischen Stämmen, die am Fuße und in den Pyrenäen selbst ihre Freiheit gegen alle Angriffe zu vertheidigen suchten. Das brachte ihnen die Ehre ein, von den Römern, die keine Selbstständigkeit neben sich duldeten, für Räuber und Banditen gehalten und erklärt zu werden.

Nach und nach aber faßte dennoch die römische Cultur selbst bis in die Pyrenäen hinein festen Boden. Die Convenae unterwarfen sich und erhielten in Lugdunum Convenarum eine römische Colonie und eine Hauptstadt für ihr Land. Allmählig wurde diese Colonie sehr bedeutend, was dann freilich nicht verhindern wird, daß es ein gasconischer Superlativ ist, wenn es im Sprichworte heißt: **Qu'un chat passait de St. Bernard à Valentine de toit en toit.** Drei Meilen des besten Fruchtlandes, die jetzt zwischen den beiden Orten liegen, klagen dieses Sprichwort der Uebertreibung an. Lugdunum Convenarum wurde in den Kämpfen der Söhne und Erben Clothars um die fränkische Krone zerstört, dann von dem Bischofe Bernard wieder aufgebaut, und später seinem zweiten Gründer zu Ehren St. Bernard genannt. Die Mauren zerstörten die Stadt halbwegs nochmals, bis sie zuletzt nach dem Untergange des aquitanischen Reiches unter ihren selbststän-

digen Grafen wieder von neuem aufblühte. Die Grafen nahmen an dem Kampfe der südlichen Aristokratie gegen die des Nordens, in den Kreuzzügen gegen die Albigenser, rüstig Theil, und die Stadt mußte ihren Tribut an Kriegsunglück mit übernehmen. Montfort eroberte sie und erst nach seinem Tode kam sie wieder an ihre südlichen Herrn. — Dann folgten Familienzwiste unter den Erben eines kinderlosen Grafen, bis zuletzt die Grafschaft durch Marguerite, die Tochter Pierre Raymonds, 1442 an Mathieu Graf von Foix kam, und so, da dieser bereits dem Könige von Frankreich unterthänig war, nach dessen Tod auf Ludwig **XII.** überging.

Die Stadt liegt in einem sehr schönen Thale, hat eine viel gelobte gothische Kirche und eine Menge Alterthümer. Das ist des Sehenswerthen viel, und ich wünsche meinen Nachreisenden mehr Zeit, als ich hatte, um sich Alles gehörig anzusehen. —

Bagnère de Luchon.

1. Das Thal Luchon. (La Vallée de Luchon.)

Die Diligence von Toulouse nach Bagnère de Luchon kommt gegen zwei Uhr in der Nacht durch St. Gaudens. Ich fand meinen Platz auf dem Imperiale besetzt, aber der Postillon versprach mir ihn für die nächste Station, wo einer der kaiserlichen Reisenden absteigen werde. Die Sonne ging eben auf, als ich meinen Sitz im Innern gegen den im obern Stock vertauschte.

Wir waren bereits in der Thalkette von Luchon. Eine Menge von Ringen, stets durch einen Durchbruch verbunden, bilden die Mehrzahl der Thäler der Pyrenäen. In jedem dieser Ringe liegt gewöhnlich ein Dorf oder ein Städtchen im Mittelpuncte, ringsum von schroffen oder sanft sich abdachenden Bergen umschlossen. Wir kamen wohl durch ein Halbdutzend solcher Kettenringe, immer einer schöner und freundlicher als die andern.

Von Sierp, einem kleinen Städtchen an wird die Gegend immer gebirgiger. Man merkt hier allgemach, daß man in den Pyrenäen ist. Es war Sonntag, und es herrschte viel neugieriges Leben in den Straßen. Die

Leute hatten ihren Feiertagsrock an und standen mit verschlungenen Armen da und sahen sich die ankommenden Gäste an. Die Bauerndirnen, die ab- und zugingen und Wasser aus dem nahen Flusse schöpften, waren meist sehr frische und ganz artige Erscheinungen. Schöne schwarze Augen sind hier, wie es scheint, an der Tagesordnung.

Nur um die Diligence herum schwebte eine Menge häßlicher, verkümmerter, krüppelhafter Bettler. Hinter Sierp geht der Weg steil bergan. Wir mußten aussteigen und zu Fuß gehen. Das hatten die Bettler berechnet, und hier standen auf je zehn Schritte ein paar, einer immer häßlicher als der andere: Krüppel, Kropferscheinungen, Blinde, Schwindsüchtige, Cretinen. Es ist nur zu natürlich, daß, wo die Reichen sich zusammendrängen, auch die Armen sich hinziehen. Sie sind die Modererscheinungen der Civilisation, sie sind das Memento mori des Erdenglücks. Die Extreme berühren sich auch hier, und in ihrer Berührung selbst liegt für den Denker eine Lehre der Menschlichkeit, für den Reichen eine Warnung gegen alle Erdeneitelkeit.

Aber diese Bettler hier sind noch in einer andern Beziehung eine sprechende Lehre, eine Warnung des Geschickes. Die Mehrzahl derselben sind Cagots. Man hat oft geglaubt, daß Cagots der Name für die Cretinen der Pyrenäen sei; aber neuere Forschungen beweisen, daß die Cagots nicht herabgekommene Cretinen, sondern eine eigene Raçe von Menschen sind. Ca-Gothen ist der Ursprung des Namens; er bedeutet: Hunde-Gothen. Sie sind die letzten Reste der gothischen Eroberer, die einst das Land als Herrn und Meister beherrschten. Nachdem ihr Reich in Toulouse zerstört war, mußte es den Urbewohnern nicht schwer halten, viele vereinzelten gothischen Familien, die im Lande lebten,

zu Paaren zu treiben. Sie wurden oft bis in die letzten Thäler der wildesten Berge zurückgedrängt, lebten hier abgeschlossen von der ganzen Welt, verkümmerten in sich selbst, und kamen so auf den Zustand herab, auf dem sie gegenwärtig stehen und meist in den Cretinismus ausarten. Noch bis vor einem Jahrzehend hatten sie ihre eigene Thür in den Kirchen, in die sie gingen. Aber die Duldung der neuesten Zeit hat diese Thüren verschlossen. Ein Jahrtausend wanderten sie umher, diese Söhne des stolzen Eroberervolkes, und predigten allen, die Ohren zum Hören und Augen zum Sehen hatten, die Gerechtigkeit des Geschickes. Im Roussillon sind die Gitanos eben so beredte Prediger derselben Lehre. Die Söhne der maurischen Eroberer sind die Verfluchten und Unreinen des Landes. Wer die Geschichte jedes Bettlers bis zu seinen Ahnen hinauf kennte, der würde staunen, wie tief oft die Gerechtigkeit des weltherrschenden Geistes bringt.

Wer weiß, vielleicht ist einer dieser Bettler auch ein Abkömmling der Edlen von Curan? Als wir den Berg hinaufstiegen, sahen wir das Stammschloß dieser Familie mit gothischen Thürmen und Mauern stolz und keck an den uns gegenüber liegenden Felsen hangen. Noch im sechzehnten Jahrhundert erschoß der edle Herr dieses Schlosses einen Notar von Fronsac, weil dieser als Schöffe des Städtchens gewagt hatte, dem Ritter eine ungerechte Forderung abzuschlagen. Die Wittwe verklagte den edlen Herrn vor dem Parlamente in Toulouse, aber das Gericht erließ ein Urtheil folgender Art: „In Erwägung, daß kein Gerichtsdiener sich mit der Verhaftung des besagten Herrn hat befassen mögen; daß seine Eigenschaft als Edler ihm Rechte gibt, die das Parlament nicht verkennen darf; daß man überdies kein Schlußurtheil erlassen kann, ohne ihn

gehört zu haben — verwirft der Hof die Klage und Beweise der Wittwe des Notars Rivet, und verurtheilt sie in die Kosten."

Ich gab dem armen Bettler einen Sou. Was kann er dafür, daß sein Ahne ein edler Mörder und Räuber war? Wir armen schwachen Menschen dürfen Mitleiden haben, wo ein höherer Gedanke der Gerechtigkeit für Alle ein uns selbst oft unerklärlich strenges Urtheil an Enkeln und Enkelkindern vollstreckt.

2. Bagnère de Luchon.

Durch eine hohe Platanen-Allee in einer Straße, die zugleich eine Art von Vorstadt ist, fährt man in die Stadt selbst, um nach ein paar Minuten zu einer zweiten Doppel-Allee zu gelangen, die ebenfalls nach der entgegengesetzten Seite eine Vorstadt bildet. Am Ende dieser letzten sind die Bäder.

Viele Hundert Garçoninnen standen in dieser Allee. Zwei hatten bereits vor der Stadt den Wagen erklettert und uns Karten zugeworfen. Aber die Diligence fuhr in den Hof des **Hôtel de France** ein, und das Thor schloß hinter uns alle dienstbaren Geister anderer Wirthshäuser aus.

Ich hatte in Toulouse eine Adresse erhalten, ließ mich in das Haus bringen und fand für wenig Geld ein ländliches Zimmer. Cornet hießen die Hauseigenthümer. Unterwegs dorthin hielten mich ein Dutzend Frauenzimmer an. Die eine bot sich als Wäscherin, die Andere als Näherin, die Dritte ihren Tisch u. s. w. an. — Alles in Ehren und Anstand. Als ich in mein Zimmer gelangt war, freute ich mich, dieser Zudringlichen ledig zu sein. Da klopft's. — Herein! „Mein Herr, ich bin die Wäsche-

rin des Hauses!“ und so mußte ich die ganze Geschichte noch einmal durchmachen, bis ich zuletzt nicht mehr antwortete, und am Ende die Sache ein Ende nahm, so daß ich mir in Ruhe den Staub aus den Augen waschen konnte.

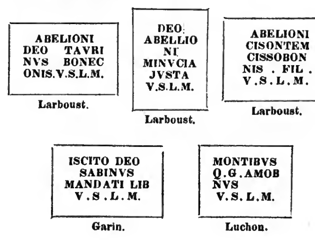
Bagnère de Luchon ist eine alte Badestadt. Der Name schon bekundet dies. Bagnère kommt von **baigner**, und Luchon von dem celtischen Worte Luck, Lug, der See, das Wasser. Diesem Luck zu Ehren haben die Römer einen Badegott geschaffen und ihm eine Menge Steine gesetzt, die bis auf uns gekommen sind *). Aber außer dem Gott Lixoni herrschten auch viele andere Nymphen und gute Geister hier, denen die frommen Römer ebenfalls ein Andenken hinterlassen haben **).

Während der Stürme des Mittelalters geriethen die Bäder in Vergessenheit. Es war nicht geheuer hier: die

---

*) Lixoni Deo Tabia Festa V S. L. M. etc. etc.

**) In den umliegenden Thälern wurden die folgenden Steininschriften gefunden:


ABELIONI
DEO TAVRI
NVS BONEC
ONIS.V.S.L.M.

Larboust.

DEO
ABELLIO
NI
MINVCIA
JVSTA
V.S.L.M.

Larboust.

ABELIONI
CISONTEM
CISSOBON
NIS . FIL .
V . S . L . M .

Larboust.

ISCITO DEO
SABINVS
MANDATI LIB
V . S . L . M .

Garin.

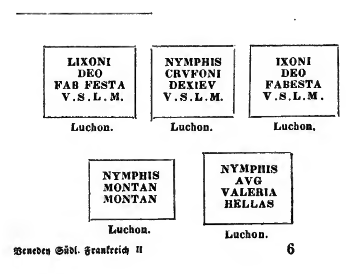
MONTIBVS
Q . G . AMOB
NVS
V. S. L. M.

Luchon.

Mauren, die Aragoner, die südlichen Fürsten und Ritter trieben ein wildes Wesen, und das Volk selbst verwilderte in dem wüsten Treiben. Erst in der neuesten Zeit und zwar seit Ludwig XV., wurde Bagnère de Luchon wieder Mode. Ein Arzt, Compardon, wurde Aufseher der Bäder von Luchon, er wußte einen Höfling für sich und sein Bad zu gewinnen, und der Höfling gewann den Hof. Der Marschall Richelieu baute einen neuen Weg nach Luchon; Herr d'Estigny, der neue Schutzgott des Bades, legte die Alleen an und zog die Leute comme il faut hierher. Von da an war das Bad wieder berühmt und in den höheren Cirkeln von Paris an der Tagesordnung.

Während drei, vier Monaten herrscht hier das pariser Gesellschaftsleben. Dann aber tritt für den Rest des Jahres eine wahre Todesstille ein. Nur Luchon selbst scheint, und dies nur theilweise, von den Badegästen geistig berührt zu werden. Der größte Theil des Volkes hier und überall in der Umgegend sieht diesen dreimonatlichen Strudel mit

---



Luchon. Luchon. Luchon.

Luchon. Luchon.

Erstaunen, aber ohne ihn zu begreifen, ohne sich mit fortreißen zu lassen, vorüberziehen. Das Volk hat den Charakter der Bergbewohner. Es ist klug, fleißig, muthig und ausdauernd. In den letzten Thälern aber zeigt sich dann freilich die Entartung des Cretinismus. Die Klugheit der Leute beschränkt sich natürlich auf den engen Kreis ihrer Erfahrungen und ihrer Bildung. Das heißt, sie sind meist so roh als rüstig.

Die Vaterlandsliebe, das Heimwehgefühl herrscht hier wie in der Schweiz. Das höchste Ziel des Strebens jedes Einzelnen ist, am Ende ein Stück Grund und Boden als Eigenthum zu besitzen. Hofft er dies nicht im Lande zu erwerben, so zieht er aus; aber wie gut es ihm auch anderwärts geht, sobald er ein Capital erworben, das sein Leben sichert, kehrt er zurück und kauft sich das ersehnte Grundstück.

Die Menschen sind im Allgemeinen nüchtern und auch züchtig hier. Die Bergleute essen meist Jahr aus Jahr ein nur Gemüse, Käse, Milch und Brod. Nur an allerhöchsten Festtagen, Kirchweih und dergleichen, gibt's Fleisch, und ist das Fest groß, so finden zwei, ja drei Mahlzeiten Statt. Ich sah hier in den Straßen sehr kräftige, hochgewachsene Männer mit schweren Lenden und starken Waden. Auch die Frauen sind oft schön und mitunter auch gleich vollkommen in Wuchs und Fülle, echte Schweizer-Erscheinungen; meist aber klein, frisch, flink und wohlgemuth.

Sie sind in der Regel sehr fromm und eben so abergläubig. Es ist kein Dorf und kein Thal ohne seinen Andréou (Astrologen), der das Geschick der Menschen in den Sternen lies't. Die Mädchen befragen ihn um Rath für ihre Heirath, die Frauen für ihre Kinder; die Männer wollen höher hinaus und der Welt Geschick kennen. Und

auch ihnen antworten die Sternschauer und öffnen ihnen die Geheimnisse der Zukunft. In der Nähe von Luchon, am Fuße des Kagire, nahe bei Aspet, in einem Hirtendörfchen, Milhas, wohnt einer, der in der ganzen Umgegend berühmt ist. Alt und Jung behaupten, „Bug von Milhas" habe die Revolution, das Kaiserthum, die Restauration und die Julirevolution vorhergesagt. Seine Gläubigen sagen die Reime auswendig her, in denen er die vergangene Zukunft verkündete. Und sie sind sehr schlagend:

Entre écouter et ne pas comprendre,
C'est chasser et ne rien prendre.
Quatre-vingt-neuf grand changement aura;
Par toi, le peuple esclave plus ne sera;
Et toi, qui, né dans la grande cité,
Roi, tu mourras par ta crédulité.

Da dies Sprüchlein sich aber, wie gesagt, auf die vergangene Zukunft bezieht, so will ich lieber das für die zukünftige mittheilen. Es verkündet fast die Gegenwart. und es muß sich bald entscheiden, ob Bug von Milhas seinem Namen nach schon ein halber, nicht in der That ein ganzer englischer Hum-bug ist. Ich werde ihm den Verdacht nachträglich abbitten, wenn er das folgende Sprüchlein, das seine gläubigen Freunde ihm zur Last legen, wahr macht. Er soll gesagt und verkündet haben:

En mil huit cent quarante-six
De l'Europe grands feux s'allumeront;
Guerre des rois, des peuples commençeront.
Dans ce bisbi Grande-Bretagne ne sera plus;
Et toi, superbe et grande cité,
En petit bourg tu seras changée,
Tu pleureras plus d'une fois
Les débris de ta ceinture,
Que la tempête des grands rois

kecken, jungrüstigen Felsstrome vorbei. Zu beiden Seiten steigen hohe Berge, mit Baumwuchs aller Arten, gegen Himmel an, Eichen, Buchen, zahme Castanien, oft sogar Pappeln, und hoch oben ernst dunkle Tannen. Mit jeder Wendung, mit jedem Schritte ändert die Scene hier; oft bilden ein paar Bäume eine Laube über den Weg mit Aussicht auf den schäumenden Fluß, die weiten und nahen Baumgruppen, die hohen ernsten Tannenberge. Ich habe eine große Sammlung kleiner Bildchen hier gemacht, die, wenn ich sie wiedergeben könnte, ihrem Meister Ehre genug und den Freunden der Kunst einen schönen Genuß verschaffen würden. Das alles aber ist stets aus denselben Elementen zusammen gesetzt: ein paar Bäume, ein Felsstrom, ein Berg — und sonst nichts, so einfach, daß man sich einbilden könnte, es eben so schön zu machen: so anspruchlos, so aufwandlos — und doch so unendlich schön; überall dasselbe, und doch überall bis in die kleinste Einzelheit hinein so ganz anders.

Ein Wasserfall, **la cascade Richard**, so benannt zu Ehren eines Arztes, ist ungefähr halbwegs des Ausfluges. Er ist so schön wie viele andere Wasserfälle, und das frische Grün, von dem er rings umgeben erscheint, hebt das weiße Schaumwasser nur um so lebendiger hervor.

Gegen Ende der Wallfahrt öffnet sich das Thal mehr und mehr. Die Berge zeigen dann — anstatt üppigen Bauchwuchses — meist frische grüne Wiesen zwischen Heckengesträuch. Eine Menge Hirtenhäuser beleben die Oede und Einsamkeit, die sonst hier in der Natur herrscht. Der Weg und der Fluß neben ihm führen an ein paar Gruppen von einfachen Bäumen und Hirtenhäusern vorbei, zuletzt in das Kesselthal der Lys, welches das Ziel unseres Ausfluges ist. Schon ehe man in dasselbe gelangt,

wird die Aussicht immer großartiger. Zuletzt bilden weiße Schneelager über schroffen dunkeln Felsblöcken den Hintergrund. Von allen Seiten schillern Sturzbäche in der frischen Sonne und schießen viele hundert, vielleicht tausend Fuß tief in das Thal hinab.

Zuletzt tritt einer dieser Wasserfälle, die übrigen beherrschend, hervor. Man merkt allmählig, daß dieser der Herr und Meister der ganzen Scene ist. Selbst in der Schweiz ist es mir sehr oft widerfahren, daß, wenn ich am Ziele angekommen, vor einer vielbeschriebenen Aussicht, vor einem allbelobten Wasserfalle stand, ich mich gar nicht in das Lob und den Ruhm finden konnte. Es war sehr oft weit unter den Hoffnungen und Bildern, die man mir aus weiter Ferne gezeigt hatte. Auch heute hatte ich mich zum Voraus in mein Geschick ergeben und mir gesagt: „Es wird am Ende ein Wasserfall sein wie ein anderer. Aber was liegt daran? Die Natur ist schön, das Wetter vorzüglich, die Sonne kräftig und der Wind kühlend, — die Bäume, der Fluß, die Vögel und dein Herz sind glücklich ob des schönen Tages in der schönen Gegend; was willst du sonst noch, und was liegt denn daran, ob der Wasserfall etwas mehr oder weniger groß oder klein ist?"

Mit diesen Gedanken und Gefühlen kam ich endlich an eine Stelle, an der ich eine offene Uebersicht des ganzen Schauspiels, das hier geboten wird, hatte. Und es war schön, viel schöner, als ich gehofft hatte, fast schöner als das Schönste dieser Art, was ich bis jetzt gesehen. Soll ich's beschreiben? Nur ein paar Zeilen zum Andenken in mein Gedächtnißbuch.

Wir sind in der Mitte eines breiten, wilden Kesselthales; zu unsern Füßen der Zusammenfluß dreier Felsströme, über dem zunächst vor uns eine aus zwei Bäumen

zusammengefügte Brücke. In den Flüßchen selbst hier und dort Inseln auf Felsblöcken, aus denen Bäume und Gesträuch hervorschießen.

Rings um diese Scene hier in der Tiefe erheben sich zum Himmel stürmende Berge, die, so weit das Auge reicht, mit frischen grünen Bäumen aller Art, oben mit dunkeln Tannen besetzt sind. In der Höhe werden die Bäume seltener, so selten, daß man zwischendurch oft die hinter ihnen liegenden Schneemassen hervorschimmern sieht. Oft, wo sich die grünen Berge etwas senken, sehen graue, schwarze, schroffe Felszacken aus dem Hintergrunde über die Köpfe und Schultern ihrer kleinen Brüderchen unten hervor. Man ahnet so hinter der lebendigen, spielenden Natur, die uns umgibt, eine andere, die alt und ernst, in Ruhe oben waltet, und das Leben fesselt, die Bäume zernagt, das Wasser in Eis-, die Luft in Schneeketten legt.

Aber das Wasser und die Luft empörten sich gegen die kalte, herzlose Tyrannei. Und so suchen sie sich ihren Ketten zu entringen. Es gelingt ihnen so schön in diesem Thale hier! Rechts hüpft ein Strom wohl tausend Fuß hoch in kurzen Absätzen, wie auf einer sanften Felstreppe hinab, bis zu uns ins Thal. Er springt, er tanzt, er jubelt, als ob er dem strengen Gebieter oben es zum Hohne thäte. Vor uns stürzt sich ein anderer Befreiter, ein Staubbach, in zwei Sätzen hundert und mehr Fuß von der Kuppe des Berges ins Thal hinein. Er hatte Angst, wieder ereilt zu werden, er hatte nicht Zeit, sich einen leichteren Weg zu suchen. Kopfüber springt er in eine Schlucht hinab und bricht sich hier in Millionen Krystallkügelchen, die wie Staub und Luft den freien Wolken zustreben. Ein Rest aber stürzt sich in einem zweiten Satze

bis ins Thal. Das ist der Höllenfall, **Cascade de l'enfer.** — Links endlich, jenem Bergstrome rechts gegenüber, ist ein anderer Wasserfall, nicht so bedächtig und klug wie der Strom rechts, nicht so überkeck wie der Staubbach vor uns, aber muthig, herzhaftig in großen Absätzen mit seiner ganzen Wasserkraft von Fels zu Fels springend, ebenso hier und dort eine kleine Staubwolke zum Himmel sendend, aber am Ende doch als Ganzes und als ein Felsstrom erbaulichen Umfanges im Thale ankommend.

Ich weiß nicht, wie lange ich hier saß, vor der Brücke über dem kleinen Bergstrom rechts, auf einem Steine, von wo aus ich dies ganze schöne Festspiel der Natur in Einem Blicke überschauen konnte. Aber lange genug, um das erhabene Bild ganz in meine Seele einzuprägen. Erst als es mein Eigenthum geworden, ging ich über die kleine Brücke und dann dem Staubbache in der Mitte so nahe als möglich. Aber er wollte nicht, daß ihm die Menschen zu nahe kämen, und übergoß mich mit einem kalten Schneeregen. Kaum fünfzig Schritte aber reichte der Zorn der scheuen Nixe. Hier stand ein blattreicher, schattengebender Baum, vor ihm ein, wie zum Kopf- und Schulterkissen mit feinem Moos übergossener Stein. Ich legte mich auf das einladende Ruhebett. Erst hier wurde mir das ganze Geheimniß dieser wunderbaren Scene klar. Erst hier verstand ich den Ruf der Wasser, die sich von den Bergen stürzten. „Juchhei, wir sind frei!" jubelten sie in tausendfachem Echo, murmelten sie in jedem Staubkügelchen. „Dort oben ist Sclaverei, dort oben fesselt ein kaltes Gesetz die Lust, dort oben lebt kein Herz in dem weißen Busen. O! hinab, hinab ins Thal hinein, zu der bescheidenen Tiefe, wo es uns erlaubt ist, den Baum zu nähren, die Blume zu lieben, den

Vogel zu tränken! Hinab, hinab, dort unten ist Freiheit! Juchhei, wir sind frei!"

Ich hätte mit ihnen rufen mögen: „Juchhei, wir sind frei!" Der Schaumbach aber rief am klarsten: „Was ist's denn? wenn's auch das Leben gilt, hinab in die Freiheit! Juchhei, sterben, aber in der Hoffnung auf die Freiheit!"

Und er stirbt. In eine schwarze Schlucht stürzt er sich hinab und findet dort einen harten Felsen, den er seit Jahrhunderten, vielleicht Jahrtausenden beleckt und nicht zu brechen vermag. In der Mitte dieser dunkeln Schlucht steht ein schwarzer, schroffer und spitzer Stein mannhoch aufrecht, — wie ein Opferaltar eines geheimnißvollen Gottesdienstes. Nicht doch — der „Höllensturz" muß wohl auch seine Höllenopfer haben. Wenn sich die Staubwolken um den Opferstein heben und ihn auf Augenblicke bedecken und unserem Blicke verhüllen, dann mag dort ein Geheimniß vollbracht werden. Sobald sich dann die Wolke wieder verzieht, tritt der schwarze Opferstein wieder hervor, weiße Schaumwellen drängen sich an ihm hinauf, ohne je seine Spitze zu erreichen, waschen seinen Fuß, bis bald eine neue Wolke ihn abermals auf Augenblicke verhüllt. Ueber diesem Opferstein der Hölle ahnet man den Bergsturz, aber sieht ihn nur sehr selten; weiter oben stehen grüne Bäume und reichen sich über dem Höllenspiele unten die Hände. Die helle Sonne wirft in Licht und Schatten durch die Blätter und Aeste ihren Widerschein selbst bis in den Schlund hinab. Der Sieg des Lichtes über die Finsterniß ist hier im Bilde verewigt.

Zu beiden Seiten jenes schwarzen Opfersteines stürzt die Wassermasse hervor, um so bald als möglich den unheimlichen Ort wieder zu verlassen. Die eng zusammengedrängten Wellen aber lösen sich im Sturze auf, werden

abermals zu Wolken und bieten wie diese ewig wechselnde Bilder eines Wunderlebens. Ich sah hier einen wilden Thierkampf; weiße Löwen mit Schaummähnen und dunkeln großen Augen stürzten einer über den andern her und rissen einer den andern mit in den Abgrund hinein.

Herr, mein Gott, wie schön ist deine Erde und wie danke ich dir, daß du mir ein Herz gegeben, sie so schön zu sehen, zu fühlen, zu denken! Was ist denn des Lebens Elend gegen eine Stunde solcher Seligkeit? Sie öffnet die Riegel, welche die Zeit von der Ewigkeit trennen, hebt über des Lebens Jammer und läßt ahnen, was jenseits dereinst unser Eigenthum werden wird! — Ich mußte an die Meinigen denken.

Und auch an Dich, mein August, und an Dich, treuer, alter Wanner. Einen Augenblick wünschte ich Euch hier bei mir zu haben. — Aber nein, es ist besser so. Auch die Natur ist ein Weib. Sie will, daß Ihr Euch ganz ihr hingebt, ehe sie sich Euch ganz hingibt. Sie ist eine schüchterne Jungfrau, die ihre Geheimnisse nur in geheimen Schäferstunden enthüllt. Ich habe das oft erfahren und es hier wie nie gefühlt. Wer weiß, Ihr kommt vielleicht dereinst an diese Stelle und begreift nicht, wie sie mich so tief ergriffen, so ganz hingerissen. Aber geht allein hin, stillen, einfältigen Herzens, horcht nur auf die Stimmen um Euch, und Ihr werdet die Seligkeit des keuschen Kusses, den mir hier die schöne Göttin schenkte, ahnen lernen.

Endlich — noch einmal ohne zu wissen, wie lange ich hier lag — mußte ich doch ans Aufbrechen denken. Ein ganz dummer Bursche, ein prosaischer Polizeidiener — der Magen — mahnte mich und trieb mich fort. Ich habe Hunger und Durst — da haben wir's!

Aber trotz der Mahnung blieb ich noch einmal an der Brücke über dem Felsbache rechts stehen, sah ich noch einmal nach all den Lieben zurück. Und ganz anders, ganz neu erschien mir das Bild, das ich so fest in meinem Herzen eingeschrieben zu haben glaubte. Neben dem Staubbache waren breite, flache, schwarze Felsplatten; und rings um dieselben stürmten Tannen der Festung dort oben zu. Ja, indem ich so den Fels neben dem Wasserfalle betrachtete, wurden die Felsen und die Tannen auf ihnen lebendig; der Wasserfall stand still, und der Fels stieg in die Höhe. Es war ein neues, ganz neues Schauspiel, so neu und wunderbar, wie wenn die Bäume wild und rastlos an dem dahinfliegenden Dampfwagen vorüber rennen.

Aber der dumme Bursche schrie immer lauter. Was sollte ich machen? Ich ging zu dem kleinen Wirthshäuschen, an dem ich vorher stolz vorbeigegangen, zurück und klopfte bescheiden an. Aber es rührte sich keine Hand. Ich klopfte zuletzt so unbescheiden, als ob ich die Tasche voll Louisd'or gehabt hätte. Aber es kam Niemand.

Das geschieht dir recht, sagte ich trotzig zu meinem ungestümen Freudenstörer. Aber ich rechnete. Um fünf Uhr war ich ausgezogen, es war halb zehn; bis zum nächsten Wirthshause, das heißt bis wieder nach Bagnère zurück, neue drei Stunde. Was soll aus dir werden, armer brodloser Jacob?! So viel aber war gewiß, daß ich nichts Klügeres thun konnte, als mich getrost auf den Weg zu machen. Ich kann versichern, ich that es ganz getrost. Hungrig, durstig, aber seelenvergnügt.

Auf dem halben Wege nach Bagnère begegnete ich dem Wirthe des Lilienthales. Er hatte kein Brod, kein Fleisch, aber ein Faß Wein bei sich. Das aber wurde bei-

nahe zu einer Tantalusqual, denn wie aus einer Tonne trinken? Zuletzt half ein Strohhalm.

Gleich hinter dem Wirthe kam ein Zug Badegäste zu Pferde. Und unter diesen zwei sehr artige Amazonen. Da that es mir fast leid, so früh aufgebrochen, angekommen und wieder abgegangen zu sein. Aber in allem Ernste, es ist doch besser so. Ich hätte vielleicht von Rechts wegen die schönen Amazonen noch lieber gehabt, als die schöne Nixe. Und das hätte dieser doch wehe thun müssen, was sie wahrlich heute um mich nicht verdient hatte.

4. Der See Seculejo.

An einem schönen Herbsttage des Jahres 1828 fand in Heidelberg ein großes Fest Statt. Wir Burschenschafter gaben unserm Hans Schröder ein glanzvolles Comitat. Und er hatte es verdient, wie selten Einer; denn er war gewiß die ehrlichste Seele, die je in Heidelberg studirt hat. Damals saß ich auf einem stolzen Schimmel und war einer der Marschälle des Zuges. Nicht ohne Herzklopfen hatte ich mein Roß bestiegen, aber es lief Alles ohne Halsbrechen ab. Und als die Sache zu Ende war, dankte ich meinem Geschicke. Seit der Zeit bin ich überall bescheiden zu Fuß gegangen. Mein Plebejergeschick und mein Plebejergeschmack sind daran gleich viel Schuld. — Vorgestern aber war ich einen halben Tag lang ein echter Aristokrat, ein Mitglied des Jokey-Clubbs. Das ging so zu:

Ein paar meiner Bekanntschaften hier beschlossen, einen Ausflug zu Pferde nach dem See Seculejo, oder — wie man gewöhnlich kürzer sagt — dem Lac d'O, von dem nahen Dorfe O so benannt, zu machen. Ich wollte nicht mitreiten. Aber man setzte mir auseinander, daß die Pferde

sehr sicher seien und man ohne alle Gefahr die Sache wagen könne. Nur nach hartem Widerstande und langem Erwägen entschloß ich mich endlich, aber unter der Bedingung, daß ich das zahmste Pferd unter allen bekommen würde.

Um 11 Uhr langten die Pferde vor dem **Hôtel de Londres** an, ihrer zehn. Ich fragte den Führer: „Welches ist das sanfteste, das beste Thier unter ihnen?" — „Nehmen Sie dies, Herr," sagte er; „Sie werden zufrieden sein; in ganz Baguère ist kein besseres, sanfteres Pferdchen zu haben." So stieg ich auf. Einmal im Sattel, ließ ich, ehe noch die ganze Gesellschaft vereinigt war, mein Pferd ganz ruhig im Schritte durch die Stadt gehen. Ich war so der Erste; denn ich fürchtete die Unordnung der Ausfahrt und wollte wenigstens in der Stadt gleich beim Ansatze auf den Sand gerathen. Und es ging ganz glücklich ab; ich hatte die „Seufzer-Allee" erreicht, ehe sich die Gesellschaft in Bewegung setzte.

Als aber mein sanftes, vortreffliches Thierchen die übrigen hinter sich im Trabe, im Gelopp herkommen hörte, wurde es wild und ungehalten. Ich nahm den Sattelknopf und hielt mein Pferd so fest in den Zügeln, daß es am Ende böse zu werden drohte. Als zuletzt der Führer, den Zug leitend, mich einholte, rief er mir im Vorbeireiten zu: „Lassen Sie die Zügel schießen, sonst wird Ihr Pferd sträuben." Ich ließ nach, und wie vom Winde getrieben ging's davon. Das ganze erste Viertel des Weges verfluchte ich mein Geschick, und versuchte noch sehr oft, mich an meine Stelle zu setzen — hinten an. Aber mein Fuchs hatte das Bewußtsein seines Werthes und wollte vorauf sein. So oft ich zurückhielt, wurde er unruhig, trabte kurz, wenn die Andern Schritt gingen, um sie zu überbieten, und schüttelte

und rüttelte mich durch, während alle andern Reiter gemächlich ausruhten. Nach und nach merkte ich, daß ich mich in seinen Willen ergeben müsse, und erst als ich dies recht that, wurde die Sache halbwegs leidlich. So oft die Cavalcade sich in eine raschere Bewegung setzte, flog mein Pferdchen allen voran; so oft jene einen kleinen Galopp wagten, ging mein Hitzkopf **ventre à terre** durch. Ein General der Cavallerie, welcher der Zweite im Gliede war, lobte später, als wir beim See angekommen waren, meine Reitkünste; aber ich gestand bescheiden, daß es mir ergangen wie jenem Reiter, dessen Pferd flüchtig geworden und ein Carré gesprengt habe.

So machten wir hin und her zehn Meilen in fünf Stunden. Das nennt man ein Vergnügen. Ja, ich habe am Ende fast begriffen, daß es eines sein kann. Halbwegs an meine Führerrolle gewöhnt, fing die Sache zuletzt an, mir Freude zu machen. Ich ahnte die morgigen Nachwehen; aber ich ergab mich in mein Geschick, und so ging's wie im Fluge dahin, so oft es meinem sanften, guten Pferdchen beliebte. In die Stadt hinein ließ ich ihm nicht nur seinen Willen, sondern half ihm selbst etwas nach. Es that dem **homme de lettres et de plume** ganz wohl, auf einmal, ohne zu wissen wie, ein so kecker Cavalier geworden zu sein.

Aber — wie gesagt — wehe dem Katzenjammer! Gestern konnte ich, so oft ich mich niedergesetzt hatte, kaum wieder auf die Beine kommen. Heute habe ich das „Wachsen", wie man in Köln sagt, in Lenden, Hüften und Schultern; der liebe Herrgott weiß, wie lange das dauern wird — aber ich verspreche, so bald nicht wieder mit zu reiten, wo ein General der Cavalerie und ein **Lion de Paris** mit von der Gesellschaft sind. Diese beiden waren die Treiber,

die nächsten hinter meinem Pferdchen — ich der Führer auf ihm; und ich habe zu Pferde weder Lust, Eines noch das Andere zu sein.

Wenn ich sonst etwas von dem ersten Viertel unserer Reise zu erzählen hätte, so würde ich diese schöne Geschichte bei Seite gelegt haben. Aber das Reiten gab mir so viel zu schaffen, daß ich erst auf dem Rückwege theilweise merkte, was ich auf dem Hinwege nicht gesehen hatte. Ich tröste mich übrigens mit dem Gedanken, daß ich den größten Theil dieses Weges noch einmal machen werde, um von Bagnère de Luchon nach Bagnère de Bigore zu gehen. Ein paar schöne Aussichten in tiefe Thäler links neben uns auf grüne Berge mit Wiesen und Wäldern, Dörfchen und Hirtenhütten berührten nur oberflächlich mein Gefühl zu Pferde. Erst als wir aus dem Dorfe O heraus in ein breites Thal kamen, in dem wir alle nothgezwungen Schritt reiten mußten, weil der Berg zu steil war, wurden die Bilder klarer.

Dies Kesselthal, das letzte vor dem Seculejo, war vor Jahrhunderten sicher ebenfalls ein See. Es ist ringsum geschlossen und nur an einer Seite von einer Schlucht durchbrochen. Mitten durch diese fließt ein Bergstrom. Der ganze meilenweite Boden des Kessels ist baumlos; grüne Moos- und Steinlager bilden die unterste Stufe; dann kommen Wiesen, über diesen, wohl an der Gränze des frühern See's, stehen erst vereinzelte Tannen, dann immer mehre, nach und nach ein Wald, und endlich wieder hoch oben nur die nackten dunkeln Granitfelsen. Rechts und links spülen kleine Wasserfälle sich von unendlicher Höhe ins Thal hinab. — An dem Flusse unten weideten links eine Menge Pferde, während rechts eine Schaar von wenigstens siebenzig oder achtzig Hirten, Holzhauern, Frauen und Kindern

zusammensaß und stand, um ihr Mahl zu verzehren. Wir selbst auf unsern Pferden bildeten auf der andern Seite des Thales einen Gegensatz zu jenen Hirtengruppen. Es war Alles so öde, so wild, so still, so fremd in diesem Thale, daß der Gedanke an ferne Welttheile und halbwilde Nomadenstämme sich ganz von selbst aufdrängte.

In diesem öden, lautlosen, nur durch das Rauschen des Bergstromes belebten Thale zog unser Weg erst in einer langen Linie und zuletzt im Zickzack den Berg hinauf. Es war eine Karawane in einem die Wüste begränzenden Gebirge. In der Mitte des Berges holten wir einen Reiter und zwei Fußgänger ein. In dem fernen, fremden Lande Afrika's hätte etwas gefehlt, wenn kein Engländer hier sein Vaterland vertreten hätte. Unser einsamer Reisender zu Pferde war ein Britte, der allein mit zwei Führern die Pyrenäen durchzog. Er war seit zwanzig Tagen unter Wegs und hatte Alles gesehen. Aber ob er viel gelernt und verlernt, weiß ich nicht. Nach ein paar Worten Unterhaltung fragte er mich: ob nicht England doch das schönste Land sei? Ich antwortete: „Nein, sondern der Rhein!" Und ich mußte inwendig lachen, als er halbwegs mit einzustimmen gezwungen war. Wo mir National-Eitelkeit begegnet, bin ich nationalstolz wie ein Araber. Es ist kein Heil für die Völker, wenn sie nicht zu allen Zeiten und an allen Orten das Gefühl haben, daß sie keinem in der Welt nachstehen. — Das größte Unglück aber ist von sich selbst zu glauben, das erste, das einzige Volk zu sein.

Plaudernd erreichten wir nach einer Weile die Höhe des Berges oder besser des Theiles des Berges, bis zu dem wir wollten, und auf dem der See liegt. Ehe man auf die Spitze gelangt, führt der Weg über eine Brücke.



Auf dieser Brücke sieht man einen Strom schäumend wie aus einem Dammbruche hervorstürzen. Hinter diesem Damme liegt der See noch verdeckt; über dem See ragen die ihn umgebenden Felsmauern, und aus diesen hervor stürzt 388 Metres hoch eine voller Wasserfall auf das Ufer des See's hinab. Der englische Gesandte der africanischen Wüste, in der wir waren, hielt sein Pferd an und sagte: A verry fine view! Und er hatte Recht.

Noch zehn Schritte, und der See lag vor uns. Die Oberfläche mag mehr denn eine Stunde im Umfange haben (24,000 Metres). Wir standen gegenüber dem Wassersturze, auf dem entgegengesetzten Ufer. Die Felsen um den See bilden einen runden Trichter, und die Ufer gleiten ohne Absatz ins Wasser hinein. Grüne Teppiche, Gesträuch und weiter oben Tannen, Alles dunkel, ernst, öde, schließen den Blick in enge Grenzen. Es war ein eben so ernster Tag; schwere Wolken deckten den Himmel, aber diese Beleuchtung paßte vollkommen zu dem Bilde.

Nachdem wir eine Weile ausgeruht, fuhren wir auf einem Boote nach dem jenseitigen Ufer, um uns den Wassersturz aus der Nähe anzusehen. Ein guter Geist schickte uns, gerade als wir am Fuße des Sturzes anlangten, einen Sonnenblick. Die Wolken theilten sich, der Trichter oben öffnete, die Tannen belebten sich, der Wasserfall in seiner Staubwolke zog das Feierkleid der Regenbogenfarben an, und die ganze Natur zeigte sich uns auf Augenblicke in ihrer vollen, wilden Zauberschönheit. Unsere Gesellschaft plauderte, der Eine sagte Dies, der Andere Jenes — ich ließ sie, ging in den Kahn zurück und ruderte ihn in die Mitte des See's; der Bursche, der uns gefahren, ließ sich nicht stören und schöpfte das Wasser ruhig aus dem Kahne heraus.

Ich war allein, in der Mitte dieser schönen Scene, auf dem Spiegel dieses stillen See's sanft hin und her treibend, — vor mir den Bergsturz, links ein paar kleinere Wasserfälle, rechts die steilen Felsen mit ihren Tannen-Einsiedlern! Von einem gewissen Puncte aus gesehen, wird der Wassersturz zu einer Art gothischen Thurms und erinnert an den fertigen Himmelswegweiser des Münsters zu Straßburg. Ich sah diesen einst von bengalischen Flammen erleuchtet; es war fast ein feuriger Wasserfall. Der Wasserfall hier wurde zu einem silbernen Kirchthurme. Und drinnen in der Kirche beteten abermals über- und unterirdische Geister: „Herr, o Gott, wie schön ist Deine Erde!"

Wir waren hier am Ziele unserer heutigen Reise. Und da es kaum ein Stück Brod, nur schlechten Wein und sauren Ziegenkäse hier giebt, so war auch hier nichts mehr zu thun, nachdem wir uns satt gesehen. Zum Abschied pflückte Jeder sich noch einen Strauß Alpenrosen, die hier in Menge wachsen und mit ihrer rothen Farbe das ewige Grün durchbrechen. Höher in den Gebirgen hinauf liegen zwar noch mehrere Seen, zuletzt einer, der beständig gefroren ist, le lac glacé; aber wir ließen sie ruhig liegen und richteten unsere Schritte wieder — der Table d'hôte zu. Sie hatte die Gränzen der ganzen Cavalcade bezeichnet. Bis dahin und nicht weiter — um fünf Uhr wird geläutet!

Auf dem Rückwege erst sah ich dann, wie schön der Hinweg gewesen. Ein paar Mal fielen unsere Blicke aus unendlicher Höhe auf die schaumblauen Wellen eines Flusses unten im Thale, zu dessen beiden Seiten sich die Berge, mit Dörfern und Sennhütten, mit Wiesen und Fruchtfeldern, mit einzelnen Bäumen und Baumgruppen aller Art und

endlich mit einer Tannenkrone bedeckt, in den schönsten rundesten Formen hinaufringen. Einmal öffnete sich ein Berg mit jedem Schritte mehr und ließ zuletzt ein Hirtendörfchen mit seinen weißen Häusern, blauen Dächern und schwarzen Fenstern auf uns herabblicken. Jede Wendung gab ein neues Bild, und jedes neue Bild gab dem vorhergehenden durch den Gegensatz selbst wieder einen neuen Reiz.

Als wir endlich der Stadt wieder ganz nahe waren, entsann ich mich in dem letzten Dörfchen einer schönen und das Volk bezeichnenden Legende, die ich irgendwo gelesen, an die mich aber mein Pferdchen bei der Ausfahrt nicht hatte denken lassen. Die Bauern erzählen:

Vor vielen, vielen hundert Jahren, zur Zeit, als der große Karl über das Land der Franken herrschte, lebte hier in den Pyrenäen ein schlichter Bauer, Aventin genannt. Der Mann war so fromm, daß er seine irdischen Güter und Wünsche aufgab und sich in eine Einsiedelei zu Sanct Julien zurück zog. Hier lohnte Gott sein Gebet durch die Gabe der Wunder. Eines Tages zog er ohne Beschwerde einen großen Dorn aus dem Fuße eines gewaltigen Bären, der gekommen war, den Heiligen um seine Hülfe zu bitten.

Bald aber kamen viel gefährlichere Raubthiere ins Land. Die Mauren drangen bis in die Pyrenäen vor und bekämpften die Christen durch ihres Propheten Lehre und ihr Schwert. Sanct Aventin griff zu der gleichen Doppelwaffe, zum Kreuze und zur Lanze. Aber Gott wollte ihn zu einem Zeugen seines Glaubens für alle kommenden Zeiten machen. Und deßwegen besiegten die Mauren Sanct Aventin, fesselten ihn und führten ihn gefangen ab nach Castel Blancat. Doch war die Zeit des Marterthums für ihn noch nicht gekommen. Und so flog der Heilige aus der Feste durch

die Lüfte bis zu der Stelle, auf der jetzt seine Kirche steht. Noch heute sieht man den Abdruck seines Fußes in der Felsplatte vor der Thür der Capelle, in der er seine Mirakel thut.

Von Neuem lehrte und kämpfte er gegen die Mauren und ihren Glauben, bis diese ihn abermals besiegten, gefangen nahmen und enthaupteten. Der Heilige aber hob sein Haupt von der Erde auf, stieg den Berg hinauf, legte sich mit seinem Haupte an der Stelle seiner Kirche nieder und starb. Dreihundert Jahre lag er hier unbekannt. Aber die Stiere und Kühe, so oft sie hier vorbeikamen, standen still, scharrten die Erde mit den Füßen und brüllten laut auf. Zuletzt merkten die Bauern, daß hier ein Geheimniß verborgen sei, kamen mit Schaufel und Spaten und wollten den Schatz graben. Da rief eine unbekannte Stimme: „Hier ruht der Leib des glückseligen heiligen Aventin!"

Man wollte den Leichnam ausgraben. Aber siehe, da kam ein Bienenschwarm und trieb die Arbeiter weg, und so oft die Arbeiter zurückkamen, waren auch die Bienen wieder die Wächter des Grabes. Zuletzt merkten die Bauern, daß der Heilige hier verehrt sein wolle, und gründeten ihm hier eine Kirche, in der er von nun an unzählige Wunder that.

Die ganze Geschichte und das ganze Leben des Volkes ist in Umrissen in diese Legende verwickelt. Karl der Große, die Mauren, der Kampf und das Marterthum, die Bärenjagd, der Ochse am Pflug, die Kuh auf der Weide und die Bienen im Garten — der Kreis ist vollständig, und der Heilige könnte keine bessere Legende haben, um sich dem Volke und das Volk sich ihm selbst anzuschließen.

Ich erzählte die Legende meinem Adjutanten, dem Herrn General Soundso; aber ehe ich ganz damit zu

Ende war, langten wir auf ebenem Boden an; der Herr General setzt sein Pferd in Trab, meines galoppirt; das meines Hintermannes will es ihm gleich thun; aber da fliegt mein Fuchs in Carriere durch die „Seufzer-Allee" der Stadt zu, in die ich jetzt ganz anders triumphirend einzog, als ich ausgezogen war.

Den nachträglichen Katzenjammer habe ich mit in den Kauf bekommen. Wie lange er mir in den Gliedern liegen wird, wissen die Götter. Aber die Fahrt war's werth. Nur will ich deßwegen nicht behaupten, daß ich bald wieder einen ähnlichen Ausflug machen möchte.

5. Castel Vieil. St. Mamet. (La Cascade de Montauban. La Cascade de Juze. Superbagnère.)

Auf meinem Ausfluge nach dem Lilienthale war ich am Fuße des Berges, auf welchem Castel-Vieil liegt, vorbeigekommen. Ich hörte das tiefe, wilde Rauschen des Bergstromes und ahnte, daß dort abermals ein schönes Geheimniß der Natur zu finden sein müsse. Den zweiten Ruhetag nach unserer Parforce-Jagd benutzte ich dazu, einen Ausflug nach der Ruine von Castel Vieil zu machen.

Der Berg, auf dem diese Feste hingegangener Zeiten liegt, bildet den Mittelpunkt im Thale zwischen drei hohen Berggruppen, die hier in einer Art Dreieck zusammenstehen. Oben bei der Ruine angekommen, hat man die Aussicht in drei Thäler und auf die Berggruppen zugleich, alle verschiedener Art. Das lohnte schon der Mühe. Aber selbst hier bleibt der Fluß noch immer verschlossen, noch immer hört man das wilde Rauschen, ohne den Kampf, der es veranlaßt, zu sehen. Erst auf der entgegengesetzten Seite

von Bagnère bis in die Tiefe hinabsteigend, gelangt man zuletzt auf schroffe Felsabhänge, die eine Aussicht in die wildeste Bergschlucht geben. Die Bilder hier sind wieder Meisterstücke.

Der Fluß hat sich ein, mehre hundert Fuß tiefes Bett gebrochen. Hier springt er von Fels zu Fels, hier bohrt er seine Ufer so scharf aus, daß kein Platz für den Fuß des Menschen bleibt. Er kann sicher sein, hier ungestört sein Wesen zu treiben, denn nun aus ferner Höhe ist uns erlaubt, dem Spiele der Wellen unten zuzusehen. In diesen schroffen Felsen hängen überall wilde Hecken, kecke Bäume und Baumgruppen, oft zerbrochene Stämme, oft abgerissene, nur durch ein paar Wurzeln festgehaltene Felsblöcke. Viele würde ein Vogel fallen machen, wenn er mit seinem Flügel an sie streifte.

Der Fluß setzt hier von Fels zu Fels in einer weiten, dunkeln Terrasse; neben diesem schwarzen, von weißem Schaume und blauen Wellen belebten Flußbette erhebt sich rechts und links eine Berglinie nach der andern, von schweren Buchen, von kecken Pappeln hier und dort durchschnitten. Aber zwei Hauptlinien, rechts und links abdachend, lassen einen Mittelgrund offen, in dem dann, hinter dem tiefen Flußbette selbst, eine ganze Kette von Bergen hervortritt. Der untere Theil dieser Gebirge zeigt frisches, lebendiges Grün, weiter hinauf kommt die Tanne, hinter dieser schwarze Granitschichten, von weißen Schneeadern durchzogen.

Es war ein wunderschöner Morgen. Die Sonne wurde mit jeder Secunde gewaltiger, zu gewaltig für uns arme Menschlein. Aber sie giebt der Natur, wenn sie sich so in sie hineinsaugt, ein Leben, einen Athem der Wollust, einen Duft der Selbstzufriedenheit, der die Bilder mit einer

ganz neuen Kraft und einem unbekannten Glanze durchglüht. Die Gegend brauchte gar nicht so schön zu sein, um in einer solchen Sonnenwollust zu einer Seelenwohlthat zu werden.

Ich hätte mir ein Silberschmelzwerk, das am Wege liegt, ansehen und hier gelegentlich gar Vieles lernen können; aber ich hatte nicht Lust, mich zwischen vier Mauern zu vergraben. Dennoch sah ich mir das Kirchlein des Dorfes St. Mamet an. Die Bewohner des Dörfchens sind meist Hirten, führen ein stilles, einfaches Leben, während eine halbe Stunde von ihnen Paris seine Ruhestunden in glänzendem Luxus und geräuschvoller Langweile verlebt. Sie blieben bis jetzt fast unberührt von dem Treiben ihrer Nachbarn, und selbst das Betteln ist selten. Das Kirchlein ist ein Zeuge für diese Einfalt. Vier Mauern, ein Altar und ein paar Stühle, das war der ganze Prunk des Gottesdienstes. Eine gebrochene Alte saß in einer Ecke und las, von den spärlichen Lichtstrahlen eines staubigen Fensters erleuchtet, mit Inbrunst in ihrem Buch. Sie war die einzige Zierde, das einzige Bild des Kirchleins, und wahrlich ein so passendes, wie der beste Maler kein besseres hierher erdacht haben würde.

Mein Weg führte mich von hier nach Montauban, wo es abermals einen Wasserfall gibt. Wer nichts Besseres zu thun hat, wer den weitern Weg nach andern scheut, mag sich diesen hier ansehen; er ist nicht weniger schön als viele andere.

Von da ging's dann an der Pique links und den Bergen rechts vorbei nach Juze, wo wieder ein Wasserfall ist. Jedes Dorf hier hat deren wenigstens einen. Auch er war schön, aber der Weg durch die Wiesen den Fluß hinauf nach Baguère, die strahlende Zehnuhrsonne, die duf-

tenden Heuhaufen, die geschäftigen Mäher und Mäherinnen, das Rauschen des Flusses, die Berge ringsum weiß, grün, schwarz, wiesen-, baum- und schneebedeckt, und endlich über all dem ein klarer, blauer, offener Himmel mit weißen Schaumwolken, die hier und dort lebendige, majestätisch vorüberziehende Schatten in diese schönen Bilder warfen — das sind Feierstunden der Seele, für die ein Arbeitsjahr, ein Schafferleben nicht zu theuer erkauft ist.

Ich hätte noch eine Menge Ausflüge um Luchon herum machen können, denn die ganze Umgegend ist schön. Ja, ich fürchte fast, daß ich die schönsten — nach dem Port de Venasque, nach Venasque selbst, nach dem Berge Maladetta, dem Montblanc der Pyrenäen, — nicht gemacht habe. Das Wetter war nicht günstig, während der letzten Tage meines Aufenthalts erlaubten schwere Wolken keine Bergfahrten. Meine Zeit dagegen war zu karg zugemessen, um besseres Wetter abzuwarten. Am Tage vor meiner Abreise aber bestieg ich den Berg Superbagnère, so weit es ging. Und auch das ist ein so schöner Ausflug, daß man dabei kaum merkt, wie beschwerlich er ist. Es ist wie mit der Jagd. — Anderthalb Stunde ging's bergauf. Mit jedem Schritt eine weitere Aussicht in die engen Thäler rechts und links, eine andere auf die Berge, Dörfer und Sennhütten, die uns von allen Seiten entgegengrüßen.

Unter Weges kam ich an einem Arbeiter vorbei, und plauderte mit ihm eine Weile. Er war ein gereister Mann, aber die Berge hatten ihn zurückgerufen. Ich sagte: Ganz gut mit den Bergen, aber was treibt ihr denn den langen Winter über? — Nun, wir schaffen Holz genug an, um uns zu wärmen. — Aber des Abends, des Sonntags, an den Festtagen? — Des Sonntags wird mitunter getanzt. Feste aber giebt es keine in Bagnère, wohl aber in der

Umgegend. An solchen Festtagen geht's lustig zu, da halten wir drei Mahlzeiten. — Und was sonst noch? — Die tanzen können, tanzen, die Andern gehen ins Kaffeehaus. — Der Mann war sehr freundlich. Aber das ist Alles, was ich aus ihm heraus holen konnte. Als ich weg ging, warnte er mich sehr ernst, ja nicht allein auf den Berg zu steigen. Ich könnte mich verlaufen. Sie sind alle abgerichtet und mit den Führern einverstanden. Wenn man ihnen glaubte, könnte man sich nicht ohne sie aus dem Bette und ins Bett finden.

In der Tannenregion, fast auf der Kuppe des Berges, gerieth ich in eine Wolke — naß und kalt; — ich hatte nicht Lust, ihr zu trotzen und hinter ihr den Himmel zu suchen. Ein paar Schritte zurück brachten mich wieder in die offene Region, und auf einem Fußpfade den Berg hinab hatte ich beständig die schönste Aussicht auf Luchon und das Thal. Die Stadt, die Platanen, Linden, Pappeln-Alleen, die Landhäuser, der Fluß, die Dörfchen auf der andern Seite am Fuße hoher, himmelstürmender Berge, waren ein wohlthuendes Ganzes.

Zuletzt hätte ich doch des Führers fast bedurft. Ein gewaltiger Kettenhund in einer umschlossenen Wiese, in die ich hineingerathen war, machte mich für meine Waden fürchten. Ein Umweg sollte mich aus der Umzäunung bringen, aber anstatt meiner Waden kamen meine Schienen in Gefahr: ich strauchelte, fiel ein Dutzend Fuß hoch in eine Hecke, und war ganz verwundert, mit einem verschundenen Beine davon gekommen zu sein. Und hier habe ich geschworen, in Zukunft meine Waden eher als meine Schienen zu wagen und selbst keinem Bulldogg mehr aus dem Wege zu gehen.

Endlich kam ich an das Lustwäldchen oberhalb der Bäder. Es ist das die einzige Anlage, welche die Stadt den Bädern zu Lieb gemacht hat. Schattige Baumgänge, oft unter vielhundertjährigen Wurzeln- und Moosstämmen. Eine Quelle heißt hier **Fontaine d'Amour.** Ich habe sie vergebens aufgesucht. Später erfuhr ich, daß sie weiter oben, oberhalb des Wäldchens liege. Dort hatte ich sie überschritten, ohne sie zu beachten. Das ist des Lebens Fluch. Man findet die Liebe nicht, wo man sie sucht, man erkennt sie nicht, wo man sie findet.

6. Kurleben.

Aber das Badeleben, aber die Freuden des Kurorts? Nun, ich habe davon, wenn ich meine Rennfahrt nach dem **Lac d'O** abrechne, auch nicht eine Spur gesehen. Als ich ankam, fragte ich nach der Fremdenliste. Es gibt keine, als auf der Mairie. Dann fragte ich nach dem Vauxhall. Ich hatte davon in einem Buche gelesen und dort den Rath erhalten, mich gleich einschreiben zu lassen. Kein Mensch wußte mir das Ding anzuzeigen. Zuletzt wies man mich ins **Café de l'Union**, und ich fand dort eine sehr leibschöne, junoartige **Dame de comptoir**, die ungefähr die einzige Dame war, welche ich hier gesprochen. Und ich will nicht behaupten, daß ich dabei etwas eingebüßt.

An der **Table d'hôte** waren im ersten Hotel, dem d'Angleterre, fünfzehn Leute, die nach und nach auf zwanzig anwuchsen. Unter diesen eine ältere Dame von geistreicher Unterhaltung, eine russische Prinzessin oder Gräfin, so etwas. Nach Tische ging ein Theil der Gesellschaft in eine Art Salon, wo eine Whistpartie gemacht und dann Clavier ge-

spielt wurde. Da fiel mir meine Toulouser Höllenqual heiß ins Gedächtniß. Es überkam mich ein kleines Grauen.

Wir Uebrigen machten einen Spaziergang — und gingen später ins Kaffeehaus. Es war sehr langweilig. Wenn man am Tage über die Straße ging, begegnete man dem zweiten Kurgast stets mit einem Romane unter dem Arme. Das ist die gräßlichste Anklage der Langweile, die es geben kann. Wer einen Roman nimmt, hat alles Andere vorher vergebens versucht und stürzt sich selbstmörderischer Weise in diese Wassereimer der „**Fadaise**“ — ich liebe dies französische Wort hier — hinein, ohne den Tod zu finden. Gräßlich, am Morgen Romane und am Abend Clavier! Ich glaube, ich zöge Whistspielen vor.

Musik — das Piano zählt nicht mehr für mich — hörte ich zweimal hier: einen Vater und seine Tochter, die wundergräßlich sangen, aber zusammen nur ein Auge hatten; und dann fünf rheinbaierische Musiker, die Deutschlands guten Namen überall, wo sie hinkommen, in der ohrenschneiderischsten Weise verleumden. Es soll mitunter Concerte geben; die schöne Eulalie des Kaffeehauses suchte Karten für eines unterzubringen. Aber die Badeconcerte sind in der Regel die unglücklichsten, die es gibt. Ein rechter Künstler weiß, daß die Leute hier Abends spazieren gehen sollen. Nur brodloses Volk nimmt mit dem Abfalle fürlieb und ist froh, wenn das Concert die achttägige Zeche zahlt.

Alles in Allem war hier keine Spur von allgemeiner Lust und gesellschaftlichem Zeitvertreib. Man behauptet zwar, die Saison sei verspätet, und es werde erst nachträglich kommen. Wirklich bringen alle Tage vier, fünf Diligencen und ein paar Postchaisen neue Gäste. Aber trotz ihrer bleibt Alles beim Alten. Ueberhaupt ist es schwer,

sich einzubilden, woher die Gesellschaftsfreuden kommen sollen. Es gibt hier keinen gemeinschaftlichen Kursaal, nicht einmal eine Musikbande, keinen öffentlichen Garten, nichts, gar nichts, was die Leute, ohne daß sie sich die Mühe geben, sich zu suchen, zusammenbringt. Dagegen mag es immerhin hier Privatgesellschaften geben, die sehr angenehm sind. In ein paar größern Häusern sind Salons, in denen sich Abends alle Bewohner des Hauses vereinigen; dort lernt man sich bald kennen, verabredet Partieen und schließt sich bald genug näher an einander an. Oft finden sich mehrere bekannte Familien hier zusammen, bilden ein Kreischen in dem großen stehenden Wasser der hiesigen Gesellschaft, und mögen dann ebenfalls glückliche Stunden verleben. Wer einen solchen Haltpunkt für sein Gefühl, für sein Seelenleben gefunden, für den kann Luchon sehr leicht zu einem Paradiese werden, denn die Umgegend ist dazu wie geschaffen. Aber selbst der Altvater Adam langweilte sich im Garten Eden, so lange er allein war; und er war nichts weniger als verwöhnt.

Wer aber hier in Luchon nicht zufällig in ein Haus geräth, in dem viele Gäste sind und eine Art offenen Salons besteht, wer keine Bekannten hier findet, der kann lange suchen, ehe er auf einen Anhaltspunkt gegen die Langweile des Lebens hier stößt. Ich habe ihn nicht gefunden, und weiß, daß alle Leute, die ich hier im Vorbeigehen kennen gelernt, eben so unglücklich waren wie ich selbst. Ich fürchte, die Ausnahmen sind sehr selten. Es liegt ein Fluch auf ihnen allen — der des Müßigganges. Sträubt Euch dagegen, aber ein gerechtes Geschick hat Ihn über Euch verhängt; und es wird hier so klar wie möglich, daß je mehr die von ihm Belasteten sich seiner zu

entwinden streben, er sie desto fester umstrickt. Tausend Stunden weit reis'te meine Tischnachbarin, um hier nicht zu wissen, wie sie den Tag bis zum Abende todtschlagen solle. Am klügsten aber war noch Herr X. von X.: der wusch zum Zeitvertreib seinen schwarzen Pudel alle Tage zweimal, daß er glänzte.

Die Langweile treibt die Meisten in die Bäder, und einmal hier, nehmen Viele aus Langerweile Bäder. Aber das scheint nicht immer anzuschlagen. Auf dem Kirchhofe hier steht eine lateinische Inschrift, nach der ein dort Begrabener in Luchon neue Lebenskraft suchte und Frieden und Ruhe fand. Viele finden auch diese nicht, sondern im Gegentheil zerrüttete Nerven. Ein paar der Gäste, halbwegs gesund und rüstig, klagten sehr. Ich selbst habe auf den Rath eines großen Arztes bittere Erfahrungen mit den Schwefelbädern gemacht, und hoffe, daß die Fußreise wieder gut machen soll, was der Rath meines Freundes verdorben hat. Vorgestern ertrank hier ein achtzehnjähriger Mann in einer Badewanne. Er war unwohl, aber nichts weniger als lebensgefährlich krank. Das erste Bad, das er nahm, scheint ihm eine Art Nervenschlag zugezogen zu haben. Seine ganze Familie — Mutter, Bruder, Schwestern, Tanten, Nichten — war seinetwillen mit hieher gekommen. Anstatt des gestärkten Lieben brachten die Tragstuhldiener eine Leiche zurück. Gestern Abend kam eine Postkutsche hier an, und ein Mann stürzte unter Weinen und Schluchzen in das Leichenhaus seines Sohnes, wo dann ein Jammern war, daß die Leute auf der Straße zu Hunderten stehen blieben.*)

*) Hier eine Art Statistik, die ich in einem Buche über Bagnères de Luchon fand.

Die große Mehrzahl der Krankheiten, die hier geheilt werden sollen, sind Folgen eines Lebens, das die Krankheit schuf. Aendert das Leben, und die Krankheit wird weichen. Eine Reise, ein Ausruhen von ein paar Wochen, Gebirgsluft, Ausflüge zu Fuß und zu Pferd haben schon manchem müden Arbeiter in der Werkstätte des Geistes neue Lebenskraft für neue Arbeitsjahre gegeben. Aber das ist doch nur die Minderzahl. Die Mehrzahl treibt die — Langweile, und wie diese sie hierher treibt, so jagt sie sie in Kurzem wieder von hier fort. Ihr armen Leute! Ihr wißt

---

Krankheiten.	Geheilt.	Gemildert	Nicht geheilt.
Affections rhumatismales	375	210	180
Affections dartreuses, ou maladies chroniques de la peau . . .	295	115	115
Paralysies diverses de la vessie, des membranes intérieures . .	12	24	55
Engorgements scrofuleux, ulcères scrofuleux, tumeur blanche avec gonflement osseux . . .	285	160	130
Névralgies	55	40	75
Catarrhes pulmonaires de la vessie	83	22	20
La leucorrhée, chlorose, amenorrhée.	47	20	90
Entorses chroniques, ankyloses, raideurs, contracture des membres à la suite des fractures et luxations	120	83	45
Accidents consécutifs aux plaies d'armes à feu, ulcères fistuleux, carie aux os	22	18	44
Maladies syphilitiques, syphilides, blennorrhée	77	16	34
Total.	1371	707	818

gar nicht, daß ihr so glücklich seid, ein Mittel gegen diese Krankheit zu besitzen, und daß ihr der Bäder gar nicht bedürft.

Tages Arbeit — und Abends ein Bad im Rheine — das ist mehr, als die hohen Herren und Dämchen hier suchen und finden.

Bagnère de Bigorre.

Arreau, den 14. Juli.

Die Bergleute haben, wie es scheint, überall lange Beine. Man sagte mir, von Bagnère de Luchon bis Arreau seien fünf, sechs Stunden. Aber der Fuchs hat sie gemessen. Man muß sich daran gewöhnen, wenn man in den Bergen reist, und ich entsinne mich sehr wohl, wie lang die Schweizerstunden sind.

Wir kennen den Weg nach Arreau theilweise. Er ist derselbe, der nach dem Seculejo See führt. Da ich sehr früh auszog, zu früh, um meine Wirthsleute mit einem Frühstück zu belästigen, so ging ich nüchtern bis Aventin. Hier wollte ich die berühmte Pilgerkirche ansehen und zugleich den Leib stärken. Aber die Kirche war so unbedeutend als möglich, fast so einfach, wie mein Frühstück. Käse, Brod und Wein, Piquetwein, ein letzter Aufguß auf die ausgepreßten Trauben, war Alles, was ich auftreiben konnte. Dieser Piquet aber ist wohlschmeckend und erfrischend zugleich.

Der Weg geht langsam bergauf. Nach ein paar Stunden kam ich an neue Scenen. Zuletzt rückte ich der Gränze zwischen den beiden Thälern, dem der Arbouste

und dem der Reste, einer Art Scheideck, genannt **la porte de Loudervielle,** immer näher. Das Dorf Loudervielle, das diesem Paß seinen Namen gibt, ist das letzte des Thales de l'Arbouste. Es liegt bereits in der Region, wo die Bäume aufhören und die Matten anfangen. Nahe bei dem Dorfe führt der Weg an einem nackten Hügel vorbei. Vor einer Kapelle war hier eine Art celtische Dolmee, und auf diesem ein kleines, ein Fuß hohes Kreuz; etwas weiter ab stand ein s. g. Brandon. Ich hatte schon mehrere dieser letztern gesehen. Es sind nackte, dicke und hohe Baumstämme, in die Erde gepflanzt, die oben durch Keile auseinander getrieben sind, und so eine Art durchsichtigen Käfig bilden. Dieser Baum wird am St. Johannes Abend angesteckt, und am andern Tage gleich ein neuer gepflanzt. Die Gallier verbrannten ihre Feinde, wie überhaupt die den Göttern anheimgefallenen Menschenopfer in großen Holzgerüsten. Auch dieser zum Verbrennen aufgepflanzte Holzkäfig hat mir unwillführlich die celtischen Menschenopfer ins Gedächtniß zurückgerufen. Dieser Opferbaum, der Heidenaltar, beide mit dem Kreuze versehen, die kleine halbzerfallene Kapelle, machten hier in dieser wilden Gegend einen ganz feierlichen Eindruck. Das Kreuz hat dem Menschenopfer ein Ende gemacht. Das Blut des Lehrers der Liebe floß für Alle ein Sühnopfer, und deswegen steht das Kreuzchen hier über dem Opferbaum, über dem steinernen Altare.

Diese drei Monumente dreier Religionsepochen waren auf einem Hügel grüner Matten, der in der Mitte eines viele Meilen weiten und viele tausend Fuß hohen Kesselthales lag. Ringsum begränzten graue, dunkle Schieferfelsen, oft mit Schnee bedeckt, die Aussicht. In der Nähe, zu unsern Füßen, begann die Baumregion mit ihren Häu-

fern und Dörfern, neben uns herrschte nur noch an die Erde gefesseltes Gras und Moos.

Immer höher hinauf führte der Weg, zuletzt, aber erst nach abermals einer Stunde langsamen Steigens, zu der Scheideck, zu der porte de Loudervielle. Noch einmal übersah ich das Thal, das hinter mir lag, und das von nun an mit jedem Schritte vorwärts sich immer mehr verschloß. Bald war ich zwischen zwei rechts und links aufsteigenden Bergen, in einem gewundenen Hohlwege, ohne Aussicht weder vor- noch rückwärts. Nach ein paar hundert Schritten aber öffnet sich dann eine neue Welt, neue Berge, neue Thäler, neue Felsen und Baumgruppen.

Es ist ein eigener Genuß, so über die scharfe, öde Gränze zweier belebter Welten aus einer in die andere zu treten. Mit jedem Schritte entdeckt man Neues, jeder Blick erräth ein Geheimniß, das sich eben aufschließt. Und die Geheimnisse vor mir waren sehr schön. In der weiten Ferne lagen neue dunkle Felsberge mit glänzenden Schneelagern auf ihren Zinnen. Und über diesen ein smaragdblauer Himmel, mit milchblauweißen, durchsichtigen, kleinen Streifwolken. Die Luft war so klar, so rein, so offen, wie sie es meist nur an dem Vorabende eines Regentages ist. Sie schmückte die Erde, wie zu einem Opfer.

Nach und nach öffnete sich auch die Aussicht in die näheren Regionen immer mehr, je mehr sich das „Thor" des Passes selbst öffnete, bis es endlich zu einem weiten, thalwärts lenkenden Wege wurde. — Vor einem Tannenwäldchen machte ich Halt, setzte mich an den Weg, nahm ein Stück Brod heraus, aß und trank einen kräftigen Schluck aus der Reiseflasche. — Es schmeckte, wie fast nie.

Aber die Tannen vor mir waren auch eine so gute Gesellschaft, wie man sie sich nur wünschen kann. Sie

standen als Vorposten an einem Berge mit zwei gerundeten Hügelkuppen. Diese Kuppen selbst über dem Tannenwalde waren in das frische Sammtgrün der Matten gekleidet. Weit hinter diesen traten zackige, schwarze Kiefernfelsen mit ihren Schneekragen hervor. Die untersten Tannen standen jede vereinzelt, jede ihren eigenen Schatten werfend, und doch wieder jede einzelne dem Ganzen angehörig. Am Fuße des Berges floß dann ein hüpfender, jubelnder Bergstrom noch ganz klein und jung, zwischen grünen Wiesen, dem Thale zu. Die schönste, klarste Sonne beleuchtete diese stille, einsame, wunder- und geheimnißvolle Scene, die in ihrer Einfachheit so schön als in ihrer Schönheit einfach war.

Es wurde mir hier recht klar. Man muß müde sein, und hungrig und durstig, um diese Schönheiten so ganz in ihrem vollen Umfange zu genießen. Erst als ich gegessen und getrunken, erst als die müden Glieder wieder frischer aufzuathmen begannen, wurde auch all die Pracht vor mir mit jedem Athemzuge lebendiger. Ich bin sicher, wer hier vorüberfährt, sich von Pferden oder Menschen vorübertragen läßt, würde kein Auge für diese Zauber haben. Es ist ein Gleichgewicht in dem Geschicke der Menschen, das nur der Denker ahndet. Aber je tiefer er in dasselbe eindringt, desto offener liegt die Natur mit allen ihren Geheimnissen vor seinem Blicke. Beneide Niemanden, denn Niemand ist reicher als du; und wo Jemand dir reicher erscheint, siehst du die armen, dunkeln Falten seines Seelenlebens nicht. — Ja, Hunger und Durst und müde Glieder sind nothwendig, um den Gott selbst so recht innig in den Schönheiten seiner Natur zu erkennen.

Als ich so hier lag und Geist und Körper, Kopf und Herz labte, weckte mich ein Rabe, der krächzend vorüberzog.

Malum omen! Ich hatte gestern an der **table d'hôte** das Salzfaß umgestoßen, und in der Nacht von gräßlichen Mordthaten geträumt. Ich erstach Jemanden, und schleppte dann die Leiche fort bis zu einem Freunde, dem ich sie vor die Füße warf. Die Geschichte hatte ich vergessen, aber das Schleppen der Leiche war mir im Gedächtniß geblieben. Das Alles hat nichts Gutes zu bedeuten. — Wie wär's, dachte ich, wenn jetzt ein Bär aus dem schönen Tannenwalde käme? Oder gar ein Räuber oder zwei? Und ich kann versichern, daß auch diese Möglichkeit den Genuß der Reise nur erhöhte. Nicht, als ob es mir grade viel Spaß machen würde, mich mit einem Bär herumzubalgen. Im Gegentheile, das wäre ein schlechter Spaß. Ich habe Nerven, und nur grade Muth genug, um, sobald der Kampf unvermeidlich ist, ihn ehrlich zu Ende zu fechten. Aber ehe er begonnen, sind die von Glück und Unglück arg zerrütteten Nerven oft sehr feige; fahren zusammen, wenn eine Lerche auffliegt, schrecken auf, wenn ein Hund bellt. Und diese Schwäche nebst dem Bewußtsein einer gewissen Kraft hinter derselben sind ein neuer Reiz des Lebens. Ich glaube, man fühlt nicht halb so schön, wenn Alles in und um Herz und Kopf gleich stark und gestählt ist.

Wie ich mit dem Bär zurecht kommen würde, wissen die Götter. Aber gegen die Spitzbuben oder Straßenräuber muß mich mein Regenschirm schützen. Dieser hängt unter meiner Jagdtasche an der linken Hüfte, und sieht nur mit den beiden Enden unter derselben und meinem Sommerpaletot, der als Dollmantel dient, hervor. Wenn ich's nicht sicher wüßte, daß er nur ein unschuldiger Regenschirm ist, so würde ich darauf schwören, er sei ein sehr gefährlicher Todtstecher. Ich glaube gar, ein Bär könnte Respekt bekommen. Wo das aber nicht hilft, nun, da

müßte freilich ein catalonisches Messer und ein Bambusrohr mit bleiernem Knopfe die Unklugen, die dem Regenschirm nicht die gehörige Achtung zollen, eines Bessern belehren.

Hunger, Durst, halb müde, ein wenig Angst — und eine schöne, wilde, einsame, schaurige Berggegend; — Herz, was willst du mehr?

Der Weg nach Arreau lenkt endlich rechts ein, und dann öffnet sich dem erstaunten Auge ein Thal, das auf eine kurze Strecke von kaum zwei Stunden zehn Dörfer zählt. Aus der Höhe herab sollte man glauben, daß man oft aus einem Dorfe ins andere mit einem Steine werfen könne. Die Mehrzahl der Dörfchen liegt sehr malerisch, viele haben schöne, dunkelblaue, zum Himmel strebende Kirchthürme, ein Paar sogar Ruinen alter Schlösser. In der Höhe hier machte ich einen zweiten Halt. Mein Regenschirm wurde mein Sonnendach, das Gras mein Ruhebett. Und ich weiß nicht, wie lange ich noch hier gelegen hätte, wenn mir nicht ein paar Straßenbauarbeiter, mit denen ich ein freundliches Wort gewechselt hatte, gerathen, mich nicht zu lange aufzuhalten, denn die Fliegen seien zu froh heute und es werde gewiß bald regnen.

Der Weg dies ganze Thal entlang liegt in der Mitte des Berges, stets das Thal und seinen Fluß überschauend. Die Heuerndte, die erste hier, *) rief fast die ganze Bevöl-

*) Mitte Juli kommen hier die Maikäfer. Ich sah heute mehrere.

kerung in's Feld hinaus. Es wurde rüstig geschafft und dies Arbeiterleben gab der ganzen Gegend nur einen höhern Reiz.

Die fatalen Schweizerstunden aber machten mir am Ende doch Noth genug. Ich hatte auf fünf, sechs gerechnet, und es waren wenigstens acht, vielleicht neun. Dies letzte Viertel des Weges war ein saures Stück Arbeit für einen Anfänger. —

Arreau ist wirklich ein Schweizerstädtchen. Es liegt in einem dreieckigen Thale, am Zusammenflusse zweier Bergströme, hat zwei Brücken, ein Rathhaus auf Pfeilern und mit einer Galerie rings herum, Häuser und Straßen, wie ich keine wieder sah, seit ich die Schweiz verlies. Das Volk soll auch ebenso rüstig sein. Es lebt meist von Viehzucht, Holzhandel und Industrie. Neun Monate des Jahres ist Winter, und wenig zu thun. Den Sommer über werden die Heerden in die Berge hinauf getrieben, und kommen erst im Spätherbste gemästet wieder hinab. —

Ich besuchte den Circle, denn es giebt einen solchen hier, und las dort die Zeitungen. Auf dem Heimwege sah ich eine Hundhatze, die hier an der Tagesordnung, fast die einzige Belustigung der Arreau'er sind, und zu deren Unterhaltung es eine Unzahl Bulldoggs hier giebt. Ein paar ehrliche Bürger, die ich nach Tisch auf einem Spaziergange anredete, klagten sehr über diese Sucht, und hofften die Hundesteuer werde ihr ein Ende machen. Sie erzählten mir überdies von einer großen Ueberschwemmung, und sprachen viel von der Uebervölkerung des Landes. Die Ueberschwemmung war das Ereigniß, die Uebervölkerung ist das Verhältniß, das sie seit Langem am meisten beschäftigt. Ich denke, das ist der Kreis, in dem sehr viele ihrer Mitbürger sich bewegen. Aberglaube und wunder-

bare Geschichtchen geben dieser Prosa dann einen poetischen Beischmack; doch habe ich nicht Lust, schon hier die Wundergeschichten dieser Thäler und Berge näher zu berühren.

Bagnère de Bigorre, den 15. Juli.

Das schlechte Wetter, das die klare Luft und die frechen Fliegen gestern Morgen verkündeten, war schon gestern Abend eingetreten. Als ich heute Morgen um halb sechs aufwachte und an mein Fenster trat, lagen dicke Nebelwolken bis tief in den Bergen, und kamen mitunter als Regen bis in's Thal hinab.

Was war zu thun? Vorerst abwarten. Es wird sicher später nicht zu heiß sein, dachte ich. Und so legte ich mich wieder nieder. Als ich um sieben aufstand, begann ein harter Kampf, der um zehn Uhr mit einem vollkommenen Sieg und Aufbruch, trotz der schweren Nebel oben auf den Bergen, endigte. Nur ließ ich mir zur Belohnung für meinen herzhaften Entschluß — einen Burschen kommen, der mir meine Jagdtasche tragen und zugleich den Weg bis oben auf den Berg, **la Fourquet d'Arreau** (die Gabel von Aarau — es ist ein Schwesterstädtchen des Schweizer Aarau) zeigen sollte.

Von Arreau bis zur **Fourquet** geht der Weg zwei Stunden lang beständig steil bergan. Im Steigen holte uns ein Mann ein und hielt dann Schritt mit uns bis oben auf die Spitze. Es war ein Hirte, der hier oben mit seiner Heerde hauset. Er sprach mit meinem Begleiter die Sprache des Landes, frug ihn zehn, zwanzig Sachen; und ich hatte ein Gefühl der Taubstummen. Ich grübelte nach, was er wohl zu forschen

haben möge. Und machte allerlei Geschichten. Er sah zerlumpt aus, hatte ein listiges Gesicht, feine, arbeitungewohnte Hände. Nach einer Weile knüpfte ich ein Gespräch mit ihm an, und er erzählte mir dann, daß er ein Hirte sei, und viele Monate in den Bergen wohne und nur alle vierzehn Tage ins Thal herabkomme. Er sprach von den Wölfen, die ihnen, trotz dem wachsamen Hunde, die Schaafe wegholten. Das war aber auch Alles, was er wußte, oder sagen wollte. Denn er sah so klug, so fein, so hellaugig aus, sprach ein so schönes Französisch, daß ich glaube, er wußte noch ganz andere Geschichten.

In der Mitte des Berges ungefähr kamen wir an einem verfaulten Baumstamm, der am Boden lag, vorbei und der Bursche, der meine Jagdtasche trug, sagte ganz fromm: „Das ist der Baum des heiligen Eurépère!“ Auf meine Frage weswegen er so heiße, erzählte der Junge: Einmal habe ein Dieb in der Kirche zu Arreau einen Leuchter von dem Altare des Heiligen gestohlen, und sei damit fortgegangen, um ihn nach Tarbes zu bringen. Als er aber an den Baum gekommen, habe dieser auf einmal angefangen hellauf zu brennen. In Angst sei dann der Dieb nach Arreau zurückgelaufen. Dreimal habe er versucht, an dem Baume vorüber zu gehen; aber obgleich er den Leuchter unter seinen Kittel versteckt, habe der Baum doch jedesmal in hellen Flammen gestanden und gedroht, den Dieb zu verbrennen. Da habe dieser endlich gesehen, daß es ein Wunder sei, habe den Leuchter zurückgebracht, und von da an ein heiliges Leben geführt.

Das ist wirklich ein Wunder, sagte ich und der Bursche antwortete mit einem ganz heiligen Gesichte: ein großes. Der Hirte aber sah lächelnd nach mir um, und sagte ungläubigen Blickes: „Ein schönes Wunder!“ —

Fast oben auf der Kuppe des Berges begegneten wir einer Schaar — deutscher Musikanten, die von Bagneres de Bigorre nach Bagneres de Luchon reisten. Wir sagten uns einen herzlichen guten Tag und nach ein paar Fragen: Woher? Wohin? schieden wir mit einem freundlichen: Glück auf die Reise! von einander.

Kaum waren sie zu weit fort, um sie zurückzurufen, als mir der Gedanke kam, sie ein deutsches Lied spielen zu lassen. Es war zu spät, aber es that mir sehr leid. Hier oben in den beginnenden Wolken, über den dunklen Tannen, zwischen grünen Matten und weißen Schneelagern, ein deutsches Lied wäre doch ein zu köstlicher Fund gewesen. Ich bedaure noch heute, daß ich ihn nicht aufgehoben, als er vor mir lag. Aber zum Troste brummte ich mir dann selbst Eines vor:

Darum still, darum still,
Füg ich mich wie Gott es will;
Und so will ich wacker streiten,
Und sollt ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann!

Das sang ich mir allein vor. Aber wenn ich dran gedacht, hätte ich mir von den deutschen Landstreichern ein anderes aufspielen lassen:

Was ist des Deutschen Vaterland?

Oder auch:

Am Rhein, am Rhein,
Da wachsen unsre Reben,
Da wohnen meine Lieben,
Da ruhen meine Todten!
Gesegnet sei der Rhein!

Die Nebel wurden immer dicker, zuletzt die Wolken so schwer, daß man kaum zehn Schritte weit sehen konnte. Ich hatte den Kittel schon lange wieder angezogen und überdies eine Reserveunterhose zum **Cachenez** gemacht. Ich mußte die Brille abnehmen, weil die nasse Wolke sie stets blendete. — Auf einmal standen wir vor der „Gabel von Aarau," und der Hirte und mein kleiner Führer sagten mir zugleich: „Da ist die Fourquet." Der Weg war schon seit einer Weile kaum noch bemerkbar, ein enger unbetretener, oft spurloser Fußpfad auf den Matten. Der Bursche nahm die Jagdtasche ab und reichte sie mir hin; der Hirte sagte: „Ich gehe links ab, Sie müssen stets grade ausgehen, bei Leibe nicht rechts einlenken, geben Sie ja Acht, daß Sie den Weg nicht verfehlen!" — „Aber da ist ja fast kein Weg; Du mußt mit mir gehen, bis der Weg wieder sichtbar wird!" sagte ich zu meinem Führer. Der aber wollte nicht, und behauptete: ich habe ihn nur bis auf die Fourquet gemiethet. Ich hatte wirklich kein Recht, mehr von ihm fordern, und forderte mehr. Und als er nicht wollte, wurde ich böse, nahm den Sack, zahlte ihn kärglicher als ich gethan haben würde, — obgleich immerhin genug — und hieß ihn, sich scheeren. Der Hirte sagte noch einmal: „Geben Sie recht acht, gehen Sie nicht rechts noch links vom Wege ab, sonst könnten Sie sich verlaufen." Und so schieden wir, jeder nach einer andern Seite hin.

Ich weiß sehr gut, was eine **querrelle d'Allemand** ist. In jedem Deutschen herrscht ein inneres Leben, das er nur selten der Außenwelt zeigt. In Folge des innern Lebens handelt er oft, und der Franzose, der nur die äußern Gründe sieht und hört, weiß dann oft gar nicht, woher dem Deutschen der Eifer und Aerger kam, und nennt den

Streit einen „deutschen,“ — einen sinnlosen, zwecklosen und ergebnißlosen Zwist. Sobald ein ehrlicher Deutscher aber merkt, daß er sich geirrt, daß er mißverstanden hat, geht dann ein neues inneres Wirken in ihm vor sich; er macht sich selbst Vorwürfe, lenkt rasch ein und thut Alles, um sein Unrecht wieder gut zu machen. Und der Fremde, der erst die Ursache des raschen Zwistes nicht sah, sieht meist jetzt ebenso wenig die Ursache der raschen Versöhnung.

Es ist eine böse Geschichte um eine **querelle d'Allemand**, und ich habe fast keine andere in meinem Leben gehabt, und beklage sie alle ohne Unterschied von der ersten bis zur letzten. Aber wer bürgt dafür, daß nicht morgen der Zufall mich in eine andere hineinwirft? Die Fäden des deutschen Herzens sind zart und fein; und das hat seine guten und seine bösen Folgen.

Ich wollte, daß ich dem armen Burschen die paar Sous, die ich ihm in meiner Großmuth erst mehr zugedacht, und die er in Folge unseres „deutschen Zwistes“ nicht erhalten, nachträglich doppelt rückerstatten könnte. Aber ich handelte in Folge der innern Nebel, die sich um mein Herz gelegt hatten. Es ist ein eckelhaftes Gefühl, wie in eine Gruft hinaufzusteigen. Mit jedem Schritte höher wurde es dunkler um uns, und ganz oben war es finster wie in einer Höhle, in der nur ein Dämmerlicht drei, vier Schritte weit einen unsichern Blick erlaubte. Diese Nebel wirkten in mir. Der Hirte, der so feine Hände hatte, so gut französisch sprach, so ungläubig zu den Wundern des heiligen Baumes lächelte, — wurde eine immer unheimlichere Erscheinung. Der Bursche, der für doppelten Lohn nicht noch ein paar Tausend Schritte machen wollte, der mit dem Hirten wälschte, war mit ihm einver-

standen, mich hier im Stiche zu lassen. Das lag nicht klar in mir, sondern nebelte hinter meinem Rest gesunden Menschenverstandes durch. In Folge dieses Schattens war ich sehr böse auf den armen Burschen.

Eine Secunde später waren beide, der Hirte und der Bursche, verschwunden. Ich ging bedachtsam dem Wege nach; aber noch keine tausend Schritte, so verlor er sich im grünen Moose der Matten. Ein Schimmer deutete seine Richtung an. Ich folgte ihm: fand nach fünfzig Schritten wieder einen Fußpfad von fünfzig Schritten, und dann wieder spurlose Matten. Kaum ein paar Minuten nachdem ich meine Begleiter verlassen, fand ich mich ohne Weg und Steg, ohne Richtung und Leitung, und wußte nicht wohin mich wenden. Ich ging zurück, rechts und links. — Aber vorwärts! ist im Zweifel immer die beste Richtung, — dachte ich, und schritt dann rüstig zu dem Berg hinab über Stock und Stein. Ich hörte oft aus der Ferne das Läuten der Kuhglocken, oft die schweren, dumpfen Domglocken, Stimmen der großen „Berghunde," die hier die Schaafe gegen Wölfe und Bären bewachen.

Mir war nicht ganz geheuer zu Muthe, ich kann's gestehen, aber ich sang rüstig in mich hinein:

Und so will ich wacker streiten,
Und sollt ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann.

Stand von Zeit zu Zeit stille, sah die zwanzig Schritte, die die Nebelwolke frei ließ, um mich, horchte auf — und wußte wieder nichts Besseres zu thun, als mir selbst getrost: Vorwärts! zuzusprechen.

Nach fünfzehn, zwanzig Minuten der unbehaglichsten Fahrt, die ich bis jetzt gemacht, lüfteten sich endlich die Nebel. Ich sah nahe vor mir einen kleinen Bergstrom, und

glaubte jenseits desselben einen Weg zu ahnden. Nicht ohne nasse Füße kam ich über den Strom, aber fand dann endlich den gehofften Weg. Ob er der rechte war, ließ ich vorerst unentschieden. Irgendwohin wird er dich schon bringen; und das war Alles, was ich einstweilen verlangte. Er führte bald an einer Schafheerde vorbei; aber der Hirt verstand nicht, was ich wollte, als ich ihn frug, wohin der Weg führe? Nach einer Weile traf ich einen zweiten Hirten, der das Wort „Campan" verstand, auf den Weg zeigte, und mit dem Kopfe bejahend, „Campan" wiederholte. Der Weg, den ich verloren, führt rechts am Ufer dieses Flüßchens, der Adour, vorbei; ich hatte sie überschritten, da wo ich sie im Spätsommer, wie jener Oesterreicher die Donau, mit dem Fuße hätte zurückhalten können.

Das kleine Abenteuer beweist übrigens im Wesentlichen doch, wie unnöthig gewöhnlich die Führer sind; denn mir war fest das Böseste widerfahren; ich hatte auf unwirthsamer Höhe, in Nebelwolken gehüllt, den Weg verloren, — und, nach einigem Suchen und Hin- und Herfahren, einen andern gefunden. Ich denke, der liebe Herrgott hat mich für meine querrelle d'Allemand strafen wollen. Doch sollte es mir gar nicht schwer fallen, dieser Geschichte auch eine viel romantischere Richtung zu geben. Dann würde ich den ungläubigen, feinsprechenden und klugblickenden Hirten zu einem forçat libéré, einem Räuberhauptmanne machen, der mir den Weg gezeigt, auf dem er mit seinen Gesellen meiner harrte; und der dann vergebens auf die fette Beute — eines armen Teufels gehofft; während diesen ein guter Stern durch dick und dünn, durch Sumpf und Fluß, über Stock und Stein auf einem Umwege glücklich zu seinem Ziele führte. Ich hatte die Wahl, aber ich wählte nicht, und sang ruhig weiter:

Darum still, darum still,
Füg ich mich, wie Gott es will.
Und so will ich wacker streiten,
Und sollt ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann.

Ich war schon eine Weile wieder zwischen Bäumen, ehe ich den Weg fand. Und die Bäume schon wurden zu freundlichen Trostsprechern. Sie sahen so ehrlich aus. An einer Stelle waren sie wunderbar geheimnißvoll. Es waren dunkle Tannen mit grauen, weißen Zwickbärten, fein wie Spinngewebe von jedem Aste herabhängend. Sie standen stolz und gerade da, und sahen doch so alt und grau aus. Ein schöner Greis ist fast noch schöner als ein schöner Jüngling, und das beruhigendste, ehrfurchtvollste Bild der ächten Menschenwürde. —

Neben diesen Tannen spielte der junge Fluß, er sang den alten Tannen von seinen zukünftigen Abenteuern im Thale vor, und diese schüttelten bedächtig die grauen Bärte

Mit jedem Schritte dem Thale zu wichen die Nebelwolken immer mehr zurück. Bald konnte ich meinen nassen Kittel wieder ausziehen, und fühlte mich von neuem Leben, frischer Wärme durchglüht. Die Wolken, die oben an den Bergen vorbeizogen, sahen von hier unten auch gar nicht so böse aus; aber das verhindert nicht, daß ich mit Herzenswollust daran dachte, wie mein Weg abwärts und nicht aufwärts ging.

Nachdem ich wieder recht durch und durch trocken war, meldeten sich auch Hunger und Durst wieder. Ich hatte meine Weinflasche bereits geleert, und es dauerte lange ehe ich an die nächste Herberge gelangte. Es gab

nichts als drei Eier, Brod und Käse. Die Eier wurden in der Asche weich gebacken. Zum Erstenmale sah ich diese Zubereitungsart; aber ich kann versichern, daß sie gar nicht so schlecht ist. Es schmeckte vorzüglich, und als ich satt war, frug ich die Tochter des Wirthes: ob sie den besten Koch der Welt kenne? In Deutschland ist dies nichts neues; aber sie kannte ihn nicht, und ich nannte ihn. Sie lachte, und als ich hinzusetzte, daß nach dem besten Koche sie die beste Köchin, lächelte sie so freundlich, daß ich ganz verwundert über das Glück meines Compliments war. Aber ein Compliment, und wäre es das dummste von der Welt fällt selten auf den Boden. Nach dem Essen blies ich das Feuer auf dem Heerde an, setzte mich — am 15. Juli — vor dasselbe und wärmte mir die Füße, wie bei uns zu Hause am 1. Januar.

Der zweite Theil meines Tagemarsches führte durch das Thal von Campan nach Bagneres de Bigorre. Dies Thal ist eine Art englischer Garten im Großen. Man mag darin ein Kunstlob oder einen Kunsttadel sehen. Es ist beides. Es herrscht zu viel Ordnung, um so recht die innere Macht der Natur zu verkünden.

Zu beiden Seiten eines Flusses, der wie alle Bergströme keck und rüstig durch das Thal hin und her springt, heben sich die Ufer in oft steilen, aber stets gerundeten Hügeln bergauf. Der untere Theil dieser Berge zeigt oft Fruchtfelder, dann kommen Wiesen, und oben Bäume, mitunter schroffe, dunkle Felsen. Die Wiesen sind mit Baumlinien umgeben, oft stehen über ihnen einzelne Bäume und Hirtenhäuser, und um diese meist üppige Baum-

gruppen. Das Alles ist so schön, dem Auge wohlthuend, dem Herzen Ruhe gebend; aber es strebt nicht recht nach dem Höchsten. Ich bin vielleicht schon verwöhnt, und sicher ist für den, der aus der Ebene nach Bagneres de Bigorre kommt, das Thal von Campan schon eine große Wohlthat. Aber man muß es vor manchem Andern sehen, wenn es seinen hohen Ruf bewähren soll.

Wie gesagt, es ist deswegen doch schön so, ein paarmal erinnern die Flecken, Campan selbst und Beaudeau sogar an kleine Rheinstädtchen. Es gibt solche Berge und solche Kirchen mit Schieferdächern und Eckthürmchen oft an der Herzensader Deutschlands. Ich mußte an die Pfalz und an Oberwesel denken. Aber freilich fehlt hier grade die Hauptsache, der Rhein.

Schon oft war ich im Süden Frankreichs an Irland erinnert worden. Hier sah ich zum erstenmal mehrere Bauernhäuserruinen; dann ein paar Kirchen und ein Kloster. Auch ein paar andere irländische Scenen beobachtete ich hier. Eine Strecke vor mir trieb eine alte Frau einen Esel her. Auf einmal springt sie aufs Feld und nimmt sich einen Arm voll frisch gemähten Heu's. Aber leider stand der Bauer hinter einer Hecke und sah den kleinen Diebstahl. Er kam hinzu, und zwang die Alte ihre Beute wieder herauszugeben. Das war Alles, und nicht einmal recht böse war der ehrliche Pächter über den Diebstahl. Die Alte aber, als sie aus seinem Bereiche war, brummte und schimpfte wie ein Rohrspatz über den filzigen Bauer.

In Beaudeau ist ein schöner Brunnen. Ich ließ mich verleiten, nahm meinen ledernen Becher und trank ihn zweimal leer. Nebenan stand ein Bursche von vierzehn Jahren und pfiff mir wie den Pferden, wenn sie trinken. Eine alte Frau machte ihm in ihrer Sprache Vorwürfe.

Ich ließ meinen Becher zum drittenmal volllaufen, setzte ihn an den Mund, that als ob ich im Gehen trinke, und kam so dem Burschen nahe genug, um ihm das Wasser über den Kopf zu gießen. Die Umstehenden lachten herzlichst und der Bursche selbst lachte mit.

Das sind ganz kleine Ereignißchen. Aber ich habe keine andere mitzutheilen. Und schließe keck aus ihnen. In England sind mir solche Scenen des augenblicklichen Verständnisses und wechselseitigen Ergehens in die Auffassung Einer des Andern nie vorgekommen. In Irland begegnet man solchen auf Schritt und Tritt. Und ich erzähle diese hier, weil ich grade heute Nichts besseres zu thun habe, und ich schon ein paar Dutzendmal andern begegnet war, die eben so sprechend sind. —

Von Campan bis Bagneres de Bigorre wird das Thal immer weiter, man merkt, daß es der Ebene zugeht. Aber meine Tagesfahrt war heute so groß als gestern. Trotz der Schönheit der Gegend schlich ich mit hängenden Ohren dahin. Es war gut, daß die Stadt endlich kam. Eine schöne Allee führte bis in dieselbe, wo ich in dem ersten Hause, an dem ich verschlossene Jalousieladen — das Zeichen, daß die Zimmer zu vermiethen — sah, ein solches für 1 Fr. pr. Tag erhielt, und meinem Herrn dankte, daß ich müde war. —

Wenn man der Gränze der Mannesjahre naht, wenn man ahnden lernt, daß die Zeit des Stillstandes heranrückt, dann hat jede größere Kraftanstrengung noch einen eignen Reiz. Man fühlt sich verjüngt in dem Bewußtsein, daß man noch im Stand ist, zu thun, was man vor Jahren aus Uebermuth that. Es ist nicht mehr derselbe Aufschwung, dieselbe unbewußte Spannkraft; aber das verhindert nicht, daß es eine vergnügende Wohlthat

ist, sich sagen zu können: Nun alter Junge, es ist noch lange nicht am Ende mit dir! —

Bagneres de Bigorre, den 16. Juli.

Mein Koffer und mein Schreibkasten, die ich poste restante von Bagneres-Luchon nach Bagneres-Bigorre schickte, kosteten mich 8 Frs. 30 Cent., zwei Franken weniger als wenn ich selbst mitgereist wäre. Selten hat mich Geld so geärgert. Man hat mich wie einen Engländer behandelt. Wodurch ich das verschuldet haben mag? —

Das erste Wort, das mir mein Wirth zum Lobe seiner Stube sagte, war: „Sie haben einen Landsmann zum Gegenüber, einen englischen Prinzen, mit fünf Bedienten und vier Pferden." Ich verbat mir die Landsmannschaft, die mich eben wenigstens 4 Fr. 15 Ct. gekostet hatte. An der Table d'hôte fand ich gestern drei Franzosen und ein Dutzend Engländer und Engländerinnen. Auf der Promenade gestern Abend sprachen immer drei Leute von vieren, an denen ich vorbeikam, englisch.

Es gibt kein Volk, das so nationalstolz ist, als das englische, und keines, das sich so zahlreich zur freiwilligen Heimathlosigkeit verurtheilt. Der Engländer, dem ich am Seculejo begegnet war, war seit 27 Jahren nicht in England gewesen, und wollte doch, daß ich ihm antworten sollte: England sei das schönste Land der Welt. Es ist sehr oft kein Anziehen, sondern ein Abstoßen, nicht Hinneigung zum eignen Vaterlande, sondern Widerspruch gegen das fremde, nicht Liebe, sondern Stolz. Ihr goldenes Elend treibt sie in die Weite — aber sie wollen nicht, daß man das

Elend unter dem Golde ahnde; und daher schieben sie den Nationalstolz überall vor, wo ihre freiwillige Heimathlosigkeit am klarsten zeigt, daß die Vaterlandsliebe nicht in ihrem Herzen herrscht.

Bagneres-Bigorre ist das Boulogne der Pyrenäen. Wie dort sind auch hier die Engländer die ersten und die letzten Gäste. Die Saison ist sehr zurück, noch mehr als in Luchon; denn dort zeigte sich wenigstens in den letzten Tagen meines Aufenthaltes ein Anflug von Leben. Hier noch keine Spur. Während der rechten Zeit soll hier jeder Tag ein Fest sein: Theater, Concerte, Bälle, Gesellschaften, Ausflüge. Man erzählt viel davon, liest noch mehr darüber. Es thut mir leid, Lust und Freude nicht am Werke zu sehen; und so muß ich mich schon mit dem eingebornen Volke und der schönen Natur begnügen. Ich glaube fast, ich büße dabei nicht viel ein.

Bagneres-Bigorre ist ein kleines, freundliches Bergstädtchen von 8000 Einwohnern. Seine Geschichte ist im Ganzen die der meisten Badeorte in den Pyrenäen. Die Römer kannten es schon, nannten es „Vicus Aquensis,“ und badeten hier, ungefähr wie jetzt die Engländer und Franzosen. Dann kam die ernste, wilde, große Zeit des Mittelalters, wo selbst die Kaiser sich in den kalten Flüssen badeten, und die gesunden Menschen nicht dran dachten, einem Mineralboden nachzureisen. Mit dem Untergange des Mittelalters, mit der Herrschaft des „großen“ Königs waren auch diese Bäder wieder halbwegs nöthig geworden. Die Maintenon kam hieher, und so wurde Bagneres-Bigorre wieder Mode, und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben.

Es hat eine Menge Quellen, schwefel- und eisenhaltige, Bäder aller Art, und wird besonders geschwächten Frauen, alten Soldaten, halbabgenutzten Schriftstellern und

Stuhlsitzern anempfohlen. Ich hatte nun gedacht, daß es somit auch mir gut thun solle. Aber ich weiß nicht, ich fühle mich so wohl, so gesund, so jung, wenn's bergauf und bergab geht, daß ich nicht mehr Lust habe, mich an die Bäder zu wenden. Nichtsdestoweniger mußte ich gestern ein Schwefelbad nehmen. Ich wollte den Reisestaub abspülen, wurde hin und her gewiesen und hörte endlich in dem einzigen hier bestehenden Flußwasserbade, daß die Pumpe zerbrochen, und man sie, erst wenn die Saison beginne, wieder herstellen werde. Die Stadtbewohner brauchen keine Bäder.

Aber das lustigste dabei war ein Druckfehler. Man nennt die Süßwasser-Bäder in Frankreich oft **bains domestiques.** Hier in Bigorre sagen die Leute **bains des domestiques**, Bedientenbäder. Und ich wurde über die Schultern angesehen, weil ich ein Bedientenbad nehmen wollte. Die Verwechslung ist übrigens doch auch wieder in etwas bezeichnend, denn es ist sicher, daß die Bedienten des englischen „Prinzen", und alle andern Bedienten, die hierher kommen, selten andere als **„bains des domestiques"** nehmen und bedürfen werden.

Dennoch habe ich diesen Morgen eine Cour gemacht. Es giebt Eisenfresser; ich aber war heute Morgen ein Eisentrinker. Die eisenhaltige Quelle hier giebt zu einem schönen Morgenausfluge Gelegenheit. Der Weg zu ihr führt in sanfter Neigung den Berg ziemlich hoch hinauf. Eine Zeitlang geht er oben um denselben, bietet dann die Aussicht auf Bagneres, auf die Berge und das Thal von Campan, und in die unabsehbare Ebene nach Tarbes, am Ende des Wegs einen Gesundheit gebenden Labetrank, — was kann man mehr verlangen?

Als ich in den Tempel dieser freundlichen Nymphe

trat, wickelte eben ein alter Herr seinen goldenen Becher in ein seidenes Tuch ein. Ich zog meinen ledernen hervor. An der Quelle standen zwei kranke Arbeiterinnen, die Eine der Andern das Glas reichten. Die Trinkende kreuzte sich vorher und sprach ein Sprüchlein. Ich weiß nicht weswegen, aber dieser Gegensatz fiel mir auf, und bezeichnet ziemlich sicher und klar genug die verschiedenen Stände, die hier oft durch das gleiche Geschick vereinigt, demselben Gott huldigen. Abends versammelt sich die schöne Welt gewöhnlich auf dem Wege du Salut. Dieser windet sich im Thale zwischen mehreren Bergen nach der Schwefelquelle du Salut. Es ist eine Park-Promenade à l'Anglaise, so schön wie man sie sich nur wünschen kann. Ueberall merkt man hier, daß sich die Stadt Mühe gegeben hat, es den Gästen zu Lieb zu thun; und es ist ihr oft gelungen. Später ziehen sich die Spaziergänger auf den Platz des Coustous, in der Stadt, zurück, wo aber bis jetzt nur die Grisetten der Stadt das schöne Geschlecht vertreten.

Zu müde, um lange mit herumzuziehen, ging ich in's Kaffeehaus, und fand dort eine Spielgesellschaft, der man ansah, daß die meisten Spieler Bewohner der Stadt waren. Man spielte zwar nur Piquet; aber die Fünffrankenthaler gingen sehr rasch und in geschlossenen Colonnen über den Teppich weg. Das sind die Nachzügler der früher hier herrschenden Bank. Vor Zeiten war in diesem Café das Spielhaus. Nachdem die Hazardspiele verboten wurden, blieben nur die armen Teufel, die hier durch das Beispiel der Reichen verleitet worden waren, zurück, und wagen, nach wie vor, den Schweiß ihres Angesichts, das Brod von Frau und Kindern. —

Den 19. Juli.

Der berühmteste von allen Ausflügen in der Umgegend von Bagneres de Bigorre ist die Besteigung des Lheris. Die Spitze dieses Berges ist 1598 Metres über der Meeresfläche; die Wege hinauf sind bequem genug, um selbst den Damen zu erlauben, zu Pferd bis zu seiner Spitze zu gelangen. Ein paar Stellen haben eine scheinbare Gefahr, ohne im entferntesten gefährlich zu sein. Auf der Kuppe des Berges ist eine sehr weite Aussicht für die Profanen, und ein reiches Erntefeld für den Botaniker und Insektensammler. So erklärt sich die ziemlich allgemeine Berühmtheit des Berges von selbst. Die, die ihn bestiegen haben, thun sich aber meist mehr darauf zu gut, als es werth ist, und sprechen davon, wie von einer Heldenthat. Ueberhaupt sind die Meilen auf den ebenen Wegen sehr lang und auf den Ausflügen in die Gebirge sehr kurz. Jene haben die Bergleute, diese die Pariser und ihre Guiden gemessen. Man muß sich durch eine etwas romantische Beschreibung in den Pyrenäen nicht einschüchtern lassen.

Ich hatte mir den Berg vorgestern Abend aus der Ferne angesehen, und ein solches Vertrauen zu ihm erlangt, daß ich beschloß, ihn ohne Führer zu besuchen. Ich verschlief mich, und erst gegen sechs Uhr war ich reisefertig, die Jagdtasche an der Linken, die Weinflasche an der Rechten. Mein Wirth sah ganz verwundert auf, frug: wohin? Und als ich antwortete: auf die Penne (den Helm) des Lheris, frug er weiter: allein? und sah mich ganz bedächtig an. Aber ich war einer Menge solcher Berge in meinem Leben begegnet, und nirgend hatte man mir nur angeboten, mich hinauf zu begleiten.

Ein kleines Büchlein, **Guide du touriste et des Baigneurs aux eaux de Bagneres de Bigorre**, ist eines

der praktischsten Werkchen der Art, die ich kenne. Eine Karte bezeichnet genau Weg und Steg, und der Verfasser hat sich die Mühe gegeben, überdies den Weg jedes Ausfluges noch einmal genau zu beschreiben. Sonst enthält das Büchlein auch nothwendige Adressen und weiter nichts; aber wie gesagt, ich kenne kein zweckdienlicheres. Ich folgte ihm Schritt für Schritt, und nur als ich glaubte, seiner nicht mehr zu bedürfen, verlief ich mich, und büßte dann meine Keckheit.

Der Weg führt erst am linken Ufer der Adour, dann über eine Brücke auf's rechte, und hier bald nach dem Dorfe Asté. In diesem Dorfe frühstückte ich frische Milch und Brod. Die Wirthin wollte mir den Preis nicht sagen. Es ist das eine stehende Prellerei. Sie wiederholte: „Geben Sie, was Sie wollen, ich werde zufrieden sein.“ Da mir die Redensart schon oft vorgekommen und mich schon Geld genug gekostet hatte, so war ich vorbereitet, schätzte reblich die Milch zwei, das Brod einen Sou und gab sechs. Aber augenblicklich sagte die Wirthin: „das ist nicht genug!“ Sie erhielt aber nur noch zwei Sous mehr. —

In dem Dörfchen ist ein schöner, frischer Brunnen, und eine ziemlich große neue Kirche. Nahebei die mit Epheu umrankten Ruinen eines Schlosses de Grammont, in dem Heinrich **IV.** die schöne Corisandre d'Arboins besuchte. Nach ihm heißt noch heute die Pferdeschwemme **laco de Bourbon.** Mein Guidebüchlein behauptete, daß die Frauen in Asté alle wenigstens Einen Kropf und die Männer spitze Köpfe hätten. Ich habe nicht viel auf die spitzen Köpfe geachtet, desto mehr auf die Kröpfe; — aber ich muß gestehen, daß ich in Asté nur zweien begegnet bin, und grade eben so vielen schmucken, frischen und niedlichen

Dirnen. Freilich mochten die Kröpfe auf den Markt nach Bagneres gezogen sein.

Hinter Asté geht der Weg bergauf bis zu den **Palomières**. So heißen Bäume, die zum Vogelfang dienen. Auf dem Kamme eines Hügels, der von Nordwest nach Südost gehen muß, stehen Bäume in einer Reihe, die nur hier und dort eine Oeffnung läßt, enge zusammen. Diese Oeffnung wird durch ein Netz geschlossen, das aufrecht steht, aber nach Belieben auf die Seite schlägt. Zwanzig, dreißig Schritte davon sind Laubhütten, in denen Kauten sind, um die Vögel zu scheuchen. Gegen Anfang September bis Ende October ziehen hier die Holztauben vorüber. Sobald die Knaben in den Hütten ihrer ansichtig werden, müssen sie sie ankündigen, scheuchen, und im Augenblicke wo sie sich den Netzen nähern, einen hölzernen Sperber über sie herwerfen. Erschreckt fliegen sie tiefer, setzen sich nieder, und werden dann durch das Netz, das auf sie fällt, gefangen.

Es werden Hunderttausende von diesen Vögeln auf die angegebene Weise eingebracht, und jedes Dorf hat hier seine **Palomières**.

Der Weg, den mein gedruckter Führer anzeigte, leitete mich über drei Berge zu einem vierten. Er war nicht steil, aber doch langweilig genug. Grade dies auf und ab, das Ziel stets im Auge, ist sehr unangenehm. Man glaubt ihm nahe zu sein, und muß sich auf einmal wieder von ihm entfernen, denn hinabsteigen heißt sich entfernen, wenn das Ziel höher liegt. Ein paarmal bot die Fahrt über den Rücken der Berge schöne Aussichten dar, aber als kluger Reisender, der sich den Gesammteindruck nicht verderben lassen darf, würdigte ich diese halben Genüsse kaum eines halben Blickes.

Das Auf- und Abziehen ärgerte mich, und als es vor dem Lheris zum letztenmal bergabgehen sollte, empörte ich mich, und suchte mir einen andern Weg. Ich fand einen, aber es war ein Holzweg und führte mich zu schroffen Felsen. So mußte ich wieder zurück. Eine Frau, die hier dürres Holz sammelte, und die ich frug, wohinaus der Weg nach der Penne des Lheris liege, wollte mir denselben zeigen, und ging trotz meiner Verwehrung mit mir. Als wir den Weg nach ein paar hundert Schritten erreichten, gab ich ihr 6 Sous, aber sie sagte: Ob ich denn glaube, daß sie mir zu lieb mir den Weg gezeigt? Sie sind verwöhnt und unverschämt; das englische Geld hat gewirkt

Ein Bursche, der seinen Esel vor sich her trieb, war dagegen viel freundlicher; ich hatte ihn schon einmal früher überholt, und ein paar Worte, nicht ohne Hülfe von Zeichen und Geberden, mit ihm gewechselt. Jetzt sagte er mir guten Tag, und wir gingen dann zusammen bis an den Fuß des „Helms." Hier zeigte er mir den **puits de Haboura**, auch Rabenbrunnen genannt. Die Reisebeschreiber machen davon ein schauriges Bild. Es ist ein natürlicher Brunnen, ein sehr tiefes Drachenloch, in dem gewiß vor Zeiten irgend ein Ungethüm gehaust hat, und in das ein poetisches Volk die schönsten Sagen verlegen würde. Hier weiß man Nichts davon zu erzählen, als daß viele Raben drin nisten. Heute aber waren sie alle ausgeflogen, und ich hörte und sah nicht einen einzigen an der Stelle, die sich nach ihnen nennt.

Auch eine Quelle wollte mir der Bursche zeigen; aber sie war vertrocknet. Das war ein harter Schlag, denn ich hatte meine Weinflasche fast geleert in der Hoffnung auf einen gesunden Trunk Wassers hier oben.

Bei dem Brunnen zog der Bursche seines Wegs,

nachdem er einen kleinen Lohn, den er nicht gefordert, erhalten hatte. Noch eine letzte Anstrengung, und ich erreichte die Spitze des Helms. Das letzte Viertel des Weges war aber sehr ermüdend. Die Reisenden machen diese Beobachtung oft, und legen sie mitunter der Luft hier oben zur Last. Ich weiß nicht, wie weit sie mit im Spiele ist, aber die Sache erklärt sich auch ohne sie einfach genug. Je höher man kommt, desto höher ist man gestiegen; und je müder man ist, desto ermüdender ist das Weitersteigen.

Ich suchte mir die höchste Stelle des „Helms" aus, und legte mich hier zum Ausruhen hin. Die Aussicht ist großartig. Man überblickt aus der Adlerperspective einen ungemessenen Raum. Nach Norden hin eine Ebene, die keine Gränze als das Absenken der Erde hat. Zehn Städte, zwanzig Flecken, hundert Dörfer, Wälder, Hügel, Straßen, Flüsse, Bäche, Felder, Wiesen liegen auf und ab, in beständigen Wechsel vor uns. Nach Osten und nach Westen treten am fernen Horizont die Pyrenäen wie Meeresgrenzen hervor, und die blaue Luft läßt uns an die weite See glauben. Gegen Süden öffnen sich die Pyrenäen zu unsern Füßen in Thal und Berg, in Wiesen und Wäldern, bis zuletzt die schneebedeckten, schwarzen, schroffen Schieferfelsen — links Maladetta, vor uns die Berge von Gavarni, und rechts der Pic du Midi, — die Aussicht schließen. Das Alles ist sehr schön und großartig, aber ich habe mich selten von unbegränzten Weitaussichten angeregt gefühlt. Es ist Alles so unbestimmt, so schwankend, so nebelig, zu groß und so klein zugleich. Mein Blick richtete sich mit viel mehr Genuß in die Berge hinein, und einen Augenblick fühlte ich mich hier lebhafter angeregt. Ich lag an einem, viele hundert Fuß tiefen Abhang mit der Aussicht in das Thal zwischen dem Helm und dem gegenüberstehenden Berge. Der Fels

des Helms geht hier schroff und steil abwärts, der Berg gegenüber steigt allgemach erst in Wiesen und dann in einem Tannenwalde bis fast zu derselben Höhe als die, auf der ich lag, hinauf. Den Blick in diese Tiefe hinabsenkend und die einzelnen Bäumchen und ihre Schatten unten beobachtend, sah ich auf einmal einen Falken stolz umherziehen und in die Luft zwischen der Tiefe unten und der Höhe hier oben schweben. Es kam ein Bewußtsein über mich, wie hoch ich hier oben lag, hoch genug, um die Falken weit unter mir ihr Wesen treiben zu sehen. Und dies Gefühl war das schönste, das stolzeste, das ich hier oben gewann.

Ich hatte noch ein anderes und zwar das meiner Unwissenheit. Es standen hier eine Menge schöner Blumen und Kräuter, die ich bis jetzt nie gesehen hatte. Es flogen zwischen ihnen eine Unzahl von Fliegen und Honigsammlern herum, die ganz anders aussahen, als alle, die ich bis jetzt kennen lernte. Zwischen durch krochen Insecten, von denen ein paar und besonders eine kleine, rabenschwarze Spinne, mir ganz unbehagliche Nachbarn wurden. Ich sah diese neue Welt mit Staunen und Erstaunen an, und beklagte mein Geschick, in dieses Kleinleben des großen Alls keinen tiefern Blick werfen zu können. Ein Kampf aber, der auf dem Raume zwischen meiner Brust und meinem rechten Arm stattfand, und in dem zwei beflügelte Ameisenriesen, wohl um einer Schönen Lächeln willen, sich wechselseitig ans Leben wollten, zeigte, daß auch bis in das kleinste Kleinleben hinein die Ereignisse grade ebenso groß als die der höhern Regionen sind, wie mitleidigstolz wir Menschlein auch auf sie herabsehen. —

Ich hatte ungefähr drei Stunden zum Hinaufsteigen gebraucht und hier oben wohl eine Stunde gelegen und gestanden. Der Hunger meldete sich, aber ich wollte nicht frühstücken, bis ich frisches Wasser gefunden. Und das trieb mich wieder ins Thal hinab. Ich nahm einen andern Weg, einen nähern Bald begegnete ich einem Hirten, der zu mir hinaufstieg, um mich einzuladen, in seiner Hütte eine Tasse Milch zu nehmen. Ich hatte nicht Lust dazu, weil ich nach und nach mein Kupfergeld ausgegeben, und zum Voraus sicher war, daß der gute Freund und gastfreie Kuhhirt mir nicht herausgeben könne und werde. Ich schlug also sein Anerbieten aus; aber er wiederholte seine Bitte, und als ich ihm sagte, daß ich die Milch nicht ausstehen könne, lud er mich ein, wenigstens nur seine Hütte einzusehen. Ich war erstaunt ob dieser Zudringlichkeit, aber ich gab aus Neugierde nach und folgte ihm. Er frug, ob ich allein sei? Ich antwortete: ja. Ob ich schon öfter oben gewesen? Und sein Verwundern wuchs, als ich ihm sagte: es sei das Erstemal. Endlich an seiner Hütte angekommen, stand dort ein zweiter Mann, die Axt unter dem Arm, neben seinem Esel, den er mit frisch gefälltem Holze beladen hatte. Auch er frug mich: ob ich allein sei? Ich mußte fast lachen, ob ihres Staunens. Der Holzhauer aber sagte mir: „Es gibt in unserm Lande nur brave Leute, sonst wäre die Sache doch gefährlich.“ In demselben Augenblicke kam eine Gesellschaft Badegäste zu Pferde mit zwei Führern aus dem nahen Tannenwalde hervor. Ich zeigte auf sie, und sagte, daß ich auf Schritt und Tritt Leuten begegnet sei, und am Ende auch sonst nicht recht wisse, wofür Furcht haben, wenn man gesunde Arme, einen herzhaften Stock und ein tüchtiges Messer mit sich herumführe. — Zuletzt sah ich mir dann die Hütte

an, und trank selbst einen Schluck Milch, um es ihnen zu Lieb zu thun. Die Leute waren sehr freundlich und zuvorkommend, fast zu freundlich, aber ich habe nicht Lust, ihnen eine andere Absicht zu unterstellen, als die, die sie zeigten. — Nur wollte ich fast, die Badegesellschaft wäre etwas später gekommen; denn ohne sie wüßte ich doch besser, was ich von der Gastfreundschaft dieser Leute halten soll.

Ich zog rüstig meines Weges weiter, begegnete in dem Tannenwalde noch vielen Holzhauern, und kam, als ich den Wald wieder verlassen, bald an eine Stelle, von der der Weg steil bergab ins Thal ging. Hier war eine frische Quelle. Ich schöpfte aus ihr, und suchte mir dann einen Platz zum Frühstück. Eine kleine Hecke hielt an einem freien Hügel einen vereinzelten Ast stolz in die Höhe, und bildete eine Art Baldachin. Der Großmogul hat keinen schönern Sonnenschirm. Und was noch mehr sagen will, ich bin gewiß, daß ihm seine chinesischen Nester, wenn er welche hat, nicht halb so gut schmecken, wie mir heute abermals mein Stück Brod und Käse, nebst einem Schluck Wasser und Wein. —

Nach Tisch hielt ich eine Siesta, las eine Weile in einem schönen Buche, schlummerte dann eine Zeitlang halbträumend, halbwachend, bis mich ein Vogel, der mein Sonnenbach durchschüttelte, ganz weckte, und ich dann noch lange hier wachend den Blick und die Seele an dem blauen Himmel über meinem grünen Schutzdache, an den Matten, den Tannen vor mir, und an den schwarzen Felsen mit ihren Schneeadern in der Ferne erlabte. —

Endlich raffte ich mich auf, stieg den schroffen Berg hinab, kam matt und müde unten an, ruhte noch einmal unter grünem Dache in blauem Himmelsbette, und trollte endlich frohen Muthes nach Hause.

Ich rathe meinen Nachfolgern, nach einer solchen Fahrt im **Hôtel de France** zu speisen. Der Tisch ist ausgezeichnet, aber an solchen Tagen der beste, den man sich nur wünschen kann. —

Den 19.

Heute, Samstag, ist Markttag. Ich wollte nach Tarbes fahren, kam aber zu spät auf die Diligence, und danke meinem Geschicke, daß es mir den bösen Streich gespielt hat.

Das Marktleben ist überall dasselbe und doch überall anders. Was hier in Bagneres am meisten auffällt, sind die Masse Kröpfe. Man hat die Wahl. Die Zahl der weiblichen ist viel größer als der männlichen, dagegen sah ich nie einen größern, wie den eines sonst rüstig und kräftig gebauten Bauern von dreißig Jahren etwa. Er hatte einen kopfdicken Sack unter dem Kinn hängen.

Die Nationaltracht ist meist verschwunden. Nichtssagende, neumodische graue, blaue und schwarze Jacken, lange Hosen, runde Hüte und Mützen sind der Anzug der Männer. Nur höchst ausnahmsweise sieht man hier noch die alte Nationalkleidung. Ich begegnete einem Bauern aus alter Zeit, mit braunem Banditengesicht, schwarzem, breitkrämpigem Hute, blauer Jacke ohne Aermel, weißem Hemde, rothem Gürtel, enger, schwarzer, kurzer Hose, blauen Strümpfen ohne Füße und Sandalen. Er trug eine wollene Decke, wie die Schotten ihr Plaid, über die Schultern geworfen. Die Bäuerinnen gehen barfuß, haben oft rothe Unterröcke, und alle ohne Ausnahme eine Capuze von rothem oder weißem wollenen Zeuge. Diese Capuzen sind von einem Ende der Pyrenäen zum Andern einheimisch, wenig-

stens sah ich sie bis jetzt überall. Hier in Bagneres aber faltet man sie vierfach zusammen, legt sie bei schönem Wetter so auf den Kopf, wodurch sie fast die Gestalt der italienischen Kopfbedeckung erhalten, das Gesicht beschatten, und der Haube eine Zierde werden. Bei den Frauen der Stadt ist die Caputze zu einem Mantel herangewachsen, sie geht auf die Knöchel herab, hüllt den ganzen Leib ein, und läßt nur das Gesicht halbwegs frei. Ich sah orientalische Bilder, an die diese Tracht erinnern. Diese hintenabstehende Kaputze ist nichts weniger als schön, und ich frug mich selbst wozu sie dienen mag? Heute Morgen gab mir ein Leichenzug die Antwort. Die Leidtragenden hatten die Kaputze ganz tief über den Kopf hinabgezogen, so daß sie Nichts mehr sahen und von andern Frauen geführt werden mußten.

Der Markt bestand größtentheils aus Laden zum Bedürfniß für die Bauern, und aus Frucht-, Besen- und Gemüseständen. Vormittag wurden Geschäfte gemacht, später kamen die Unterhaltungen an die Reihe. Gräßliche Mordthaten und schauerliche Schiffbrüche, auf Wachstuch gemalt, wurden abgesungen. Ein Seiltänzer ließ sich von drei deutschen Musikanten durch die Stadt führen. Ungefähr wie überall.

Aber da läutet eine feine Glocke. Eine Frau auf einem Tischchen stehend, sucht durch sie die Menge um sich zu versammeln. Sie sieht ziemlich anständig aus, hat nach Art der Toulouserinnen, ein feines seidenes Tuch mit Geschmack um den Kopf gewickelt, trägt einen schönen Shawhl, über diesen eine schwere goldene Kette und unter demselben auf die Brust und das weiße Kleid herabhängend an einem silbernen Kettchen eine silberne geweihte Medaille. Ich wollte hören, was sie vor hatte, und nach einer Weile

begann sie eine große, schöne Rede im Patois des Languedoc. Beim Himmel sie machte ihrem Lande, der Gascogne und seinen Schönsprechern alle Ehre. Sie hatte Ausdruck in Wort, in Miene und Geberde; sie wußte Hand und Arm, Kopf und Leib auf eine Weise zu benutzen, daß sie dem Worte den feinsten Nachdruck gaben, ohne auch nur ein einzigesmal in überschwenglichen Pathos und Marktschreierton und Geberde auszuarten. Sie war eine Künstlerin ganz in der Art Herrn Berryer's; und ich sage dies nicht im Scherz. Dies Weib hatte mehr Talent, als die meisten Redner der Kammer, sprach besser als die Mehrzahl aller weltberühmten Schauspielerinnen, die ich je sah.

Ich verstand nicht Alles, das thut mir leid genug. Aber sie sprach so deutlich, so nachdrucksvoll daß ich zum erstenmale, seit ich im Lande des Languedoc reise, ganz ahndete und meist verstand, was in ihr gesprochen wurde, sie mochte hochfranzösisches, hauptstädtisches oder Toulouser Languedoc sprechen.

Die erste Hälfte ihrer Anrede war eine allgemeine Lobrede des Schweißtuches Jesu Christs. Sie sagte mit Salbung, daß das Gebet zu demselben in allen schweren Nöthen helfe und überdies großen Sündenerlaß verschaffe. Darüber machte sie viele Phrasen, aber im Ganzen wiederholte sich während zehn Minuten derselbe Ideengang. Ein paar der Umstehenden wurden ungeduldig. Das merkte die kluge Rednerin, und lenkte dann aus dem allgemeinen Theile in den besondern ein.

So begann sie eine Geschichte. Alexander, eines reichen Pachters Sohn, aber ein lüderlicher Bursche, hatte seine Eltern früh sterben sehen, und dann rasch sein Gut vergeudet. Als er arm war, verließ er sein Dorf, zog in ein anderes und wurde dort Knecht. Hier lernte er die Magd

des Hofes, in dem er diente, kennen, wußte sich in ihr Herz zu stehlen, und bald auch in ihr Bett. Genug die arme Marie wurde schwanger. Als das ihre Dienstherrschaft merkte, wurde sie entlassen. Aber grade zu derselben Zeit kam ihr Bruder, Jean, der in Afrika gedient hatte, zurück. Als er seiner Schwester Unehre sah, ging er zu Alexander hin, und sagte ihm: „Du bist ein schlechter Mensch, wenn Du meine Schwester nicht heirathest; und ich bin Mann genug, Dich dazu zu zwingen, oder Dir zu zeigen, daß man eines braven Soldaten Schwester nicht ungestraft entehrt.“ Alexander aber antwortete: „Sieh, ich liebe Deine Schwester und würde sie heirathen, aber sie hat Nichts und ich auch Nichts.“ — Da erwiederte Jean, wenn's nur das ist, so will ich helfen. Er ging fort in die nächste Stadt und verkaufte sich als Ersatzmann. Dann kam er und brachte seiner Schwester das Geld, und sagte zu Alexander: „Marie hat 500 Franken, jetzt kannst Du sie heirathen! Und Alexander antwortete: „Ich verlange nicht besser, nur muß sie noch eine Weile warten, bis mein Dienst um ist, und ich ein Pachtstück ausgesucht habe.“ Aber im Herzen hatte er beschlossen, die gute Marie nie zu heirathen. Der Pachtersohn, wie arm er auch jetzt war, glaubte sich zu gut für die arme Magd.

Jean baute auf Alexanders Versprechen und reiste ab.

Kurze Zeit nachher aber klopfte es Nachts an der Thüre der Hütte, in der Maria jetzt allein wohnte. Sie frug: Wer ist da? und die bekannte Stimme ihres Liebhabers antwortete: „Ich bins, Alexander!“ Da öffnete sie die Thüre, und Alexander trat zu ihr ein. Und er schloß die Thüre fest hinter sich zu. Dann sagte er: „Maria, wo ist das Geld?“ — „Dort im Kasten!“ antwortete diese.“ Und wo ist der Schlüssel!“ — „Auf dem Kamin liegt er.“ —

Alexander nahm ihn, und öffnete den Kasten, und sah sich das Geld an. „Aber was hast Du denn, Du bist heute so einsilbig?" frug ihn Maria. Und Alexander antwortete: „Was ich habe ist, daß ich des Geldes bedarf." — „Nun so nimm es," sagte die gute Maria. „Wohl will ichs nehmen. und dein Leben dazu." Dann zog er aus der rechten Tasche eine Pistole, und aus der linken ein langes Messer.. Er legte beide auf den Tisch, und sagte zu Maria: „Knie nieder und bete dein Letztes!" da weinte die Arme, und sagte: „Aber was hab ich Dir denn gethan?" — „Knie hin, und bete!"

Die Erzählerin sprach diesen Dialog meisterhaft, und wußte die Stimmung der beiden Handelnden ohne alle Uebertreibung in Ton und Stellung wiederzugeben. —

„Du hast die Wahl, aber sterben mußt Du — die Pistole oder das Messer?" — „Ach," antwortete die Arme „ich habe Angst vor dem Schießen, und ich möchte auch gerne all mein Blut behalten. Wenn's einmal sein muß, nimm den Strick dort und hänge mich auf." —

„Wie Du willst" antwortete der Raubmörder, nahm den Strick und wollte ihn befestigen. Aber als er auf den Stuhl in der Ecke steigen wollte, mochte er fürchten, daß ihm Marie entlaufen könne. Er kam zu ihr, warf sie zu Boden und knebelte sie an Händen und Füßen. Dann trat er wieder auf den Stuhl, und von dem Stuhl auf den Tisch in der Ecke des Zimmers, schlang den Strick um den Balken, befestigte ihn, und machte eine Schlinge hinein.

Die unglückliche Marie lag am Boden und sah ihren letzten Augenblick nahen. Da fiel ihr ein, daß sie die „**Pratique pour adorer le saint suaire**" in ihrer Tasche habe. Sie betete zu ihm um ein seliges Ende oder Rettung in der Noth.

Und siehe, in demselben Augenblicke schlägt der Tisch um, Alexander fällt herab, aber bleibt mit beiden Händen in der Schlinge hängen. Das heilige Schweißtuch hatte das Wunder vollbracht. Marie, die ihn sehr liebte, hätte ihn gerne abgelößt, aber sie lag gefesselt an der Erde. Und so lag sie zwei Tage, ehe man ihre Abwesenheit bemerkte. Dann kamen die Nachbarn, um zu sehen, was aus ihr geworden, mußten die Thüre sprengen, lößten die Fesseln der guten Marie, und fanden Alexander todt. Er hatte sich selbst gerichtet.

„Das ist Eines der Wunder des heiligen Schweißtuches, und ich könnte Euch hundert erzählen, aber ist es nöthig?"

Jetzt bückte sich die Rednerin zu einem Körbchen, nahm aus demselben ein zwei Zoll langes, einen Zoll breites, achtblätteriges Büchlein. Es hatte den Titel: **Pratique pour adorer le Saint Suaire, envoyé de Rome; (avec approbation)**, und war mit einem Holzschnitte des heil. Schweißtuches geziert, von dessen Zierlichkeit uns die deutschen Volksgeschichten, die auf Jahrmärkten feil geboten werden, einen anschaulichen Begriff geben können. —

Sie schlug ein Kreuz „im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes;" — küßte das Büchlein mit Andacht, und wandte sich von neuem mit Salbung an's Volk.

„Seht das ist das Wunderbüchlein, mit dem ihr die Seelen aller Eurer Lieben aus dem Fegfeuer erretten könnt, und das Euch aus aller Noth helfen wird. Es kostet nur eine Bagatelle von zwei Sous! Kauft es, und es wird Euch schützen in dieser und in jener Welt."

Ich kaufte Eines, aber ich hoffe die zwei Sous, die ich ihr gab, werden keinen Segen über ihr Geld bringen.

Ich las in dem Büchlein, daß Pabst Clemens VIII. für sieben Vater unser und Ave „zu Ehren des heiligen Schweißtuches“ 100 Tage Ablaß gegeben habe; werden die Vater unser nach der Beicht und Communion gebetet, so erlöst jedes eine beliebige Seele aus dem Fegfeuer. „Kauft, es kostet nur zwei Sous.“ Es standen dann drei Liedchen in ihm, von denen ich eines mittheilen will.

CANTIQUE

au sujet d'un soldat qui fut délivré de ses ennemis par la vertu du saint Suaire.

Sur l'air: Ecoutez, peuple fidèle.

Voici un très-beau cantique
D'un soldat dévoticux,
Qui doit faire ouvrir les yeux
Aux incrédules hètériques:
Ce qui nous fait voir qu'en tout lieu
Faut porter les armes de Dieu.

Près la ville de Bellegarde,
Un soldat très-bon chrétien,
Fut attaqué par des païens;
Eloigné de la grande garde,
Ces malheureux crurent d'abord
De mettre le soldat à mort.

Quatre Turcs misérables,
Pour exercer leur courroux,
Lui ont donné plusieurs coups
De bajonnette et de sabre;
Ils ont fait tous leurs efforts
Pour le réduire à la mort.

Mais le soldat débonnaire
Portait dessous son habit
L'image du Jésus-Christ,
Qui est le précieux saint Suaire,
Qui lui conserva la vie,
Et détourna leur envie.

Faut qu'il ait un caractère,
Disaient ces Turcs et Païens.
Non, répondit le chrétien,
J'ai le précieux saint Suaire,
Qui m'a toujours préservé
De malheur, en vérité.

Voyant un si grand miracle
Plusieurs se sont convertis
A la foi de Jésus-Christ,
Portant le saint Suaire adorable
De Jésus notre Sauveur,
Qui est mort pour tous les pécheurs.

„Alles das für zwei Sous!“ Sie machte nun gute Einnahme, und die goldene Kette und der schöne Shwal erklärten sich von selbst. Der Himmel möge ihnen den Schacher verzeihen! Aber ich begreife nicht, wie es in unserm Jahrhundert noch eine Geistlichkeit giebt, die dem Unwesen solches Gesindels auch nur ohne zu erröthen, zusehen kann. Wem das Geld nur zufließen mag? Wem die Büchlein nur gehören? Wer verkauft sie denn? Auf dem Titel steht: **à Besançon chez Rigogne**, am Ende heißt es: **à Toulouse de l'imprimerie d'Antoine Navarre.** Das sind wahrscheinlich höchst christliche Buchhandlungen. Aber ich würde viel weniger Scham für mein Jahrhundert und für einen Franzosen haben, wenn die Sous nur in die Börse der feinen redefertigen Taschenspielerin und Marktschreierin flößen. —

Herr Berryer sollte ihr das Handwerk legen. Er ist sehr einflußreich in allen Sacristeien, und — überdies war nur dieser so feine **orateur en jupon.** Denn die Franzosen haben kein weibliches Wort für Rednerin, ein neuer Beweis, — — wie leicht es sein muß, schön zu sprechen.

Der Auszug der Marktbesucher war am Abende fast so

unterhaltend, wie die Heimkehr der Besucher hochgesellschaftlicher Wettrennen. Zu Fuße gingen nur sehr wenige weg. Die Männer in Mehrzahl zu Pferde, einzelne in Cabriolets. Die Frauen zu Wagen oder zu Esel. Alle möglichen Arten von Fuhrwerk kamen dabei zum Vorschein. Oft gotteslästerliche Ueberladung, acht und zehn Leute auf Säcken und Päcken für einen alten abgetriebenen Gaul. So etwas sah ich abermals nur in Irland.

Es herrschte viel Jubel unter den Abziehenden; sie hatten meist dem Tische und der Flasche herzlich zugesagt, doch sah ich keinen eigentlich Besoffenen. Nur lustiger waren sie. In den Wirthshäusern war sehr viel Leben. In mehreren wurde gekegelt, auf eine Art, wie ich es schon oft seit St. Gaudens gesehen hatte. Die Kegel sind wohl drei Fuß lang, unten und oben dünn, einen Zoll breit, in der Mitte drei, vier Zoll dick. Sie stehen, neun in drei Reihen, jeder fünf, sechs Fuß vom andern. Eine wohl einen Fuß im Durchmesser fassende Kugel hat einen Einschnitt für die Hand und ein Loch für den Daumen. Der Spieler stellt sich vor einen der Kegel, und richtet die Kugel so, daß sie, wenn's gut geht, eine Reihe umwirft, während der Kegel, den er berührt, eine andere Reihe umschlägt. Ein Wurf von vier und fünf Kegel ist sehr schön.

Vor einem dieser Wirthshäuser war ein lauter Zank. Eine Menge Volks lief hinzu, man hetzte, es kam zur Herausforderung, — und dauerte so lange, daß mir die Sache zu lang wurde. Nach einer guten halben Stunde kam ich wieder an derselben Stelle vorbei, und die beiden Kerle waren nicht um einen Zoll breit weiter gerückt. Ich denke sie haben sich noch lange angesehen, gemessen, herausgefordert, — und sind am Ende ruhig jeder seines Weges gezogen.

In den Bergen fand ich nur schlichte Kirchlein mit einfachen, aber dem Himmel zustrebenden Thürmen. Die Kirche hier in Bagneres hat aber wieder eine die Kirche überragende, beschattende Vorderseite. Es ist noch nicht ganz wie in der Gascogne, aber wir sind ihr wieder viel näher, und so kommen die großen Phrasen und die stolzen Façaden natürlich wieder von selbst. —

Den 20.

Ich habe noch mehrere kleine Ausflüge in die Umgegend gemacht. Sie bieten alle denselben Character dar. Aussichten in die Ebenen, mit Einsichten in die Thäler der Pyrenäenvorgebirge. Oft die Schnee- und Felsengruppen der hohen Pyrenäen als Hintergrund. Oder auch Alleen, Baumgänge, Anlagen, englische Gartengeschichten.

Auf meinen Ausflügen fiel mir besonders auf, daß man auch hier sehr selten ein Weib unbeschäftigt sieht. Viele stricken, die Mehrzahl spinnt, selbst wenn sie über Land und Straße der Stadt zuziehen, und schwere Bürden auf dem Kopfe tragen. Sie stecken oft den Rocken an die linke Seite, vollkommen wie den Degen, und es sieht ganz kriegerisch aus, wenn eine Schaar sobewaffneter Heldinnen an uns vorüberzieht. Schön aber sind sie nicht. — Man wartet auch hier noch auf die Badelust, auf die Kurfreude, wie auf den kommenden Messias. Einer der Gäste versicherte mich, daß er Nachricht habe, man amusire sich **Aux eaux bonnes.** Er setzte hinzu: Aber man schreibt mir zugleich, daß die Gesellschaft in Coterien zerfalle. Ich werde es wohl sehen, und ziehe getrost diesem Sterne der Hoffnung

entgegen. In den beiden Bagneres aber amüſirt man ſich bis jetzt zum Totblangweilen; wenigſtens Alle, die hierher gekommen, um ſich zu amüſiren. Der Himmel ändere, beſſere es; denn vorerſt iſt es ſchlimm genug.

Die Abendſpaziergänge nach Salut ſind bis jetzt das Beſte; man ſieht dort Leute, und die Anlagen ſind ſchön. Der Mond beleuchtet ſie ſeit zwei Tagen auf eine wunderbare Weiſe. Mitunter hört man von den Bergen rechts oder links herab auch die Lieder von ein paar Mäherinen oder Mäher. Es iſt Schweizerluft, Schweizerlicht, Schweizerton, und thut dem Herzen wohl und wehe. —

Ich dachte mir es oft. Wie würdeſt Du Dich freuen, wenn auch nur der entfernteſte deiner Bekannten auf einmal hier hinter Dir herkäme, und Dir zuriefe: Guten Tag, alter Burſche! — Ich habe ſie mir alle angeſehen, Mann und Weib, und hätte gar gerne mit ihnen geſprochen. Aber ſie zogen vorüber, und keiner ſagte: Guten Abend, Alter! In der ſchönen Natur allein, fühlt man ſelten die Sehnſucht nach Menſchen. Aber wo ſie zu zwei und drei plaudernd um uns her gehen, da wird es uns leicht zu enge. Die Sucht nach Geſellſchaft treibt uns oft fort in die Einſamkeit. —

Tarbes den 21ten Juli.

Ein Brief, der nicht ankommen, und den ich abwarten wollte, hielt mich in Bagneres feſt. Ich benutzte den geſtrigen Tag, um nach Tarbes zu reiſen und mir die Stadt anzuſehen.

Tarbes war einſt eine berühmte Stadt und Hauptſtadt. Die Römer haben ihm ebenfalls einen Namen ge-

geben, **Civitas Tarba, ubi castrum Bigorrae,** heißt es irgend wo von ihr. Und das ist ihre ganze Geschichte unter den Römern. Unter Wallia kam sie an die Gothen. Während der Herrschaft der Merovinger gehörte sie zu Aquitanien. —

Zur Zeit der Einfälle der Araber brachte ein Priester in Tares Ehre und Ruhm über die Stadt. Missolin stellte sich an die Spitze der Kämpfer und, mit Schwert und Kreuz ihnen voran, besiegte er die Mauren, so daß sie nicht wieder nach Tarbes kamen. Der Held wurde ein Heiliger der Kirche, und noch heute schmücken alljährlich die Mädchen in den Dörfern und Städtchen des Landes eine Statue an seinem Festtage mit Blumen.

Mit dem Untergange des Aquitanischen Reichs kam Tarbes erst an die Herzoge von Gascogne, bis später Bigorre eine eigne erbliche Grafschaft derselben wurde. Einer der Grafen Daton-Donat besiegte die Mauren in Spanien, vertrieb sie und stiftete die Dynastie des Königreichs von Navarra. — Bigorre wurde so auf eine Zeitlang von Navarra abhängig.

Im eilften Jahrhundert starb die erste Familie der Grafen von Bigorre aus. Die Grafschaft ging dann in kurzer Zeit an die Grafen von Carcassonne, darauf an die Vizegrafen von Bearn, und zuletzt an das Haus der Vizegrafen von Marsan über.

Zur Zeit des Kampfes gegen die Albigenser versuchte Montfort sich auch der Grafschaft von Bigorre zu bemächtigen. Er löste fast mit Gewalt die Ehe der Gräfin Petronille von Bigorre auf; und zwang sie seinen Sohn zu heirathen. Die Eroberungspolitik Montforts wurde fast nirgend so klar, denn hier; — und troß seines Katholicismus suchte er hier ein Erbe durch Ehebruch und offenes Unrecht zu erwerben.

Die Bewohner von Tarbes empörten sich aber bald gegen den aufgezwungenen Herrscher, trieben ihn aus, und riefen ihren alten Herrn zurück. Später kam Bigorre an den Grafen von Foix und Herrscher von Bearn. Die Geschichte des Ländchens fällt dann mit der von Bearn zusammen, die wir anderswo entwickeln werden.

Nur zur Zeit der Reformation zeigte sich in Tarbes noch einmal ein neues, selbstständiges Leben. Die Baronen von Bigorre und die Bürger von Tarbes blieben, trotz aller Anstrengungen Jean's von Bearne und Antoine's von Bourbon, katholisch, und ergriffen bald die Waffen gegen ihren Herrscher: Tarbes wurde dreimal erobert, geplündert, zerstört. Die Chronik sagt: „Mit der Zeit blieb Tarbes ohne Bewohner, das Gras wuchs in den Straßen wie in einer Wiese, so daß es betrübt anzusehen war; und dauerte es drei ganzer Jahre, ehe es sich aus seinen Ruinen wieder erhob."

Heinrich IV. vereinigte Bigorre, wie Foix und Bearn mit der Krone Frankreichs, und machte so der Einzel-Geschichte dieses Ländchens für immer ein Ende. —

„Tarbes n'est plus qu'une jolie ville." Hütet euch vor den Frauen, von denen man nichts zu sagen weis, als daß sie schön und artig sind. Ich hatte zwar nur Einen Tag zu meinem Besuche in Tarbes angesetzt, aber das war nicht nur genug, sondern viel zu viel. Und ich zog getrost wieder aus, ehe der Tag zu Ende war.

Ich sah drei Kirchen, die nichts Sehenswerthes hatten. Die Straßen sind rein und geräumig, in den Gassen fließt lebendiges Quellwasser, auf den Plätzen stehen schöne Bäume; und unter ihnen sah ich ein paar artige, schmucke Dirnen ihre schwarzen, langen Kapuzen, roth gefüttert, so kokett um Hüften und Lenden schmiegend, daß es ein

Wunder war, wie sie diese alles bedeckende Tracht so viel verrathen lassen konnten. Wenn dann ein nettes Gesichtchen mit rothen Lippen und dunkeln Augen zu dreiviertel aus dieser schwarzen Nonnentracht ganz weltlich hervorlugt, so wird die Sache am Ende doch gefährlicher als ihr unschuldiges Ansehen und ihre einfache Demuth glauben lassen sollten.

Daran sind höchst wahrscheinlich die Dragoner, die hier hausen, viel mit schuld. Sie haben eine große, pompöse Kaserne hier. Dann gibt es noch ein königliches Gestüte in Tarbes. Die Pferde waren zum Theil nicht grade sehr ausgezeichnet. Doch gab es dort ein paar Araber und ein paar Engländer, die so keck und stolz auftraten, als ob sie ihren Beruf gekannt hätten. —

Als ich mit alldem fertig war, hätte ich noch zwei Stunden auf die Abfahrt der Diligence warten sollen. Das Wetter aber war sehr schön geworden. Die Gewitterwolken von gestern fingen an sich zu zertheilen. Und so schlenderte ich ruhig aus der Stadt hinaus auf Bagneres zu.

Es war Sonntag. In der weiten Ebene herrschte die Ruhe des Feiertages. Der gestrige Regen trieb neue Kräfte in den Fruchtfeldern ringsumher. Die Natur athmete Wollust aus und ein.

Im nächsten Dörfchen La Laubère war ein großes, stolzes Schloß mit baumreichem Park, neben einem kleinen, bescheidenen Kirchlein, mit einem engen, öden Kirchhofe vor demselben. Ich sah mir das Schloß an, und weis davon nichts zu erzählen. Dann trat ich in den Kirchhof, und wurde dort durch eine ganz eigenthümliche Scene überrascht. Die Vesper hatte eben geläutet, die Dorfbewohner kamen Einer nach dem Andern zur Kirche. Auf dem Kirchhofe aber suchte jeder sich ein Grab, stellte oder kniete sich an

dasselbe hin und betete. Ein paar der Frauen knieten, tiefverhüllt in ihren schwarzen, langen Trauerkapuzen, an frischen Gräbern. Die Mehrzahl standen da, mit ihren rothen, Kopf und Rücken bedeckenden Mantelets, einzelne mit weißen. Es war ein ganz überraschendes Bildchen. Das alte Kirchlein im Hintergrunde, der grüne Kirchhof, und die schwarzen, rothen und weißen Beterinnen gaben ein Farben- und Gedankenspiel, wie man sie selten auf so engem Raum zusammenfindet.

In dem dunkeln Kirchlein herrschte derselbe Farbengegensatz, Schwarz, Roth und Weiß; und die Leute schienen wirklich so fromm zu sein, daß sie die Farbenlust nicht störte. —

In den Dörfern fiel mir besonders auf, daß fast kein einziges Haus ein Fenster nach der Straße hatte. Das Wohnhaus steht mit seiner Fronte dem Hofe zu; hinter demselben ist die Scheune; das ist die Hauptseite eines Vierecks um einen Hof. Der Scheune gegenüber ist ein Stall für Kühe und Pferde. Dann kommt ein Schweinstall im ersten, Hühner- und Taubenschlag im zweiten und dritten Stock, ungefähr dem Wohnhause gegenüber. Was nicht hiedurch verschlossen ist, begränzt vornen und hinten eine hohe Mauer, mit einem weiten Hofthore nach der Straße hin. Das war die Regel. Die Fenster und die Thüre des Wohnhauses waren meist nach Süden.

Ich dachte mir: die Leute müssen auch gar nicht neugierig sein. Aber ich mochte meine Rechnung ohne den Wirth und die Wirthin im Gasthaus zur Lerche in Moneres. Hier wollte ich mich stärken und den Postwagen abwarten. Und nachdem ich gegessen und getrunken, setzte sich erst die Wirthin zu mir, und frug mich, als ob sie's der Polizei abgelernt. Dann kam der Wirth und ging ein

neues Verhör mit mir durch: Woher? Wohin? Wes Standes? Wes Glaubens? u. s. f. u. s. f. Ich habe redlich gebeichtet, nur als ich ihnen sagen sollte, was ich treibe, kam ich in einige Verlegenheit. Gestern bei Tische hörten wir eine Trommel, und einer der Gäste sagte: **Ce sont des sauteurs.** — Das heißt aber auch **des auteurs!** Und um nicht für einen Springer zu gelten, verläugnete ich dreimal meinen Herrn, — ohne daß der Hahn ein einziges Mal krähte.

Ob die Wirthe dabei was gelernt haben, weiß ich nicht; aber sie haben mir ehrlich, was ich gab, zahlen müssen, und so erfuhr ich, daß im ganzen Lande ringsherum das erste und größte Fest, das des Schweineschlachtens sei. Das geht über alle Heiligen-, Ostern-, Pfingsten-, Tauf-, Heirath- und Leichenessen. Jeder Bauer schlachtet alljährlich sein Schwein und an drei heiligen Tagen ladet er alle seine Freunde und Verwandte zu einem Imbiß ein. Sollte er Einen vergessen, so würde das eine unvergeßliche Verletzung sein; sollte er Einen absichtlich nicht einladen, so ist das eine offene Kriegserklärung. Ueber dem geschlachteten Schweine erneuern sich alljährlich die Familienbande der ganzen Sippschaft. Ob da das altgallische „unliebliche Schwein", wie Professor Dahlmann sagt, und die druidische Verehrung desselben noch mit im Spiele ist, weiß ich nicht; aber es ist uns auch ganz einerlei, vorausgesetzt, daß das Fest ein gesundes Essen und frohe Tänze und Spiele herbeiführt, sich alljährlich wiederholt und die Banden des Blutes erneuert. —

Endlich kam der Wagen und ich schied von meinen wißbegierigen, plauderlustigen Wirthe.

Der Abend war wunderbar schön geworden. Unser Kaisersitz, trotz der drei lahmen Gäule und den zerfetzten

Lumpen des Wagens, ein wahrer Triumphatorplatz. Die Sonne hatte fast vollkommen über die Gewitterwolken gesiegt. Nur über und in den Bergen lagen noch Wolkennachzügler. Die Einfuhr in das Thal von Bagneres ist von hier aus ganz einzig in ihrer Art, und ich denke, sie ist selten schöner, als sie heute war. An einer Stelle bildeten schwere, große Rieseneichen den Vordergrund, über denselben erhob sich das Gebirge in drei geschiedenen Bergketten. Erst rund, in Wiesen und Fruchtfeldern mit Baumgruppen wechselnd, — dann schon schroffer, mit Haidekraut und Tannen, zuletzt zackig und zerrissen mit Schneeadern und Schneeschichten. Zwischen der letzten und vorletzten Kette lag eine langgezogene Bande von grauen Wolken, die die hintersten Berge halb bedeckten, und die vor ihnen stehenden scharf abschieden. Ueber dem Ganzen weiße, helle Wolkentafeln aller Art in einem stahlblauen Meere. Und das Alles von der neigenden Abendsonne beleuchtet.

Eine Weile später dachten sich die Berge von Bagneres rechts und links fast regelmäßig ab, und öffnete eine Aussicht auf das ferne Thal von Campan, das, obgleich ein Thal, von hieraus als Berg dem Himmel zustrebt, und zuletzt sich an die dunkeln Felsen der Hochpyrenäen anlehnt. Dieser Hintergrund, mit hundert Thälern und Bergen, Baumgruppen und Häusern war erleuchtet, der Vordergrund lag im Halbdunkel ganz nahe vor uns.

Ja, schreibe Einer es, male Einer es! Ich glaube fast geschrieben ists für die denkende Einbildung noch schöner als gemalt; und das gibt mir oft den Muth, ein paar Linien hinzuwerfen, zu hoffen, daß die, die ein Herz für dergleichen haben, aus den Linien schon ein Bild, viel

schöner als das, welches ich hier sah, zusammenträumen können. —

Wer nach Bagneres kommt, unterlasse ja nicht, nach Tarbes zu gehen, — um an einem schönen Abend wieder nach Bagneres zurückzukehren. —

III.

Die Hochpyrenäen.

Der Pic du Midi von Bigorre.

Luz, den 26. Juli 1845.

Trotz meines besten Willens habe ich es in Bagneres de Bigorre nicht ganz acht Tage ausgehalten. Nicht als ob es überhaupt schwer sein möchte, es länger in Bagneres auszuhalten; im Gegentheil, die Stadt und Umgegend sind sehr schön, das Leben bequem und nicht theuer. Aber ich hatte auf ein Badeleben gerechnet, hatte meine Saiten nach meinem Guide du Voyageur (Richard) — dem einfältigsten Buche dieser Art — hoch gespannt, und fand jetzt nichts als ein artiges Städtchen und eine schöne Umgegend. — Um nicht einer zweiten Enttäuschung zu begegnen, schloß ich meine Rechnung mit dem Badeleben in den Pyrenäen ab, packte meinen Koffer und schickte ihn geraden Wegs nach Pau. Ich hatte mir in Perpignan eine Schäferkutte gekauft, aber ihrer bis jetzt so wenig als meines Leibrocks bedurft, und so wurde auch diese losgeschlagen; ich verbrannte meine Schiffe und zog als leichter Infanterist meines Weges weiter.

Vorher hatte ich mich nach einem Führer umgesehen; aber der Mann forderte vierzig Franken und sah sehr

gnädig aus, als er bis auf dreißig herabstieg: dafür wollte er mich zu Pferde bis auf den Pic du Midi begleiten; zu Fuße gehen die hohen Herrn nur im Falle der Noth. Da ich aber nicht wußte, ob ich in den zwei Tagen dreißig Franken verdienen würde, so hatte ich nicht Lust sie auszugeben. Nothgezwungen machte ich daher einen andern Feldzugsplan. Ich wußte, daß halbwegs bis zum Pic ein Gasthaus sei, und dachte, dort im Falle der Noth auch einen Führer zu finden. So zog ich getrost ohne einen solchen von Bagneres ab, und ich rathe meinen Nachfolgern, es mir nachzumachen. Es ist wohlfeiler und bequemer.

Durch das Thal von Campan ging ich in das der Gripp. Nahe bei dem Flecken, der jenem den Namen gibt, begegnete ich einem Wagen mit Nonnen. Hinter diesem her kam eine Nonnenschule zu Esel, die Lehrerin zu Pferde. Eine der Schülerinnen betete den Rosenkranz laut vor, die andern beteten im Chor nach. Hinterher kam der unvermeidliche Führer, der hier der Treiber war. Es wimmelt von Geistlichen in den Bädern der Pyrenäen; schon früher war mir ihre Allgegenwart aufgefallen. In Bagneres de Luchon war ein Bischof, der seine goldenen Litzen an Hut und Kleid sehr stolz einher trug. Auf den belebtesten Promenaden stieß man stets auf Geistliche, die ihr Brevier beteten. Aber der Rosenkranz der Nonnenschule zu Pferde und zu Esel auf dem belebten Ausfluge nach Campan war doch die interessanteste Parade dieser Art, der ich bis jetzt begegnet bin. Mein Vertrauen auf die Freiheit geht so weit, daß ich selbst Freiheit für die Jesuiten habe; meine Duldung kennt nur für den Grundsatz, nicht für die Menschen Grenzen. Aber es skandalisirt mich ein Laster, das sich auf offener Straße zeigt, fast weniger wie eine Tugend,

die sich zur Parade herabläßt. Das offenbare Laster ist ungeschminkte Schlechtigkeit, die Parade der Tugend, der Frömmigkeit nur zu oft übertünchte Heuchelei. Und ist sie es nicht, so ist die Parade doch vom Bösen; wie Christus im Tempel keinen Schacher wollte, so zog er sich auf den stillen Oelberg zurück, wenn er betete.

Es ist ein böses Zeichen, daß die französischen Priester in Masse in die Bäder ziehen; es beweist das zweierlei, und zwar einmal, daß sie in den Luxusstrudel der Zeit mit hineingezogen sind, und dann, daß sie auf die Wunderkuren der Schwefelbäder mehr vertrauen als auf die ihrer heiligen Kapellen. Das ganze Badetreiben ist ein Auswuchs unserer Zeit, und wenn ich Papst wäre, so verböte ich allen meinen Unterthanen, mehr auf die Nymphen als auf die Heiligen zu bauen.

Der Führer und Treiber der Nonnenschule aber blieb stehen, als er mich sah, fragte: „der Herr will wohl allein reisen?“ und höhnte: „Gehen Sie rasch, sonst kommen Sie zu spät.“ Die Fußreisenden sind in den Pyrenäen seltene Erscheinungen; aber einer ohne Guide muß noch gar nicht vorgekommen sein. „Sie reisen allein?“ fragte mich fast jeder Begegnende, der Eine mit Worten, der Andere mit Blicken. Man könnte auf diese Weise fast glauben, daß es ein Wagestück sei; aber es ist nur etwas Neues: und überdieß eine Neuerung, die alle Guides des Landes und alle ihre Helfershelfer, daß heißt das ganze Volk, für einen Eingriff in ihre Rechte ansehen. Sie haben ein Gefühl, als ob man sich durch ihr Bereich schmuggle, ohne ihnen den schuldigen Zoll zu zahlen. Dafür wird man denn von Rechtswegen so viel als möglich verhöhnt.

Der Tag neigte der Nacht zu, als ich in das Thal der Gripp hineinlenkte. Es war ein sonnenleerer Abend,

der graue Himmel spiegelte sich grau auf der Erde ab. Das verhindert aber nicht, daß die ganze Umgegend, ein Thal mit Wiesen, abgeschlossen durch baumbekränzte Berge, ein Bergstrom, Bauernhöfe und Sennhüten in Menge, stets des Schönen viel bietet. Die Heuernte belebt die Wiesen, oft sangen die Arbeiter, einmal hörte ich den Schweizerschrei und Juchhei, und kam endlich ziemlich müde im Wirthshaus zur Gripp an.

Am andern Tage war der Himmel bezogen und an das Besteigen des Pic du Midi nicht zu denken. Es war mir fast lieb, gezwungen zu seyn, einen Rasttag zu machen, und dieser war einer der angenehmsten der ganzen Reise. Die Wirthsleute schienen brave, schlichte Menschen, das Leben ist einfach, wohlfeil, und ehe der Tag halb zu Ende, waren wir ganz gute Freunde.

Morgens besuchte ich die Wasserfälle der Gripp. Es gibt deren zwei, beide in ihrer Art sehr schön. In einer wilden, einsamen, fast öden Gegend stürzen sie zwischen zwei schroffen Felsen und an dunkeln Tannen vorüber von hohen Bergen herab. Der Fall des untern ist weniger hoch, aber er stößt auf mehr Hindernisse, muß die Felsen besiegen und bricht sich an einer Stelle in fünf, sechs Arme, die sich im nächsten Augenblicke wieder vereinigen, um sich ein paar Schritte weiter wieder zu trennen. Der obere Fall schießt aus einer engen Schlucht hervor, und stürzt sich vielleicht hundert und mehr Fuß tief in den Abgrund. Wasserstaub, Regenbogen, schwarze Felsen in nassem Glanze, dunkle Tannen im frischesten Grün, Hecken wilder Rosen, rothe Blumen auf weichem Moose bilden die schönsten Gegensätze. — Aber man gewöhnt sich selbst an das Schönste. Wie großartig dies Schauspiel war, es ließ mich kalt. Eine Art Dörfchen der einfachsten Art, das zwischen dem ersten

und zweiten Sturze liegt, regte meine Gefühle fast mehr an als die schönsten Bilder.

In einem öden Kesselthale am Flusse stand ein Halbdutzend Hütten. Meine Schulter reichte bis zum Dache, und es gab eine Zeit, wo ich getrost versucht hätte, mit einer Stange über das ganze Haus wegzusetzen. Eine enge Thüre war Eingang und Ausgang für Licht und Luft, für Menschen und Thiere. Bei jedem Häuschen war ein Hof mit einer Umzäunung, und rings um den Hof an der Mauer ein Dach, das eine Art Casematten für die Schafe und Kühe bildete. Es sah das Alles so ärmlich, so verlassen aus, daß es an die Grenzen der Kultur und Civilisation erinnerte. Nahe an diesem Nomadenlager graste eine Heerde unbewachter Pferde. Aus einem der Häuschen trat eine alte, gebrochene, kleine, häßliche, triefäugige Frau hervor und fragte mich, ob ich keine Milch wolle? Sie war ein Bild des Elendes, und als ich meinerseits fragte, ob sie stets hier wohne? war sie mit ihrem Französisch zu Ende. Sie konnte nur Milch anbieten und Almosen fordern. Wohl auch eine Abkömmlingin der gothischen Sieger und Eroberer! — Aber sie paßte zu diesen Wohnungen, wie diese Wohnungen in diese Gegend hinein gehörten. Es war Alles im Einklange. Die tiefste Einsamkeit, die schaurigste Oede; die Welt lag Hunderte von Meilen, die Gesellschaft und die Kultur Tausende von Jahren hinter diesem vergessenen Dorfe anderer Zeiten, anderer Regionen zurück.

Ich war ganz erfreut, als ich auf einmal zwei schmucke Dirnen mit Schuhen und Strümpfen bekleidet aus dem Tannenwalde hervortreten und über die kleine Brücke auf mich zukommen sah. Die Eine war leidlich schön, die Andere nicht häßlich, und diese Empfehlungsbriefe genügten, um sie ganz freundlich aufzunehmen. Und in der öden

wilden Fremde reicht dann ein Gruß hin, um gleich ganz gut bekannt zu seyn. Ich hatte recht vermuthet, sie gehörten nicht in diese Einsamkeit hinein. In der Nähe der Wasserfälle ist eine Quelle und ein Bad, die bis jetzt nur von den Bewohnern der Umgegend besucht werden. Die beiden Mädchen hatten von Campan nach Gripp eine Badereise gemacht, wohnten in Gripp auf acht Tage und waren Kurgäste. Das Beispiel thut viel; wie die Großen singen, so pfeifen die Kleinen. Ich aber kritisirte gar nicht, sondern stattete später den Damen einen Besuch ab, wofür sie uns Abends einen Gegenbesuch machten und ich sie schließlich bis nach Hause begleitete. Wir waren wechselseitig sehr gnädig und großmüthig mit unserer Gesellschaftsfreundschaft und die Bauern sahen uns ganz verwundert an, als der Städter die beiden Dorfbaderinnen mit der gehörigen Grandezza Abends nach Hause begleitete. Dieser eine Tag gab die Grundlage eines sentimentalen Romans; aber am andern Tage schien die Sonne — und der Roman verflog mit dem frischen Thau der Nacht.

In allem Ernste aber war mir das Wirthstöchterlein doch lieber. Die beiden Dämchen, die in's Bad gereist waren, hatten trotz ihrer Bauernkleider einen Beigeschmack von Aristokratie; die eine war Bürgermeisterstochter, die andere Pastorsschwester. Genug sie fühlten sich. Aber das Wirthstöchterlein war ein gutes Kind und sonst nichts, und wollte vor Allem sonst nichts sein und scheinen. Ja doch, sie war sonst noch etwas, und zwar die Bäckerin des Hauses. Und sie sah ganz köstlich aus, als sie in Hämdärmeln, die den ganzen schönen Arm verriethen und die runde Brust andeuteten, mit ihrer weißen Hand das Brod knetete. Es war harte Arbeit, aber die Pyrenäenbauern sind nun einmal so; sie überlassen dieselbe den Weibern.

In jedem Hause ist die älteste Tochter Weberin und sitzt Jahr aus Jahr ein, den lieben langen Tag am Webestuhl und wirkt für die ganze Familie Hosen- und Schürzenzeug, Hemden und Westen. Die zweite Tochter in unserem Hause war Köchin, die dritte backte das Brod und sorgte für die Gäste, die Mutter war Müllerin; denn eine Familie ist hier Alles in Allem. Die Männer sind unterdeß in den Bergen und hüten das Vieh. Das ist eine müssige Arbeit, wenn auch oft rauh und hart genug. Der Müssiggang gewöhnt an den Müssiggang, und so legen die Männer hier meist, auch wenn sie von der Alp zurück kommen, die Hände in den Schooß. Sie melken die Kühe, sie machen den Käse und helfen das Heu mähen. Oft stricken sie in der Einsamkeit Strümpfe, oft schneiden sie im Winter Holzschuhe, oft kochen sie die Suppe; aber die harte Arbeit bleibt vor wie nach den Frauen überlassen. Das ist südliche Galanterie: der Himmel mag es ihnen verzeihen, ich nicht.

Meine kleine Brodbäckerin klagte gar nicht, und sah sehr artig aus, als sie den Teig geknetet hatte und ihr die Ofenflamme die gerötheten Wangen beschien. Ich hätte ihr helfen mögen, aber so ein Stockgelehrter ist auch zu Nichts gut und könnte höchstens noch einen Pyrenäenhirten spielen, wenn er noch gesunde Beine und feste Lunge hat. Deßwegen vermehrte ich die Arbeit, ließ mir ein kleines Sonderbrod backen, neckte die Bäckerin so viel und so gut es ging, und ich denke, das ihr die Zeit nicht lang geworden, die Arbeit nicht hart geschienen, dieweil ich sie störte, so gut ich konnte.

Als wir das Brod endlich im Ofen hatten, ging die Bäckerin in ihre Speicherkammer, um sich anzukleiden, während ich der Weberin in ihrer staubigen, engen Stube

einen Besuch machte. Aber sie war sehr spracharm, hatte in der Einsamkeit ihr Französisch halb verlernt, oder konnte auch vielleicht gar nicht recht zu sich kommen ob der ungewohnten Erscheinung eines Besuches in ihrem einsamen Weberkämmerlein.

So wurde es Zeit zum Essen. Forellen und Eierkuchen waren Alles, was es gab, und erst nach Tisch sah ich das tägliche Abendessen, „eau bouille," wie sie's hier nennen, bereiten, daß heißt einen köstlichen, handfesten Mehlbrei von türkischem Weizen. Es that mir leid, daß ich das nicht früher gewußt.

Am Abend kamen die Nachbarinnen Badegäste, und wir plauderten dann bis spät genug — viel zu spät. Nachdem ich die Damen nach Hause begleitet und zurückkam, war die Bäckerin bereits zu Bett gegangen. Sie war um vier Uhr zum Brodmachen aufgestanden; aber sie hatte mir eine Geschichte versprochen, wie sie sich die Bauern hier in den Winterabenden vorerzählen, und ich trage es den besuchenden Damen noch nach, daß sie mich um dieselbe gebracht.

Ueber Nacht klärte sich das Wetter auf. Die Zeche war sehr wohlfeil; das Wirthshaus ist gut, ich kann's empfehlen, und bitte meine Landsleute, die hinkommen, der kleinen Bäckerin zu sagen, daß ich sie recht lieb habe.

Um halb sechs zogen wir aus — wir, nämlich ich und der Pferdeknecht des Wirthshauses, der für fünf Franken mein Führer bis auf den Pic wurde. Für weitere drei Franken hätte ich auch ein Pferd haben können. — Halb sechs war eigentlich schon etwas spät. Ich hatte auch Auftrag gegeben, mich, wenn's Wetter klar wäre, viel früher

zu wecken. Aber ich habe die Frau Wirthin im Verdacht, daß sie den Gast lieber behalten als weggeschickt hätte, und deßwegen mußte ich mich selbst wecken. Die Wirthin sagte, es sey dem Wetter nicht zu trauen, der Pferdeknecht setzte hinzu: „Wir müssen uns sputen, denn sonst könnte es wieder schlecht werden, ehe wir oben sind." Um so mehr hättet ihr mich früh wecken sollen, dachte ich.

Der Weg ist gebahnt und wird in Kürze fahrbar sein. Er führt über Tourmalet von Bagneres nach Bareges. Vor zwanzig Jahren war das noch eine kaum betretene Bahn, vor zehen noch ein Wagestück; in ein paar Wochen werden Omnibus hier ab- und zugehen. Oft führt er freilich an tiefen Abgründen vorbei, aber überall bietet er schöne Aussichten auf das einsame Thal und die Wasserfälle der Gripp. Mein Führer, der früher Hirte gewesen und jetzt zum Pferdeknecht vorgerückt war, blieb bei jedem Vorübergehenden stehen, und Alt und Jung, Mann und Weib mußten ihm ihren Zoll in ein paar Fragen und Antworten zahlen. Ich glaube, diese Art ist hier zu Land allgemein; ich habe sie oft genug beobachtet.

Nach einer Stunde Steigens verließen wir den Weg, der über Tourmalet nach Bareges führt, und lenkten rechts in das Gebirg ein. Bald waren wir in dem einsamsten Thale, zu beiden Seiten himmelhohe Berge, vor uns die Felsenzacken des Pic. Wir folgten dem Adourflusse, der immer kleiner wurde. Das Thal selbst bildeten grüne Matten, die sich oft bis in die Berge hineinzogen; Bäume wurden immer seltener und verschwanden bald gänzlich. — Auf einer dieser Matten fanden wir eine Heerde Pferde, die hier frei und ohne Aufsicht herumzogen. Die Hirten besuchen sie nur von Zeit zu Zeit, alle zwei, drei Tage, um zu sehen, wie's geht. Ich fragte, ob sie denn nichts

von Wölfen und Bären zu fürchten hätten, und mein Führer sagte mir: im Gegentheil, der Wolf, der sich an eine Heerde Pferde wagt, würde schlecht wegkommen. Dennoch ist diese Art, die Pferde schutzlos zu lassen, ein Beweis, daß es der Wölfe und Bären nicht viele hier geben muß. Mein Führer hatte in seiner zwanzigjährigen Hirtenlaufbahn nur einmal einen Wolf, nie einen Bären gesehen.

Nachdem der Adour so klein geworden war, daß wir ihn ganz bequem überschreiten konnten, setzten wir uns am Fuße des Pic nieder zum Ausruhen und Frühstücken. Brod und Käse und ein Schluck Wein genügte mir; aber ich hatte mir gedacht, der Führer werde selbst für sich sorgen. Nun hatte er aber nichts mitgenommen; ich theilte mit ihm, wodurch das Mahl karg genug wurde. Dennoch sparte der Kluge die Hälfte seines Theils, und ich folgte seinem Beispiele, als ich hörte, daß es nun nichts mehr geben werde, bis wir auf der andern Seite des Pic angekommen.

Noch immer lag die Spitze des Berges vor uns im schönsten blauen Himmel. Auf einmal rollte es wie Donner in den Thälern hinter uns. Wir horchten auf, sahen uns um und bemerkten schwere Wolken hinter uns herkommen. Aber mein Führer behauptete, es sei eine Lawine gewesen und wir würden sie weiter höher sehen. Wirklich kam jetzt der Schnee und wurde nach und nach immer häufiger. Bald ging unser Weg Viertelstundenlang durch denselben. Es ist das sehr ermüdend und unangenehm. Man gleitet bei jedem Schritt aus und hat bald nasse Füsse. Ein zweites Donnerrollen und die immer größere Fortschritte machenden Wolken in unserem Rücken bewiesen uns, daß mein Führer sich geirrt. Er schüttelte jetzt bedenklich den Kopf und sagte: „Wir werden zu spät kommen und schlechtes Wetter haben.“ — Mit sehnsüchtigen Blicken

sah ich nach der Kuppe des Berges vor uns, die sich noch immer im blausten Azur zeigte. Ich wäre gern rascher gegangen, aber es war nicht möglich. Die Wolken kamen immer näher, zuletzt verhüllten sie die Sonne und nur der Pic selbst stand noch klar und rein vor uns. Nie und nirgend hat mich bis jetzt das Gefühl der Einsamkeit, der Oede so lebendig durchdrungen, als hier, auf dieser Schneebahn, neben schroffen, leblosen Felsen, ohne Sonnenschein, ohne Aussicht weder rechts noch links. Auf einmal stand mein Führer stille und sah eine Weile nach der Kuppe des Berges, und ich harrte der da kommenden Dinge wie einem Schlußurtheile. „Dort oben steigen fünf oder sechs Leute hinauf," sagte er und deutete nach ihnen hin. Und das Urtheil gab mir Recht und entschied gegen alle möglichen Skrupel. Mir war wieder ganz wohl zu Muthe. Vorwärts!

So ging's denn weiter, bis wir endlich auf die Scheideck kamen, die auf den Weg vom Pic hinab nach Bareges führt. Unterdeß hatten die Wolken auch die Kuppe des Berges erreicht, und mein Führer blieb an diesem Scheidewege stehen und sagte: „Wir sind zu spät gekommen, werden oben nichts mehr sehen, und ich rathe Ihnen, lieber gleich nach Bareges zu gehen. Dort ist der Weg." — „Schönen Dank für den guten Rath, aber ich habe nicht Lust, die Dreiviertel Weges, die gemacht sind, zu verlieren. Vorwärts!" Bald holten wir eine Schaar Arbeiter mit einem Aufseher ein, die von Bareges kamen, um den Weg im Schnee zu bahnen. Der Aufseher schüttelte den Kopf, als er uns weiter steigen sah, und gab mir denselben guten Rath: „Es wird schlechtes Wetter werden, und dann ist's oben nicht geheuer." Aber wir waren wieder mehrere tausend Schritte näher dem Ziele. Vorwärts! Ueberdieß erzählte er uns, daß die Gesellschaft, die

oben sei, aus vier Herrn und einer Dame bestehe. Das entschied denn alle Zweifel in der Cassationsinstanz. Wir gingen eine Weile zusammen, und ehe wir uns trennten, begann es zu regnen. Der scharfe Wind warf uns die kalten Tropfen in's Gesicht. Das war um so unangenehmer, als die vier Stunden Steigens den Schweiß durch Hemd und Rock getrieben hatten. Der Aufseher hatte mir gesagt, die Kapuze, die er trug, gehöre einem der Arbeiter, der sie ihm geliehen. Ich fragte, ob ein Anderer mir seine gegen Lohn borgen wolle, und ich hätte ein Dutzend haben können.

So von Neuem gegen Sturm und Regen ausgerüstet, ging's trotz Sturm und Regen vorwärts. Wir waren weit über dem berühmten See Oncet, der ein ganz kleiner Teich ist und im blauen Eiskleide in einem weißen Schneebeete tief unten zu unsern Füßen lag. Ein neuer Donnerschlag, neuer Regen und Wind ließen meinen Führer noch einmal versuchen, mich vom Unternehmen abzubringen. Aber oben saß ja eine Dame; ich hätte mich mein Lebenlang geschämt. Vorwärts!

Endlich erreichten wir, nicht die Kuppe, aber vorerst den Bergrücken. Die Welt jenseits des Pic öffnete sich vor uns. Wir machten einen Augenblick Halt. Wolken beherrschten den ganzen Horizont rings um, aber hier und dort durchbrach sie ein Lichtblick, öffnete sich eine Aussicht in die Weite. Ich ahnte, daß gerade dieses Wolkenspiel zur schönsten Abwechslung führen müsse, und fing an zu hoffen, daß das schlechte Wetter die beste Gunst des Geschickes sein könne. Zu unsern Füßen links lag ein weites Thal, tief unten deckten es Wolken, weiter höher regnete es, in diesem Regen schien die Sonne und schuf zu unsern Füßen den schönsten Regenbogen, den ich je sah. Zum

letztenmale versuchte der Führer mich umzulenken; aber ich fühlte mich neu gestärkt und wir kamen an der Spitze an, ohne daß ich müder geworden war.

Die Kuppe des Pic du Midi ist nur wenige Schritte breit; ein kleines rundes Häuschen verengt den Raum noch mehr. Frankreich zu ist der Berg eine Art Vorposten der Pyrenäen. Der Ebene zu ist er fast senkrecht abgedacht, nach den Pyrenäen hin ist er weniger steil, aber doch, immer steil genug, um überallhin eine freie Aussicht zu bieten. Er liegt 8600 und etliche Fuß über der Meeresfläche.

An dem steilen Abgrunde auf der zweiten Stufe, durch die höhere gegen den Wind geschützt, saß die Gesellschaft. Die Dame war zu Pferde bis auf den Berg herauf gekommen. Vor ein paar Jahren wäre dieß vollkommen unmöglich gewesen; noch heute ist es ein keckes Wagestück, das nur mit Hülfe vieler Arme zur Unterstützung des Pferdes möglich ist. Die Herrn hatten eben ihr Frühstück verzehrt und schmauchten ihre Cigarren. Die Reste zeigten, wie gesund das Mahl und der Hunger gewesen. Die Führer der Gesellschaft spöttelten ein wenig, als sie hörten, daß ich zu Fuß reise; aber sie lachten laut auf, als sie unser Frühstück sahen. Die Herrn der Gesellschaft boten uns sogar ihre Reste an, aber ich schlug sie dummgroßmüthig für mich aus und sagte, wenn sie meinem Führer etwas geben wollten, würden sie mich verpflichten. Weiß der Himmel, ob sie das beleidigte, aber der arme Teufel erhielt nichts und mußte so mit seinem Stück Brod und Käse und einem Schluck Wein zufrieden seyn. Nach einer Weile riethen die Führer der Gesellschaft, schlechtes Wetter verkündend, zum Aufbruche und meiner schien bereit, zu folgen; aber ich legte Protest ein, und so blieben wir.

Erst jetzt konnte ich mir das große Schauspiel in Ruhe ansehen; und ich glaube in allem Ernste, daß ich durch das schlechte Wetter auf's Höchste bevorzugt war. Die Aussicht bei ganz reiner Luft muß freilich auch unendlich großartig hier sein, aber heute sah ich alle Wechselspiele, die man sonst nur bei vielfacher Besteigung der Berge nach einander beobachtet. Eine Seite der Aussicht, zu unserer Linken nach Béarn und dem Ocean zu, war ganz offen und zeigte uns die unendliche Fläche bis zum fernen Horizont mit allen Abwechslungen von Berg und Thal, von Feld und Wald, von Dorf und Stadt. Rechts und vor uns lagen dicke Nebelwolken bis zu unsern Füßen und deckten oft die ganze Aussicht; von Zeit zu Zeit aber traten diese Wolken, diese Nebel zurück, und mit jedem Schwanken öffnete sich ein neuer Durchbruch, hier in eine Schlucht, dort auf Felsengruppen, weiter auf ein Thal voll Dörfern, oder auf eine Stadt und ihre Umgebung. Die Scene war in beständigem Wechsel, jeder Augenblick änderte die Aussicht. Oft zog sich der Wolkenschleier wieder ganz dicht zusammen und verdeckte Alles, was wir so eben noch gesehen; einmal trat er vollkommen zurück und zeigte dann tief unten und weithin im Thale eine weiße Wolkenmasse, die wie ein Schneemeer mit kolossalen Wellen hin und her spielend viele Meilen Landes deckte.

Hinter uns lag die ganze Kette der Pyrenäen, im Vordergrund enge Thäler, der See Oncet, tiefe Berge mit dunkeln Tannengruppen, und weiter zurück im Kreise die schneegezierten Kuppen aller namhaften Berge der Pyrenäen, die Maladetta, der Mont perdu, die Thürme des Marborè, die Breche Rolands, der Vignemale und endlich der Pic du Midi d'Ossau. Und über diesen dunkeln Schiefer- und

Granitfelsen mit ihren weißen Kämmen und Halskrausen hingen schwere Wetterwolken, dunkel und weiß geborbet, wie ihre Nebenbuhler unter ihnen. Von Zeit zu Zeit rollte ein Donner durch jene, von Zeit zu Zeit schoß ein Blitzbote zu diesen hinab. Oft aber öffneten sich die Wolken und warfen hier dunkle Regenschauer, dort helle Sonnenlichter in die Bergmassen hinein.

Ich werde diese Bilder nie vergessen. Sie mahnten mich an den Rigi; doch ist es verkehrt, sich zum Vergleiche an die Wunder, die man anderswo gesehen, mahnen zu lassen. Ruft das schöne Bild das Andenken an ein anderes schönes Bild in's Gedächtniß zurück, so ist das ein Reiz und eine Wohlthat mehr, aber man sage nicht: das ist schöner. Der Baum in der Ebene ist so schön als die Aussicht von dem höchsten Berge.

Es war wunderbar schön, wunderbar erhaben hier. Allen meinen Freunden einen solchen Genuß, allen guten Menschen von Zeit zu Zeit eine solche Feier- und Betstunde!

„Es ist sehr kalt," sagte mein Führer, und wirklich muß er auch herzlich gefroren haben. Er hatte nichts als seine Weste an, und troß meinem Paletot und der Kapuze des Arbeiters fühlte ich die Schärfe des Windes. — Ich habe die feste Ueberzeugung, daß ein solcher Führer überall ein Störefreud ist. Ich wäre gewiß noch Stunden hier oben geblieben, und die Dame mit ihren Geleitern schien ebenfalls gar keine Lust zu haben, schon hinabzusteigen; aber ein Guide hat sein Geld verdient, wenn er euch an's Ziel gebracht hat, und wünscht dann natürlich, wieder so rasch als möglich nach Hause zu kommen. Sie mögen oft sehr ehrliche und kluge Leute sein, aber in der Regel sind sie doch von der Race, die das schöne Gebot: bleib'

zu Haus und nähr' dich redlich, mit Füßen tritt. Sehr viele sind müßiges Gesindel und verthun das rasch verdiente Geld eben so rasch wieder. Ich glaube nicht, daß ihr neidischer Hohn, mit dem sie den Fußreisenden oft begrüßten, mit an diesem Urtheile Schuld ist.

Das Herabsteigen zu Fuß geht rascher als zu Pferd. Nachdem wir an den Arbeitern, die den Weg im Schnee bahnten, vorbei waren und ich meinen Mantel wieder abgegeben hatte, holten wir bald die berittene Gesellschaft ein. Nach einer halben Stunde gelangten wir zur **Hourquette des cinq ours**; aber es waren keine Bären da. Mein gedruckter Führer erzählte mir später, daß hier vor mehreren Jahren ein französischer Reisender, die Schönheit der Natur bewundernd, vom Tode ereilt wurde. So sterben, muß ein schöner Lohn eines rüstigen Lebens sein. Mein lebendiger Führer aber wußte von all dem nichts und freute sich nur, am Ziele seiner Wanderschaft angekommen zu sein. Er sagte mir hier Lebewohl, mit der Aeußerung, daß ich nun nicht mehr irren könne, und verließ mich, nicht ohne vorher versucht zu haben, einen größeren Lohn als den verabredeten zu erhalten.

Der Weg führte noch ein paarmal durch Schneelager. Ich hatte am Ende, nachdem ich schon eine gute Weile keinem solchen mehr begegnet war, nicht Lust, noch einmal durch den Schnee zu waten, und entschloß mich auf gut Glück, über Heide und Kraut und durch eine Schafherrde, die hier weidete, durchzugehen und den Weg unterhalb des Schneesees wieder aufzunehmen. Aber ich gerieth nur aus dem Regen in die Traufe. Die Schafe scheuten vor dem Fremden und liefen hin und her. Als das der Hund merkte, erhob er seine brüllende Stimme und kam auf mich zu. So ein „Berghund" (**chien de la montagne**), wie

sie hier heißen, ist ein Ehrfurcht gebietender Geselle. Er gleicht dem Neufundländer Hunde, nur hat er eine Stimme wie zwei, und ihrer zwei bilden ein schönes Echo. Kaum hatte ich mich in Bereitschaft gesetzt, mich meiner Haut gegen den ersten zu wehren, als ein zweiter hinter mir seine Donnerstimme erhob. Das wird lustig werden, dachte ich. Und ringsum kein Mensch. Mit dem einen hätte ich's gerne gewagt, ich hatte eine Schuld an das Hundegeschlecht abzutragen, seit einer mich in Superbagueres in die Hecke geworfen. Aber zwei, das war des Guten zu viel. Zu meinem Troste fiel mir jetzt ein, daß diese Hunde den Stein fürchten. Ich hob einen auf und warf ihn nach dem ersten; er lief dem Steine nach; darauf warf ich einen nach dem zweiten, und dieser setzte ihm eben so nach. Das Spiel dauerte eine gute Weile, während ich für den Fall der Noth Stock und Messer bereit hielt und mich allmählig nach dem Wege zurückzog. Als ich ihn erreicht, schienen sich auch die beiden Wächter zu beruhigen, blieben zurück und heulten mir nur aus der Ferne nach.

Diese Hunde sind eines von den Wundern, denen wir überall begegnen und die wir so selten beachten. Der Schäferhund der Ebene muß verhüten, daß die Heerde sich zerstreue. Er rennt hin und her, umkreist die Schafe und hält sie enge zusammen. Hier oben in den Bergen ist das nicht nöthig. Die Kräuter sind sparsam gesäet, die Heerde muß einen großen Raum haben; aber sie ist von Wolf und Bär bedroht, und gegen die muß der Hund sie schützen. Deßwegen liegt er ruhig und müssig da, und läßt die Heerde machen. Aber naht die Gefahr, so brüllt er mit seiner Donnerstimme alle Schäfer auf Stunden weit aus ihrem Schlafe; so scheucht er den kecksten Wolf, den hungrigsten Bär weg, und hilft die Drohung nichts, so wagt er getrost

seinen Pelz und greift Wolf und Bär Mann gegen Mann an. So ein Hund und nur so einer konnte hier von Nutzen sein, und nur hier ist er etwas werth. Der Berghund der Pyrenäen ist im Thale vollkommen nutzlos, eine Schlafmütze ohne Leben und Kraft, und nur oben bei der Heerde ein unbestechlicher, unermüdlicher und sein Leben getrost einsetzender Wächter und Schützer der ihm anvertrauten Schaar.

Bald kam ich an die ersten Schäferhütten, wo ein Hirte unser — das heißt der Gesellschaft, die ich auf dem Pic getroffen — harrte und mir seine frische Milch anbot. Von Herzen nahm ich sein Anerbieten an und frühstückte nun, daß es eine Lust war. Während des Frühstücks langten auch die Reiter an, aber ich war wieder eher fertig als sie und hatte nicht Lust, als Fußgänger mit ihnen, die zu Pferde waren, mich einzulassen. Ich glaube, wenn ich einst betteln müßte, ich würde der stolzeste Mensch der Welt werden, denn bis jetzt spürte ich Demuth nur nach unten, Stolz nur mitunter nach oben hin. Ob das recht ist, weiß ich nicht und will es nicht behaupten; aber es ist einmal so und ich kann nichts dafür. — Als ich eben aufbrechen wollte, rief einer der Gesellschaft: Seht da, ein Adler! Und wirklich schwebte einer, seine weiten Flügel regungslos ausbreitend, über uns weg. Er rührte keine Feder, und doch segelte er stolz durch die Lüfte. Es kam ein zweiter, denn sie sind fast nie allein. Der König und seine Königin segeln stets zusammen. O ihr armen gefangenen Helden in Paris, ich hatte immer Mitleiden mit euch, aber von heute an erst fühle ich ganz, wie gräßlich euer Loos ist! Ich war euerer Burg nahe und weiß, wie schön es sich in derselben haust.

Der Weg lief von jetzt an in der halben Höhe des Berges rechts neben einem Thale, in dem ein Fluß einher-

jubelte, und gegenüber wilden, kecken, öden und oft doch, dem Thale zu, durch Bäume und Wiesen sehr lieblichen Bergen und Schluchten. Der Tag wurde immer schöner und zehnmal sah ich mit Sehnsucht zurück nach dem Pic. — Ich glaube, ich hatte den rechten Weg verfehlt, denn ich kam an zwei Flüßchen ohne Brücken, und hatte bei einem die größte Noth, eine Stelle zu finden, wo ich ihn von Block zu Block durchwaten konnte, ohne bis an die Knie in's Wasser zu müssen. Zuletzt ging's gar wieder bergauf, dann wieder auf einmal ziemlich steil bergab und über eine Brücke in die Straße von Bareges.

Bareges.

Bareges ist erst in der neuesten Zeit als Badeort bekannt und berühmt worden. Stets dieselbe Geschichte. Ein Arzt Ludwigs **XIV.** beredete Madame Maintenon hieher zu gehen, und von daher schreibt sich denn die Berühmtheit des Badeorts. Der Ort liegt 1269 Metres über der Meeresfläche und besteht aus einer einzigen Straße von siebzig Häusern und etlichen Holzbuden. Diese Holzbuden werden im Herbste abgebrochen und lassen eine Lücke für die Lawinen, die gewöhnlich hier ihren Weg vom Berge herab einschlagen. Im Winter verlassen alle Bewohner den Ort und nur ein paar Hüter bleiben zurück.

Es gibt hier ein Hospital für Soldaten. Sie haben das Vorrecht, die ersten Bäder zu bekommen, während das Wasser die kalten steinernen Wannen noch nicht erwärmt hat. Reichen diese ersten Bäder nicht aus, so erhalten sie

in einer gemeinsamen Badestube das Wasser, das schon zu Privatbädern gedient hat. Das verhindert aber nicht, daß unter den Soldaten die meisten Heilungen vorkommen.

In dieser Höhe ist das Klima sehr rauh und in guten Jahren nur ein paar Wochen schön Wetter. Die Kranken müssen also sehr vorsichtig seyn. Ob die Kuren so unbezweifelt fest stehen, wie die Krankheiten, weiß ich nicht; aber so viel weiß ich, daß ich sehr krank sein müßte, um mich zu entschließen, hier in Bareges meine Zelte aufzuschlagen. Eine einzige Straße, von himmelhohen Bergen rechts und links umschlossen, und in dieser Straße nichts als Sieche, Lahme und Krüppel. Schon ehe ich das Oertchen erreichte, begegnete ich zwei Spaziergängern, die beide, eine Dame und ein Herr, sich auf Stöcke stützten. In der Straße von Bareges saßen die kranken Soldaten auf allen Steinen, schleppten sich herum oder ließen sich auf und ab tragen: ein großes Lazareth.

Im Wirthshause, in dem ich abstieg, forderte man mir vier Franken täglich für ein ganz gewöhnliches Zimmer. Ich protestirte und versicherte, ich sei nicht krank und werde nur einen oder ein paar Tage hier bleiben. Das genügte, um mir das Zimmer für dreißig Sous zu verschaffen. Es ist das ein merkwürdiges Schauspiel der hiesigen Denkart und Handlungsweise. Im Falle der Noth hätte ich weiter gehen können, und deßhalb zahlte ich weniger, freilich mit der Bedingung, daß, wenn Jemand käme, der das Zimmer für fünf Franken auf längere Zeit wolle, ich es augenblicklich abtreten müsse.

Vor dem Essen ging ich ein paarmal durch die Straße auf und ab. Ich begegnete auch hier vielen Leuten mit ihrem Roman unter dem Arme. Vielleicht aber gibts noch ein größeres Zeichen der Langweile; ich sah um vier

Uhr, bei hellem Tageslicht, in einem Zimmer zu ebener Erde zwei Herrn mittleren Alters Piquet mit einander spielen. Nur verrückten Königen, wie Karl **VI.**, sollte das erlaubt seyn.

Um fünf Uhr wurde in unserm Wirthshause, das ich nicht nennen mag, weil ich's nicht empfehlen will, gespeist. Ich kam, als bereits die ganze Gesellschaft zu Tische saß. Es waren lauter jüngere Leute, eine **tâble de garçons**; das Gespräch war ihrem Alter angemessen, spielend, witzelnd, moquirend, nichtssagend. Es war viel die Rede von den Damen, und die Herrn sahen dabei aus, sprachen und nahmen die Neckereien ihrer Nachbaren in einer Art auf, daß ich glaubte, unter die gefährlichste Race von Löwen gerathen zu sein. Es war auch von einem Balle die Rede, der nächstens stattfinden sollte, und einer der Anwesenden war Commissär.

So kam das Ende des Essens heran, und als man aufstand, gingen zwei Herrn ohne Hülfe von Krücke und Stock davon, die andern waren sämmtlich lahm, schleppten sich und hinkten weg. Das waren die Löwen von Bareges. Ich muß gestehen, dieser lahme Aufbruch nach der rüstigen Sitzung flößte mir das tiefste Mitleid ein und brachte den Entschluß zur Reise, hier nur so lange zu bleiben, als zum Verschnaufen nöthig. — Das Essen war überdies erbärmlich schlecht. Es kam eine Schüssel Isard *) auf den Tisch, die die ganze Stube im wahren Sinne des Wortes verpestete. Die Mahlzeit der Gäste lobte indessen die Zartheit des Fleisches. Ich wollte es versuchen, aber es war mir unmöglich, mit dem Gestanke unter der Nase vorbei zum Munde zu kommen.

*) Der Isard ist die Gemse der Pyrenäen.

Nach einem Abendspaziergange ging ich auf den Cercle. Dieser war leidlich genug; es gab viele Zeitungen, es wurde Domino, Dame und Karten gespielt, gesprochen fast gar nicht. Der Cercle ist für Herrn, man abonnirt sich auf denselben; für die Damen hält die Frau des Badearztes, Herrn Pagès, eine Art offenen Salon. Aber das verhindert nicht, daß, wie unsere Tischgesellschaft einstimmig bezeugte, alle Welt sich auf's Gräßlichste langweilte. — Ich ging bei Zeiten zu Bett, stand bei Zeiten auf, machte ein Kreuz über Bareges, hing meine Jagdtasche über die Schultern und zog nach Luz.

Luz und St. Sauveur.

Die Landstraße von Bareges nach Luz geht ziemlich steil bergab. Obgleich nur 6000 und etliche Metres von einander, liegt Bareges doch 530 Metres höher als Luz. Mit jedem Schritte wird die Gegend freundlicher, bis sich zuletzt das Thal öffnet und das kleine Städtchen, mit frischen Wiesen umgeben, von zwei alten Ruinen geschützt, von grünen, baum- und grasreichen Bergen eingeschlossen, vor uns liegt. — Wir sind hier in einem Luz—ern der Pyrenäen. Es ist auffallend genug, daß sich diese Namen wiederholen. Ich stieß in den Pyrenäen noch auf mehrere Schweizerstädte, Aarau, Bern, Biel und dergleichen.

Wenn ich ein Gelehrter wäre, würde ich der Ursache dieses Zusammentreffens auf die Spur zu kommen suchen. Wir Ungelehrten begnügen uns aber mit den Erinnerungen, die uns von hier aus in die Schweizerwelt und aus dieser wieder in das Pyrenäenleben hinein versetzen.

Und die Bewohner von Luzern würden sich ihrer Namensfreunde in Luz nicht zu schämen haben. Auch die Pyrenäen zeugten einst freie Leute und Gesetze der Freiheit. Luz und die Bewohner des ganzen Thales von Bareges, das sich von Gavarnie bis Pierrefitte erstreckt, hatten ihre freie Verfassung, während anderswo Alles in Knechtschaft lebte. Sie standen unter der Oberherrschaft der Grafen von Bigorre, aber schon 1077 mußte Bernhard **II.** ihre Gebräuche und Gewohnheiten sammeln lassen und bestätigen. Die Grafen schwuren, sie zu halten, und erst dann schwuren auch die Bewohner des Thales ihnen Treue. Verletzte der Graf die Verfassung, so entschieden die Gerichte über die Verletzung; weigerte er sich dem Urtheil zu gehorchen, so konnte der Verletzte ihm die Treue kündigen und sich einen andern Herrn suchen. Die Bareger konnten nur bei einem Einfalle in ihr Land zu Kriegsdienst angehalten werden. Sie gaben den Grafen drei Arbeittage und ein Schaf zum Pfingstfeste. — 1171 gab Centule **III.** dieselbe Verfassung der ganzen Grafschaft von Bigorre, in die sich dann das Thal von Bareges halbwegs auflöste, aber vor wie nach durch seine eigenen Consuln und seine selbstgewählten Richter regiert, so wie durch seine Abgeordneten auf den Landtagen der Grafen von Bigorre vertreten war. Unter Heinrich **IV.** kam das ganze Land an Frankreich.

Wir haben gesehen, daß die Frauen in den Pyrenäen wie die Männer, ja rüstiger als die Männer, arbeiten. Die alten Gesetze des Landes machten in Bezug auf das Erbrecht des Erstgeborenen keinen Unterschied zwischen Mann und Weib. War ein Mädchen die Aelteste der Familie, so erhielt sie das Erbgut und heirathete in der Regel den nachgeborenen Sohn einer andern Familie, der

dann aber auch ihren Namen annahm. Die thatsächliche Gleichstellung von Mann und Weib muß hier also schon sehr alt sein; nun wer weiß, ob dieselbe nicht bis zu den Sagen von den Amazonen, die einst in den Pyrenäen gehaust haben sollen, hinaufreicht? Jedenfalls aber waren die alten Gesetze gerechter als die neuen, und wenn die Männer die Frauen wie Männer arbeiten lassen, so dürfen jene auch das Recht in Anspruch nehmen, wie Männer behandelt zu werden und mit ihnen in Rath und Staat gleich zu stehen.

Im Wirthshause zu Luz fand ich ein gutes Frühstück und, was wehr werth war, eine freundliche Gesellschaft. Ein älterer Mann und zwei jüngere setzten sich zu Tisch. Ein paar gewechselte Fragen und Antworten brachten uns bald näher. Auf einmal redete der eine meiner Nachbarn den andern deutsch an. Ich glaube, er that es, weil er mir den Deutschen ansah. Der Frager aber war ein Holländer, der Gefragte ein Russe, deutscher Herkunft, der Alte ein Franzose. Die deutsche Sprache wurde nun das Band, das uns — auch den Franzosen, trotz seiner deutschen Taubstummheit — sehr bald Alle vereinigte. Die drei reisten bereits mehrere Tage zusammen, und ehe das Frühstück zu Ende, waren wir ganz gute Freunde, und beschlossen dann, den Tag zusammen in Luz zuzubringen und morgen ebenfalls zusammen nach Gavarnie zu reiten. Den Tag aber schlugen wir als Rasttag auf die bestmöglichste Weise todt, und zwar auf die folgende.

Nach dem Frühstück machten wir einen Ausflug nach dem eine halbe Stunde von Luz gelegenen St. Sauveur. Die klarste Sonne belebte die Berge, und der schönste Wechsel zwischen Wiesen und Fruchtfeldern und Baumgruppen machte die Berge van St. Sauveur zum freundlichsten

Hintergrunde des lieblichen Thales von Luz. St. Sauveur ist ein kleines Dörfchen, eine einzige Straße von etwa vierzig Häusern, die um die Badeanstalt und eine geschmacklose Kirche in der Mitte des Berges liegen. Ein Bischof wurde dort von einer Nervenkrankheit hergestellt: die Herzogin von Angouleme wählte es zu ihrem Lieblingsbade, und ihr folgten so viele Engländer, daß es in dieser Straße, die kaum eine Theilung zuläßt, dennoch ein **Quatier des Anglais** giebt. Der Bischof, die Prinzessin, die Engländer zogen von da an alle Jahre eine große Zahl nervenschwacher Weiber nach St. Sauveur.

Wir sahen uns die Badeanstalt an, zogen durch das Dörfchen und hinter ihm den Berg hinauf, bis wir an eine Stelle kamen, wo sich die Aussicht auf das Thal von Luz und Pierrefitte öffnet. Hier ruhten wir aus, stundenlang, in nichtssagenden Gesprächen. Der Russe war ein gebildeter, gewandter Mann, der gesehen und gehört hatte; der Holländer hörte ruhig zu, der Franzose hielt ein Mittagschläfchen. Und die Zeit lief so rasch sie konnte. Ich hatte lange genug allein gelebt, um mich des Genusses zu freuen, einmal wieder nach Herzenslust die Gedanken aus- und eintauschen zu können. — Auf dem Rückwege besuchten wir den Park von St. Sauveur. Alles war hier stille und leer, nur zwei, drei Leuten begegneten wir. Es scheint, die Herzogin von Angouleme, die eine Denksäule im Park aufführen ließ, hat dem Bade seit der Julirevolution mit ihrem Protectorate nicht grade genützt. Die Inschriften der Säule sind ausgerissen, aber die mittelbürgerliche Aristokratie hat sich, trotz dieses ihr wohlgefälligen Vandalismus, von dem Bade der legitimistischen Aristokratie zurückgezogen.

Wieder in Luz angekommen, besuchten wir die merkwürdige Kirche. Sie wurde von den Tempelrittern gebaut,

besteht aus zwei Kirchen, von denen die eine wahrscheinlich früher zum Versammlungssaale der Templer diente, und ist von einer festen Mauer mit Schießscharten für Gewehre und Kanonen umgeben. Der Thurm ist ebenfalls ein Festungsthurm. In diese Kirche, in diese feste Burg zogen sich die Bewohner von Luz zurück, so oft sie angegriffen wurden. Die Kirche scheint alt genug zu sein, um bis in die Zeiten der Mauren hinauf zu reichen; doch will ich das nicht verbürgen. — In der zweiten Kirche fanden wir den Priester einsam und allein vor dem Altar auf und ab gehend und sein Brevier betend. Wenn mich die geistlichen Herrn und die Nonnen, die ihre Frömmigkeit auf die Landstraßen scheinen ließen, störten und mir zum Aergerniß wurden, so verließ ich die einsame Kirche hier so bald als möglich, um den stillen Beter nicht zu stören und zu ärgern.

Auf dem Kirchhofe um die Kirche, dem Wall der Festung, lagen Schritt an Schritt einfache große Schieferplatten, auf denen ein Name und eine Jahrzahl, oft nur ein paar Buchstaben eingegraben waren; aber an der Mauer standen zwei große stolze Gräber, Urnen, Säulen, „die besten Gatten, Väter, Kinder, Freunde und Bürger.“ Der Herr habe sie selig; aber die Windbeutelei nach dem Tode ist doch die allerdummste, die es gibt. — Jene einfachen Schiefersteine auf den Gräbern lassen auf ein sehr einfaches und einfältiges Volk schließen. Nur fürchte ich fast, daß, seit Luz zum Vermittlungspunkte zwischen Bareges und St. Sauveur wurde, die Einfalt gar oft zwischen all den Postchaisen in's Gedränge gekommen sein wird. Ich habe allerlei böse Erfahrungen in ganz kurzer Zeit gemacht.

Nach unserm Abend-Mittagessen machten wir noch einen Ausflug auf die Ruine der Burg St. Marie. Sie

liegt auf einem Hügel im Thale zwischen drei das Thal einschließenden Bergen, und besteht aus einem runden und einem viereckigen Thurme nebst der sie verbindenden Ummaurung; genug, den Umfang und die Bedeutung der alten Burg anzudeuten. Hier hausten einst die Grafen von Bigorre und Bareges und deren Vertreter. Im vierzehnten Jahrhundert kam das Land und die Burg durch den Vertrag von Bretigny an die Engländer. Ein **baron des Angles** hauste in ihr bis zum Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts; aber er begünstigte die aragonischen Bauern zum Nachtheile derer im Thale von Bareges. Mit den Herrn waren die Engländer leichter fertig geworden; als sie aber das Volk verletzten, war ihre Herrschaft bald zu Ende. 1404 schlossen sich die Bewohner von Luz dem Adel von Bigorre an, stürmten das Schloß unter der Anführung eines der Ihrigen, Auger Coffite, und nahmen es nach hartem Kampfe weg.

Als wir den Weg nach der Ruine einschlugen, kam die ganze Jugend des Dorfviertels zugeströmt, wollte einen Sou haben und erbot sich, uns auf den Berg zu führen. Ein schmuckes Mädchen von zehn Jahren eroberte den Vorrang. — Da die neugemähten Wiesen bewässert wurden, so that uns die kleine Führerin ganz gute Dienste. Auch legte sie ein Brett über einen Bach, den wir sonst hätten überspringen müssen. So kamen wir endlich oben an; aber die Ruine war verschlossen. Das Mädchen fragte, ob sie den Eigenthümer rufen sollte? „Kostet so und so viel," hieß das auf deutsch. Es war schon spät, die Sonne untergegangen, und so begnügten wir uns zu sehen, was offen war, die Aussicht, die in der halb nächtlichen Beleuchtung ausnehmend reizend war. Das Thal, die Berge, Luz mit seiner Kirchenburg, eine zweite Ruine, der vor welcher wir

standen gegenüber, zwei Flüsse, die sich hier verbinden, die lebendigsten Wiesen, die schönsten Baumgruppen und Alleen: es war vollkommen ein Schweizerbild und zwar der schönsten Art.

Aber die kleine Führerin hatte schon den Instinkt der Guides. „Meine Herrn, jetzt müssen wir hinabgehen, sonst ist das Brett nicht mehr da!“ Ich mußte hell auflachen; diese Ungeduld ihre paar Sous zu erhalten, entsprach vollkommen der Ansicht, die ich von den Guides aus Erfahrung erlangt hatte. „Daß Dich der Kuckuck, kleine Hexe!“ sagte ich so freundlich als möglich. — „Wenn Sie nicht mitkommen, so gehe ich allein.“ — „Lauf, wenn's Dir Spaß macht.“ Und wirklich ging sie, und ihr nach der ganze Zug der Straßenjugend, die uns gefolgt war. — Wir blieben noch eine Weile, dann gingen wir auch hinab. An der Brettbrücke angekommen, fanden wir dort die ganze Dorfjugend, aber auch eine Frau, die das Brett hielt und den Zoll einzog. Ich glaube, die Kleine hatte diese Entwicklung vorher gesehen und wollte ihr durch ein rasches Manöver vorbeugen. Als wir über der Brücke waren, stand eine zweite Frau da und sagte gebieterisch: „Zahlen Sie die Wiese, sie gehört mein!“ Ich wußte erst gar nicht, was sie wollte, und begriff nur nach und nach, daß sie uns ein Weggeld für die zehn Schritte über ihre Wiese abverlangte. — Ja, die Schieferplatten auf den Gräbern gehören einer andern Zeit an.

Gavarnie.

Oleron, 9. August.

Wir hatten einen Ausflug von Luz nach Gavarnie beschlossen. Ich bestellte mir ein ganz zahmes Thierchen und rechnete überdieß auf das Phlegma unseres Holländers und auf das deutsche Kaltblut, das in den Adern unseres Russen floß. Der Franzose war der gefährlichste, er war Colonel gewesen, aber er hatte sechzig Jahre auf dem Rücken.

St. Sauveur gegenüber geht der Weg gleich Anfangs ziemlich steil bergauf, dann wieder eine Weile bergab zu einer berühmten Brücke, dem Pont de Sia, die hoch über dem Flusse schwebend, zwei Felsen erst durch einen Bogen und dann fünf Fuß über dem Bogen durch die Brücke verbindet. Ich habe nicht begriffen, wozu der Bogen dient, da er die Brücke nicht trägt; aber gewiß ist, daß er die Schönheit der wilden Gegend — zu beiden Seiten steilaufsteigende Berge, und tief unter uns, zwischen schroffen Felsen, ein wilder, kecker, üppig sprudelnder Bergstrom — bedeutend erhöht durch den Gegensatz der Alles besiegenden Menschenkeckheit gegenüber der grausenerregenden Keckheit der Natur.

Zwischen dieser und einer zweiten Brücke fanden wir eine Bergamazone, deren Maulesel nicht von der Stelle wollte. Ein paar Peitschenhiebe empörten ihn, er sträubte sich, stieg in die Höhe und stürzte mit seiner schönen Last zu Boden. Das sah sehr gefährlich aus, denn neben dem Wege war ein viele hundert Fuß tiefer Abgrund. Vor Jahren war ein Mädchen, das mit ihren Eltern und Freunden eine Lustfahrt nach Gavarnie machte, ungefähr an derselben Stelle in den Abgrund hinabgestürzt und den Raubvögeln dieser Berge zur Beute geworden. Aber unsere

Amazone kam glücklicher weg, und ich glaube, nur wir haben Angst bei der Sache gehabt. Dafür aber erhielt das Maulthier von unserem Guide eine solche gesunde Tracht Prügel, daß es rasch wieder auf den Beinen war, sich nach hinten und vorne mit ihnen zu wehren suchte, zuletzt aber geduldig seine Reiterin wieder aufnahm und von da an auch ziemlich geduldig mit uns weiter zog. Der Russe ritt einen alten steifen Engländer, der trotz seiner Jahre stets vorauf war, und in den der Maulesel sich verliebte, so daß sie nach und nach unzertrennliche Freunde wurden. Ob nicht vielleicht die schwarzen Augen der Amazone und das blonde Haar des Russen daran die Schuld waren, weiß ich nicht; aber die beiden Rozinanten hielten von nun an Schritt mit einander.

So kamen wir in Gers an. Eine berühmte Grotte läßt die Reisenden hier absteigen und eine Weile ausruhen. Ich habe manche Tropfsteingrotte gesehen und werde um keine wieder zehn Schritte machen. Ich wäre auch hier vorüber geritten, hätten die Mitreisenden nicht angehalten; aber es war doch gut, daß wir uns die Grotte hier ansahen. Es handelte sich nicht von einem unterirdischen Keller oder dergleichen, sondern von einem Bergflusse, der hier ganz unerwartet aus einem steilen, dunkeln, engen, haushohen Felsenbette hervorbricht. Ueber dem Bette ist ein Laubhimmel von Bäumen aller Art. Die Sonne spielt in diesem Laube, die Strahlen brechen durch und fallen in einzelnen Tönen auf die nassen Felsen und den lebendigen Fluß unten. Es liegt ein geheimnißvoller Schauer in dieser Art Kirche, in die man auf einer Galerie hineintritt, und in der der Boden lebendiges Wasser ist, die Mauern und Säulen Urfelsen, die Kuppel eine Baumwölbung mit himmelblauem Hintergrunde. Wäre ich ein Maler oder

ein Baumeister, ich würde hier ein Muster für ein Meisterwerk der Bau- und Malerkunst suchen. — Die Grotte gehört Jemanden; man muß Etwas bezahlen, um sie zu sehen.

Von hier aus führt der Hauptweg nach Gavarnie und ein Nebenweg nach einer berühmten Wallfahrtskapelle. Während wir den Hauptweg einschlugen, erzählte uns die kleine schwarzäugige Amazone, die immer freundlicher gegen den blonden blauäugigen Russen geworden war, die Wunder dieser Kapelle. Sie heißt, wenn ich nicht irre, **Notre Dame de Héas** und thut Wunder. Die kleine Reiterin erzählte:

„Die Gegend rings um das Kirchlein ist sehr wild, fast so wild wie das Chaos, das Sie bald sehen werden. In dieser wilden Gegend liegt nahe an einem See ein ungeheurer Felsblock, der vom Berge herabgerollt ist. Er heißt der **Cailleau de l'Araille.** Auf diesem Stein fanden Hirten eines Morgens das Wunderbild, sahen es von einem Verklärungsglanze umgeben und beteten zu ihm, und was sie baten, wurde ihnen gewährt. Als das die Leute der Umgegend hörten, wollten sie der Mutter Gottes eine Kapelle bauen; aber sie waren so arm, daß sie den Maurern bald nichts mehr geben konnten. Da kamen alle Tage drei weiße Ziegen dreimal zu diesen und nährten sie von ihrer Milch, bis die Kapelle ganz fertig war. — Sie müssen am 15. August hieher kommen; dann sehen Sie die ganze Bevölkerung der Umgegend von weit und breit hieher strömen, und es vergeht fast kein Jahr, wo hier nicht Wunder und Zeichen geschehn."

Der Glaube thut Wunder, und nur der Glaube. Wenn ich den Wunderglauben vertheidigen wollte, so würde ich sagen: eben daß keine mehr geschehen, ist ein Beweis,

daß die früheren kein Betrug waren, denn betrügen könnte man das Volk so gut, und bei den Fortschritten der Wissenschaft viel besser als sonst. Aber ich glaube an den Wunderglauben, der einst Wunder that, und noch heute thut, wo er besteht.

Doch, siehe dort den schönen Wasserfall! Die Gegend war immer wilder geworden. Der Weg ging immer mehr bergan, an viele hundert Fuß tiefen Abgründen vorbei. Unten rauschte der Fluß über Felsen in hellen Schaumrossen neben milchblauen Spiegeln des Himmels weg; rechts und links stiegen Berge mehrere tausend Fuß hoch in die Wolken hinauf; uns gegenüber stürzte ein breiter Bergstrom den ganzen hohen Berg hinab. Fast oben auf der Kuppe des Berges stand ein kleines Haus, eine Mühle mit einer Art Thorwölbung für den Strom, der unter ihr wegfloß. Dieses Thor schien für den Fluß gemacht zu sein, schien ihm den Weg vom Berg in's Thal zu öffnen; und da sprudelte und sprang er in langen Absätzen den Berg hinab, bis er, uns gegenüber, auf einen Ruhepunkt stieß, wo er sich sammelte, sich in die Breite ausdehnte und dann in zehn und mehr Armen zwischen Felsblöcken durchschoß, sich wieder sammelte und endlich vollends hinabstürtzte.

Ehe wir noch diese Eindrücke besiegt hatten, führte uns der Weg in das „Chaos" hinein. Die Reste eines Bergsturzes bilden dieses Chaos. Ringsum haus- und thurmhohe Felsen. Alle größere Vegetation hört auf, kein Baum und keine Staude mehr weit und breit; nur Steine nur Blöcke, die, hoch wie Berge, uns bei jedem Schritt den Weg sperren. Oft haben sie sich in den Boden hineingewühlt, oft liegen sie auf einer Ecke und bilden mit dem nächsten Blocke Dächer, Wölbungen, Durchgänge, die über uns zusammenzubrechen drohen, aber wohl schon

Jahrtausende drohen, und noch Jahrtausende drohen werden. Eine halbe Stunde windet sich der Weg durch diese Trümmerwelt, an einem gewaltigen Berge vorbei, der gleichfalls nur Ruinen zeigt. Die Phantasie sieht Bilder an Bildern in diesen todten Steinen; wie in den Wolken die Schafheerde weidet und die Löwen kämpfen, so schaffen diese Steinblöcke, die ein Spiel des Zufalls wie Wolken durcheinanderwarf, die keckften Scenen, die die Einbildungskraft nur zu beleben braucht.

Und hinter diesem „Chaos" — der Name ist gut gewählt, es ist ein Chaos, in das der schaffende Geist des Menschen sein: „Es werde," hineintragen kann, wenn ihm die Zauberkraft der Liebe zur Natur im Herzen thront — rücken dann nach und nach die Berge auseinander und öffnen allgemach die Aussicht auf den Circus von Gavarnie und die ihn beherrschenden Bergkuppen. Diese letztern sind insbesondere die beiden sogenannten Schlösser des Marboré und die beiden Rolandsbrechen.

Das „Marmorschloß" werden wir am Circus wieder finden; die Brechen Rolands aber treten nach und nach hinter den Bergen, die den Circus bilden, wieder zurück. Es sind zwei scharfe Einschnitte in die höchste Kuppe des Pyrenäenhorizonts. Roland, der Ritter Karls des Großen, kam mit seinen Tapfern bis an die Stelle und fand den Weg durch die steile Bergmauer geschlossen. Da zog er sein Riesenschwert, holte aus und in zwei Hieben spaltete er die Felsmauer und stürzte den Felsenbruch in den Abgrund. Die Breche erschien uns von hier aus der Tiefe haushoch und landstraßenbreit; sie wird in der Höhe berghoch und flußbreit sein. Ein rüstiger Hieb war's jedenfalls.

Bald kamen wir in Gavarnie an; ein armes Dörfchen von ein paar Häusern. Die Civilisation hat hier

einen Grenzwächter und verlangt einen Zoll. Das ist die Gegenwart des Dörfchens; aber es hat auch seine Geschichte. In der Kirche sind zwölf Schädel, die einst zwölf Tempelrittern angehörten, welche hier als Opfer der Politik ihrer Vorgänger und der Habsucht ihrer Zeitgenossen fielen. Sie lebten in diesem letzten Thale, in dieser Einsamkeit der öden Berge, aber selbst das Chaos zwischen ihnen und der Welt konnte sie nicht schützen. Philipps des Schönen Nachrichter drangen bis hierher in die Pyrenäen, ihre Beute suchend. — Wie das Kirchlein, so hat auch der Kirchhof seine Geschichte. Zwei Gräber decken hier zwei junge Männer, die auf einer wissenschaftlichen Reise oben in den Bergen vom Tode erreicht wurden. Sie hatten einen Führer genommen, um von Coterez nach Gavarnie über die Höhen zu gehen. Oben war schlechtes Wetter und der Führer rieth ihnen, umzukehren. Sie wollten nicht, und fanden den Tod. Wie? kann Niemand sagen, denn die Leichen sind stumme Zeugen; der Führer aber kam allein zurück. Er wurde vor Gericht gestellt und freigesprochen; aber sein Urtheil lautet doch: „Er kam allein zurück, und die beiden Reisenden liegen in Gavarnie begraben." Man fand die Leichen getrennt, die eine oben in der Schneeregion erstarrt, die andere an einem Felsabgrunde zerschmettert.

In Gavarnie glaubt man dem Circus schon ganz nahe zu sein, aber wir ritten wohl noch eine Stunde, ehe wir hinkamen. Der Weg führt durch Kesselthäler, die in der Landessprache aule (olla, Kessel) heißen, und denen man die vorzeitige Seebildung noch heute anzusehen glaubt. Endlich kamen wir zu dem „Hôtel de la Cascade" wo wir unsere Pferde stehen ließen und in das Amphitheater eintraten.

Wir gingen über Schneelager, unter denen Flüsse wegziehen. Oft kamen wir an Spalten, in die der Führer Steine warf, um uns zu zeigen, wie tief sie seien, und es rollte lange nach. Vor mehreren Jahren fiel ein Engländer in eine solche Spalte, wurde unten vom Strudel ergriffen und kam nach einer Weile beim Ausgang einer Schneeschlucht wieder ans Tageslicht. Der konnte ein schönes Reisebildchen machen und sicher sein, daß keiner ihn Lügen strafen werde. — Ueber diese „Schneebrücken", wie man sie hier nennt, kamen wir in die Mitte des Amphitheaters. Vor einem großen Felsblocke schlugen wir unsere Warte auf.

Und es war eines der größten Schauspiele, die ich bis jetzt gesehen, obgleich ich das Berner Oberland durchreist habe. Es ist ein Riesencircus, mehrere Meilen im Umfange, viele tausend Fuß hoch. Hünen, Titanen würden sich auf diesen Sitzen immer noch klein ausnehmen. In mehreren Terrassen ziehen sich die Felsen in einem fast regelmäßigen Kreise um das Amphitheater. Auf jedem Absatze sind weiße Schneelager, wie üppige Pfühle für Gäste, aufgelegt. Oben auf der Kuppe in ungeheurer Höhe steht das Schloß Maboré rechts, hinter ihm eine gothische Kirche und links ihm gegenüber eine Riesenruine, geheimnißvoll genug, um ihre Bestimmung, ob Wohnung, Kirche oder Grab, uns armen Sterblichen nicht zu verrathen.

Der Marboré gleicht der Engelsburg in Rom. Er hat wie diese eine runde Kuppel, die das Ganze beherrscht, und ringsum grauweiße Mauern, und in den Mauern hohe gothische Säulen und gothische Fenster. Um die Burg herum, auf den breiten Wällen und Wababdachungen, liegt eine weiße, üppige Schneedecke. Vor einer der Thüren

hatte der Wind den Weg gefegt, und in diesem Wege lag ein schwarzer Felsblock — warum denn ein Felsblock? — nein, stand ein dunkler Riese Schildwache. Er hatte eine strenge Parole, denn er stand da, stille und bewegungslos, und forschte, was in der Tiefe vorgehe.

Ich rathe allen Reisenden hier jedes Fernrohr abzuweisen, denn nur mit den scharfen Gläsern derselben werden die hohen Fenster zu Felsen, der Riesenwächter zu einem schwarzen Steine. — Aus den Schneepfühlen auf den Sitzen des Circus quellen zahllose Bäche hervor, die dann von allen Seiten herabstürzen. Sie sind zahllos, denn bei jedem Schritt entdeckt man neue hinter Bergvorhängen, die man bis jetzt von den Mauern des Circus nicht geschieden hatte. Eine Cascade aber beherrscht alle und heißt vorzugsweise die Cascade du cirque. Sie soll 1266 Fuß hoch hinabstürzen und im Spätsommer sehr breit und großartig sein. Sie erschien, als wir sie sahen, nicht bedeutender als hundert andere Wasserstürze. Aber während wir uns wunderten, daß sie, trotz ihres Rufes, verhältnißmäßig so klein sei, sahen wir zwei Leute nahe vor uns die Wanderung zu ihr antreten. Es dauerte eine halbe Stunde, bis sie zu ihr gelangten, und als sie ganz nahe standen, schwanden sie zu schwarzen Punkten zusammen, während der Wasserfall durch sie unendlich vergrößert wurde. Es ist freilich klein für die Größe des ganzen Schauspiels hier, denn dieses Schauspiel ist eines der großartigsten, die der alte Meister irgendwo geschaffen hat.

Es gibt in den Sagen am Rhein Riesen, die auf den Bergen sitzen und ihre Füße unten im Flusse baden. Nahe bei Goslar liegt ein haushoher Stein, das Sandkorn des heiligen Christoph, das dieser aus seinem Schuhe geschüttelt, als er am Harz angekommen. Für ihres Gleichen

schuf der große Meister hier einen Circus, und es muß erbaulich sein, wenn sie Nachts aus ihrem Schlosse rechts oben herabsteigen und aus dem geheimnißvollen Baue links die vorweltlichen Riesenthiere zu Kampf und Spiel in der Bahn hier losgelassen werden. Dann heult der Wind aus den Nüstern derselben als Sturm über die Erde weg; dann erschüttert der Beifallsruf der Zuschauer als Donner das ganze Land: dann machen ihre Fußtritte, als Erdbeben die Granitfundamente der Pyrenäen erzittern. So ein Menschlein würde in ihrem Athemstrome eine Windsbraut finden; sonst möchte ich wohl einem solchen Schauspiele einmal zusehen.

Der Magen — es ist ein Elend — rief uns von dieser Scene ab; wir gingen zurück in's Hôtel de la Cascade. Hôtel! Eine Hütte mit halben Dache," eine Küche die zugleich Keller, Speicher, Speisesaal und Bettkammer ist. Aber das Frühstück war nicht schlecht: Forellen, Eier, Schinken und ein gut Glas Wein, und vor allem gesunder Hunger und froher Muth. — Am Nebentische saß der Mann, der mit seinem Führer bis unter die Cascade des Circus gegangen war. Ich sagte: „das ist ein Engländer," denn ganz wie ein solcher lief er mit seinem Führer, ohne aufzusehen, durch das schöne Schauspiel des Circus bis an die Cascade und dann gleich wieder bis an den Wirthstisch zurück. Aber es war ein Franzose, ein Franzose à la mode, das heißt à l'Anglaise. Die armen Teufel, sie müssens den Engländern nachmachen. Er fand, daß es kalt war, und hing den Mantel seiner Begleiterin über die Schultern, während diese seinen Paletot anhatte. Später rückten sie an's Feuer. Die arme Frau oder Fräulein, denn das blieb unentschieden, sah sehr abgespannt aus. Sie hatte eine Hetzjagd mitmachen müssen, und der Franzose à l'Ang-

glaise fragte sie einmal auf englisch: „You are very tired.“ Daß die Franzosen die Engländer nachmachen, mögen sie selbst verantworten; aber daß sie ihre Frauen und Maitressen dazu zwingen, und so die feinen, zarten Französinnen verpfuschen, dafür sollen sie dereinst schwer büßen.

Nach dem Frühstück gingen wir, in unsere Mäntel gehüllt, vor das Hôtel und legten uns, eine Cigarre rauchend, dem Circus gegenüber auf die Felsen. Die Sonne hatte früher hart mit den Wolken zu kämpfen, sie hatte sie jetzt vollkommen besiegt. Sie schillerte in in den Eis- und Schneeschichten oben, sie warf ihre Schatten um die gothischen Dome des Schlosses und der Kirche, sie durchstrahlte die Wasserfälle, sie spielte mit den Thautropfen, und zeigte uns all das Große und Schöne viel größer und schöner als vorher. Und je länger wir hier lagen, stumm und staunend, desto größer und schöner wurde Alles. — Mein erster Plan war gewesen, bis nach Gavarnie zu gehen und hier ein paar Rasttage zu machen. Ich rathe Jedem, der ein Herz für das Erhabene hat, diesen Plan auszuführen, wage aber nicht zu sagen, daß es mir leid thut, ihn nicht ausgeführt zu haben, denn meine Mitreisenden waren alle so liebe Leute, so gute Burschen, daß ich am Ende doch nur gewonnen haben kann.

Wir brachen erst auf, als uns nur eben Zeit übrig blieb, zum Essen wieder nach Luz zu kommen. Wir fanden Schritt für Schritt wieder, was wir früher bewundert. Die Fahrt von Luz nach Gavarnie ist ein Drama, das mit seiner Entwickelung schließt; aber auch jede Scene desselben ist groß und erhaben, und wir fühlten ihre Größe nur um so lebendiger, als sie selbst nach der Schlußscene noch ihren ganzen Werth behielten. — Erst im zweiten Drittheil der Rückreise wurden die Pferde wilder, das heißt,

die Reiterlust lebendiger. Eine Gesellschaft überholte uns. Es hat einen eigenen Reiz, zu Pferde zu sein, und es ist nicht Jedem gegeben, sich zu Pferde ruhig überholen zu lassen. Genug, die Lust kitzelte uns und wir sprengten dahin. Mein Pferd war am Ende das beste, und ohne es so recht zu wollen, kam ich zuerst und lange vor den Andern mit der Gesellschaft, die uns vorreiten wollte, in Luz an.

Als wir umgekleidet waren, fanden wir den Tisch bereit. Wir sprachen rüstig zu, und alsbald kam ein frohes Leben über uns Alle. Rußland, Holland, Frankreich und Deutschland tranken: was wir lieben. Die Herzen öffneten sich, aber leider schloß sie, wenigstens eines, ein Mißgriff wieder halbwegs zu. Der Franzose war Legitimist; ich habe die französischen Legitimisten recht gerne; er wußte daß ich ein Flüchtling und von Köln sei, brachte meine Flucht mit der Kölner Erzbischofsgeschichte in Verbindung. und hielt mich ebenfalls für einen Legitimisten. Auf einmal hielt er mir sein Champagnerglas entgegen und rief: **A la santé des habitans de Goertz!** Ich mußte inwendig lachen und lächelte auswendig ein wenig, als ich antwortete: „Ei, warum denn das nicht? ich wünsche ihnen eine gute Gesundheit!“ Der arme Mann merkte die Ironie und fiel ganz aus seiner Freude heraus. Ich glaube, wir wären sentimental geworden ohne dies kleine Mißverständniß. Rußland und sogar Holland hatten Anlage dazu; Deutschland ist schwach, und Frankreich war alt und legitimistisch. Es war also ganz gut, daß die Sache durch den kleinen Mißgriff eine Grenze fand. Uebrigens waren und blieben wir vor wie nach alle ganz gute Freunde und gingen erst zu Bette, als uns der rüstig verlebte Tag an die Stunde der Ruhe mahnte.

Aber ich that kein Auge zu. Die Nacht vorher hatte ich in zwei zweischläfrigen Betten geschlafen, aber zwei geistliche Herrn, die angekommen, hatten sich in mein Eigenthum eingedrängt. Ich that sehr böse, aber die Wirthin that ihrerseits so freundlich, daß ich mich zuletzt mit einem Kabinetchen zufrieden gab. Im Kabinetchen aber hausten keine Riesen und Drachen, wie in Gavarnie, sondern viel schlimmere Ungeheuer. Genug, ich kämpfte blutige Schlachten und hatte kaum Zeit, an all das Schöne und Erhabene, das ich heute gesehen und erlebt, zu denken, nicht Ruhe, davon zu träumen. — Gavarnie aber ist ein Riesenschauspiel, zu dem ich, wenn ich ein Dante wäre, die Helden erfinden und besingen würde.

Coterez.

Ich wollte einen Rasttag in Luz halten und dann über den Berg nach Coterez. Morgens machte ich einen Ausflug auf dem Thalwege nach Coterez, um den Paß zu recognosciren. Dieser Weg umgeht den Berg, stößt in Pierrefitte auf die Landstraße von Pau nach Coterez, und ist wegen seiner Schönheiten vielberühmt. Gewöhnlich kommen die Pariser, die nach Bareges gehen, hier zuerst in die Gebirge, und das ist denn gewiß mit Ursache, daß der Weg so allberühmt ist. Er ist aber jedenfalls sehr schön. Von Luz aus verengt sich das Thal immer mehr, zuletzt geht die Straße in der Mitte des Berges in den Fels gehauen, an tiefen, senkrechten Abgründen vorbei, während sie von hohen, steilen Felsen, oft ganz nackt, oft mit Tannen und Kräutern geschmückt, überdacht ist. Unten

in der Tiefe erkämpft sich der Bergstrom Schritt für Schritt ein Bett, bis zuletzt bei Pierrefitte sich das Thal wieder öffnet und die milden Bilder eines in die Ebene sich abdachenden Gebirges bietet.

Auf dem Rückwege nach Luz begegnete ich einem Manne neben dem ein vierjähriges Kind einen eisernen Kessel mit Wasser schleppte, während der Mann die Arme auf dem Rücken kreuzte. — Bald nachher sprach mich eine alte Bettlerin an. Ich hatte kein Kupfergeld, und als ich sie ababgewiesen, fing sie ganz ruhig eine Unterhaltung an: woher? wohin? was Amtes? weß Glaubens? Ich merkte bald, daß sie betrunken war, und ich speiste sie darum barsch ab. Sie war wohl eine Cagote. Es gibt deren viele hier, und noch heute sieht man die Thüre der Cagots in der Kirche von Luz, die aber gegenwärtig vermauert ist. Die christliche Gleichheit vor Gott hat endlich den Sieg davon getragen. Die Bettlerin aber gehörte einem Typus an, dem man oft hier begegnet, schlank, hager, spitzköpfig, spitznasig, spitzkinnig, eckig und kantig in allen Linien und Zügen. Sie ließ keine Seele vorüber, ohne ein kleines Gespräch mit ihr durchgeplaudert zu haben.

Wieder in Luz angekommen, fand ich den Guide des Wirthshauses an der Thür stehend. Er war betrunken, aber das verhinderte ihn nicht, mir fünf Franken abzufordern, um mich zwei Stunden bis auf die Spitze des Berges zu begleiten. Ich entsetzte ihn augenblicklich seiner Würde und beschloß, auf gut Glück es allein zu wagen. Um mich zu veranlassen, ihn jedenfalls mitzunehmen und recht theuer zu bezahlen, erzählte er mir mit stotternder Stimme, er sei der Guide der Prinzen und suche seit acht Tagen alle Tänzer des Gabaret zusammen, um den berühmten Tanz vor den Prinzen aufzuführen. Gabaret ist ein Nachbar,

ländchen des Béan und der Tanz eine Art Bärensprung der Männer, ohne Frauen. Der Guide sang mir die Melodie vor; es war das Bärendudelbei; aber er war nicht dazu zu bringen, seine Musik mit dem Tanze zu begleiten. Er hatte gute Gründe, seinen Beinen nicht recht zu trauen.

Am andern Morgen war ich bei Zeiten auf dem Wege nach Coterez über den Berg, und zwar ohne Guide. Es war ein Sonntag, schönes Wetter, oft Schatten, oft helles Licht; oft lagen die Berge ganz klar vor mir, oft spielte eine Wolke um ihr Haupt, oft schnitt sie eine Nebelschicht in zwei Theile. Der Weg führt allgemach steigend durch zwei Dörfer. Im zweiten war fast die ganze Gemeinde in der Kirche. An der Thüre fragte ich eine Frau nach dem Wege aus dem Dorfe. Man verirrt sich selten auf offenem Felde, aber in dem Dorfe hier war neben jedem Hause ein Weg, und die Frau war so karg, so einsilbig in ihren Anweisungen, daß ich bald merkte, sie wolle mir den rechten Weg nicht zeigen. Ich ging also auf gut Glück weiter, und kam aus dem Dorfe, ohne auf Jemanden zu stoßen. Bald aber merkte ich an der Richtung und Wendung, die fast wieder zurückführte, daß dies nicht der rechte Weg sei. Ich ging eine Strecke zurück und lenkte mehr rechts ein. Nach einer Stunde Steigens à la graçe de Dieu — der Tag war schön, die Gegend hinter mir wundervoll, mit jedem Schritte wurde das Thal offener, mit seinen Städtchen, seinen Dörfern, seinen Flüssen, Feldern, Wiesen, Bergen, seinen Wolken und seinem blauen Himmel immer schöner — sah ich endlich eine uralte Frau und einen rüstigen Burschen von zwölf Jahren auf einer Wiese. Ich rief diesen zu mir und fragte, ob der Weg nach Coterez führe. „Nein", sagte er, „er ist mehr rechts." Gleich war er erbötig, mich bis auf den Berg zu begleiten.

Er war ein kluger, feiner Bursche, und sein Bruder war in der Normalschule zu Paris gewesen. Er führte mich an seiner Stallhütte vorbei, wo er mir frische Milch anbot, die ich gerne annahm. Dann kamen wir nach einem Halbkreise um den Berg an eine Stelle, wo wir auf einmal derselben Alten wieder begegneten, mit der ich früher den Burschen hatte sprechen sehen. Sie schlich, auf ihren Krückenstock gestützt, vorwärts. Ich ahndete, daß der Bursche mich weit umgeführt haben mußte, aber erst später wurde ich auch meiner Ahndung recht klar bewußt. Auf diese Weise hatte er mich zu seiner Milch gebracht, und mir thatsächlich bewiesen, daß ich nicht auf dem rechten Wege gewesen. An jedem Fußpfade drehte er sich um und sagte: „Sehen Sie, da hätten Sie sich verlaufen können."

Nahe an der Kuppe des Berges geriethen wir in die Wolken. Meinem Führer wurde es zu lang, und so suchte er mir darzuthun, daß es viel besser sei, den Weg zu verlassen und über das Haidekraut zur Spitze zu dringen, wo wir den Weg wieder finden würden. Er war barfuß, aber nach ein paar hundert Schritten hatte ich nasse Schuhe und Strümpfe. „Du dummer Jakob!" schalt ich mich selbst aus, „dich von einem zwölfjährigen Burschen so narren zu lassen!" Aber es war zu spät, ich mußte vorwärts, weil ich nicht gerne wieder zurück mochte. — Endlich, endlich erreichten wir die Spitze. Mir kam die ganze Geschichte viel schlimmer vor, als das Besteigen des Pic du Midi. Daran war aber nur die Ursache Schuld, die uns auf der Jagd nicht müde werden läßt. Ich hoffte hier oben nichts zu finden, als den Weg zum jenseitigen Thale, und das genügte nicht, um den Geist zu spannen und den Leib durch diese Spannung zu heben. In den Wolken aber war überdies Alles grau, nebelschmutzig, todt.

Der Bursche hatte mich wohl eine Stunde begleitet und ich gab ihm einen Franken; aber er protestirte auf die patzigste Weise und behauptete, er habe wenigstens drei Franken verdient, und die Milch sei auch, so hoch oben wenigstens, zehn Sous werth gewesen. Ein französischer Reisender, Graf Vaudreuil, sagt irgendwo: „Die Bergleute von Bigorre betrachten die Fremden wie eine Beute, die ihnen Wind und Wetter zuführt, ungefähr wie die Bewohner gewisser Meeresufer die Unglücklichen, die der Sturm an ihre Ufer wirft." Vom kleinsten bis zum größten sind sie geschliffen und gewitzigt und wissen von jedem Zufalle Nutzen zu ziehen. Dennoch mußte der Bursche sich mit dreißig Sous begnügen, wozu noch drei für die Milch kamen, die ich einfältig genug war, noch nachträglich zu zahlen, als die Reise mit den dreißig Sous abgethan war. Die List, mit der er seine Milch in Petto behielt, bis wir über den Führerlohn im Reinen waren, verdiente übrigens in Ermangelung von drei herzlichen Ohrfeigen, wenigstens drei Sous in den Kauf.

Ich glaube aus Aerger und in der Hoffnung, mich einem andern Hirten in die Hände zu liefern, zeigte mir der Bursche hier oben einen verkehrten Weg. Genug, nach ein paar tausend Schritten hörte der Weg ganz auf; aber diese tausend Schritte hatten mich aus der Nebelwolke gebracht. Ich konnte das Thal übersehen, errieth die Richtung, in der Coterez lag, und sah dann auch bald den Weg weiter rechts unter mir.

Es ist ein wohlthätiges Gefühl, so aus dem Nebel in das helle Sonnenlicht hineinzuschreiten. Die Aussicht, das ganze Thal mit seinen Tannenbergen und Granitfelskronen öffnete sich mit jedem Schritte immer mehr. Bald

führte der Weg in einen Tannenwald; es waren viele graue Alte unter den stolzen schmucken Burschen, und ich bot ihnen in Ehrfurcht einen schönen guten Tag. Aber sie hatten mir heute nichts Rechtes zu sagen. Es fehlte etwas an meiner Lust; ob ich zu müde war, ob die Sonne nicht kräftig genug durchdrang — ich weiß es nicht; aber es jubelte nicht in mir und ich schlich kopfhängerisch den Berg hinab. — Vor einer Scheune setzte ich mich nieder und hielt hier mein Frühstück. Die Aussicht auf Coterez zu meinen Füßen war schön, aber es schmeckte doch nicht recht. Weiß der Himmel, woran es fehlte.

Mein Weg führte an dem Park vorbei, und die ersten Badegäste, die ich sah, waren sieben Geistliche, die im Kreise standen und plauderten, wie die Offiziere bei der Wachtparade, wenn die Parole ausgetheilt wird. Das erste beste, ist mein Grundsatz in Bezug auf's Wirthshaus; aber ich nahm heute erst das dritte. Das erste hieß **hôtel des princes.** Ein Prinz bist du nicht, dachte ich. Das zweite **hôtel des ambassadeurs.** Ein Gesandter auch nicht. Ich ging weiter; beim dritten hieß es: zum goldenen Löwen. Nun bin ich zwar auch kein Löwe, aber ich mag doch lieber mit Löwen als mit Prinzen und Diplomaten zu thun haben, und so kehrte ich im goldenen Löwen ein.

Auf der Schwelle des Hauses ging eine sehr feine und sehr elegante Dame nebst einem Pariser Löwen an mir vorbei, und sie sprachen vom Tanzen, von der Polka. Gott sei Dank, dachte ich, hier geht's lustiger zu als in den andern Bädern der Pyrenäen! Wirklich hatte hier Alles ein halbwegs froheres Ansehen. Auf der Promenade des Parks begegnete ich vielen schönen Frauen. Ich merkte später, daß sie meist Bordeauxerinnen waren, und hatte schon vorher gehört, daß diese sehr schön seien. Ich sah ein paar ganz

ausgezeichnete Gestalten. Die Kammerfrau einer Herrin, die ebenfalls im goldnen Löwen wohnte, war eine sehr schöne stolze Römerin aus Toulouse, mit einem Schnurr- und Knebelbart, der einem Husaren keine Schande gemacht hätte und ihrer kräftigen Schönheit kaum Eintrag that. — An der Table d'Hôte aber erklärte alle Welt, daß man sich sehr langweile. Das Essen war schlecht, und das mochte den Herrn den Humor verderben; denn ich glaube, daß es Leute genug gab, die sich in Coterez amüsirten. Ich machte über Tisch mit einem Lieutenant, der aus Bareges auf vierundzwanzig Stunden hierher gekommen war, Bekanntschaft, und wir waren dann für vierundzwanzig Stunden fast unzertrennliche Gesellschafter. Es war nicht ganz freie Wahl von mir, aber ich bin nicht ungehalten ob des halben Zwanges; denn der Mann war armen Geistes und reichen Herzens, und wenn mich ersteres Anfangs ein wenig störte, so lehrte mich letzteres nach und nach, wie leicht es ist, jenes diesem gegenüber zu entbehren. Selig sind die Armen! das ist wahr und wird ewig wahr bleiben. Wo nur Geist und sonst Nichts ist, wo der Geist auch nur vorherrscht, da ist sehr bald die Seelenöde nicht auszuhalten.

Es fand diesen Abend ein großer Ball statt, und ich gestehe, daß ich es sehr beklagte, keinen Leibrock bei mir zu haben. Wir sahen die schönen Damen wie Kranke in Tragstühlen nach dem Balllokale hinbringen. Wir zogen nach und sahen die schönsten Toiletten im Hausflur zurechtlegen und die Falten von den Tragstühlen her mit sanfter Hand ausglätten. Es zog uns immer weiter, und so geriethen wir bis auf die Treppe und von der Treppe bis auf die Flur vor der Thüre des Ballsaales. Dort stand die ganze weibliche Dienerschaft der tanzenden Herrinnen und sah mit Stolz und Neid zugleich in das glänzende

Heiligthum hinein. Es war viel Prunk, viel Putz, viel Lichtglanz in dem Saale, und ich bin sicher, die Herren und Damen haben sich dort gerade so gut amüsirt, wie in ihrem Salon in Paris. Widerspricht das aber dem allgemeinen Urtheile der Gäste an der Table d'Hôte: „Wir langweilen uns" —? Ich wage es nicht, die Frage zu beantworten. — Als wir wieder auf die Straße kamen, hörten wir vom Markte her Jubeln und Lachen, das an den Bergen widerhallte. Es waren Gaukler und Springer. Der Spaßmacher traf oft die Lachnerven der Masse, und ich bin sicher, sie langweilte sich gar nicht und hätte diese Kunststücke und Pfahlspäße für keinen Ball hingegeben.

Nachdem wir uns so den Ball angesehen und die Komödie mitbelacht hatten, konnten wir uns das Zeugniß geben, daß wir dem Tage alle Ehre angethan, und gingen ruhig zu Bette. — Ich aber träumte von dem Schnurr- und Knebelbart der schönen stolzen Römerin aus Toulouse.

Der Pont d'Espagne und der Lac de Gaube.

Mein Freund von gestern, Lieutenant Soundso, hatte ein Pferd von Bareges mitgebracht und wollte mich bereden, eines in Coterez zu nehmen, um den Ausflug gemeinschaftlich zu Pferde zu machen. Aber ich blieb fest; der Genuß ist zu Pferde lange nicht derselbe, und ich hatte am Ende die Genugthuung, auch meinen Freund erklären zu hören, daß er sich freue, meinem Rathe gefolgt zu sein. Man hat bis zum See Gaube drei Stunden bergauf und zwei bergab zu gehen. Wir brauchten dazu freilich mehr, aber nicht weil wir nicht in kürzerer Zeit die Reise hätten ab-

thun können, sondern weil wir des Schönen so viel fanden, daß wir sehr oft wörtlich nicht von der Stelle konnten.

Wir verließen Coterez gegen sieben Uhr. Wir hätten früher aufbrechen sollen, aber jeder fürchtete des andern Faulheit zu viel zuzumutheu, und wir hatten Beide eine zu schlechte Meinung von einander. — Der Weg läuft zwei Stunden den Bergstrom Marcadau entlang bis zur Brücke von Spanien. Zuerst kommt man an den verschiedenen Bade- und Trinkanstalten von Coterez vorbei. Diese liegen meist eine halbe Stunde und weiter von dem Dörfchen ab. Zwischen sieben und acht Uhr findet eine wahre Pilgerfahrt zu diesen Heilquellen statt; zu Pferd, in Tragstühlen, in Wagen, zu Fuß und zu Esel zogen die Kranken auf der breiten Straße den Berg hinauf. Die letzte Quelle, wohl dreiviertel Stunden von Coterez, ist frei, und es saßen eine Menge armer Leute bei ihr und hofften hier Gesundheit zu trinken.

Als wir am letzten Bad vorbei waren, kamen wir in eine Art Chaos, einen Bergsturz mit seinem Felsengerölle, wie auf dem Wege nach Gavarnie. Die Bilder waren auch hier schön, doch lange nicht so groß wie dort. — Nach und nach geht es steiler bergauf. Wir kamen in einen gelichteten Tannenwald, und in diesem schoß der volle Bergstrom von Fels zu Fels uns entgegen. Einmal lag er tief neben uns in einem thurmhohen Marmorbette, in dem er sich gegen seine enge Grenze sträubte, und im Kampfe den Wasserstaub in die Luft hinausathmete. Ein paar Schritte weiter war er wieder ruhiger, floß sachte in weißen und blauen Silberwellen vorbei und stand an einzelnen Seitenstellen ganz stille da, die Berge und den Himmel abspiegelnd. Ich sah hier zwei wunderbare Badewannen in das Felsenbett eingemeißelt. Beide suchten sich unter

grünem Laub zu verstecken, aber das Laub ließ dennoch den Himmel durchschimmern und das Wasser beleben. Das klarste Wasserblau zeigte jedes Steinchen auf dem Boden dieser Wannen. Wer da nur baden mag? Die schönste Nymphe mit dem schönsten Hirten des Landes?

Der Berg geht steil aufwärts und der Fluß stand in der Regel über uns; neben ihm, vor unsern, dem Himmel zugerichteten Blicken, lag der mühsame Weg, rings um denselben schwere Felsblöcke, alle mit tausend und tausend schillernden Waldkräutern bedeckt, alle von ernsten Tannen beschattet. Eine lange Weile kletterten drei Ochsengespanne, ihren kleinen Wagen nachschleppend, über uns den Berg hinan und belebten dieses Wunderbild noch mehr. Wir sahen alle diese Scenen von unten auf, und über dem Flusse, über den Felsen, durch die Bäume durch bildete stets der blaue, wolkenbesäete Himmel den Hintergrund. — Auf einmal öffnete sich der Weg. An einer zersplitterten Tanne stand ein Priester angelehnt und war von unserm Standpunkte aus, neben Fluß, Felsen und Bäumen, wie in der Luft ausgeschnitten. Hinter ihm saßen Frauen am Boden, vor ihm zogen die Ochsen ihren Karren den Berg hinan. Es war ein Bild, wie selten welche gemalt werden.

Wir holten den Geistlichen bald ein und fanden ihn in Gesellschaft von vier Frauenzimmern, alle jung und frisch und lebenslustig. Vier für Einen ist zu viel und so schlossen wir uns an. Erst war der Herr Curé viel sprach-armer als seine Begleiterinnen, aber nach und nach ließ er sich die fremden Gäste gefallen, und das war auch das Klügste, was er thun konnte. Eine der Damen war seine Schwester, die zweite eine junge schwarzaugige Wittwe, die dritte eine junge Ehefrau, rund und lebenslustig, aber krankheitshalber von ihrem Gatten in's Bad geschickt, die

vierte, ihre Schwester, eine schöne feurige Südfranzösin. Der geistliche Herr hatte Geschmack. Ich bin weit entfernt Böses zu denken; aber wenn der Teufel ihn hätte in Versuchung führen wollen, er hätte nicht leicht eine bessere Sammlung von Versucherinnen finden können. Und der geistliche Herr war ein schöner Mann von dreißig Jahren mit einer Adlernase, feinen schwarzen Augen und geistreichen Zügen. Er war von — Halt! ich habe nicht Lust, ihm seine Gastfreundschaft mit einer unschuldigen Angeberei zu lohnen; aber er war aus einem Orte, wo viele Wunder geschehen, was nicht verhinderte, daß er sich, anstatt an das Mirakelbild, an die Schwefelquelle wendete. Und ich fürchte fast, diese wird ihm nicht mehr genützt haben, als jene. Er hatte schwache Nerven.

Von nun an ging unsere Reise langsamer und war viel lustiger. Wir wurden ganz gute Freunde, und nach einer Weile wollte die dicke Ehefrau frühstücken. Sie lud uns ein, aber wir schlugen es aus. Der Herr Curé wollte überhaupt noch nicht frühstücken; **mais ce que femme veut, Dieu le veut**, selbst wenn ein Curé es nicht wollte; und sie wußte überdieß den Herrn Curé zu bereden, daß er uns noch einmal sehr dringend und freundlich einlud. Am Frühstück lag mir nichts, aber ich hatte nicht Lust, die Gesellschaft fahren zu lassen, und so nahm ich das Frühstück mit in den Kauf. An einem kleinen Nebenflusse legten wir uns in's Gras oder setzten uns auf Felsstücke und verzehrten unter frohem Gespräche das Huhn, das Kalbfleisch, Brod, Butter und Käse, nebst einem Schluck Wein. Es blieb nichts übrig und das Wunder der Brosamen fand nicht statt.

Der geistliche Herr aber hatte sein Brevier mit goldenem Schnitte in sammtner Tasche unter dem Arm;

auch sagte er uns, er habe um vier Uhr die heilige — mit Nachdruck — Messe gelesen. „Ensuite nous avons pris nos bains.“ Hier freilich lag kein Nachdruck auf nous und nos, aber es klang doch ganz verteufelt, wenn ich auch keinen Augenblick zweifle, daß jedes sein Bad für sich gewonnen hat. — Genug, geistliche Herrn sollten nicht mit vier so schmucken Weibsbildern reisen, wie sie unser guter Freund hier um sich hatte.

Von unserer Frühstücktafel bis zum Pont d'Espagne war nur noch eine kleine Strecke, und sobald wir der Brücke nahe kamen, vergaß ich den Curé, seine vier Schönen, und selbst notre bain. —

Was soll ich denn hier beschreiben? Es vereinigen sich hier drei Bergströme in der wildesten Gegend; drei Brücken über dieselben bieten die verschiedenartigsten Schauspiele dar. Man steht über und unter und neben Wasserstürzen, und nach oben und nach unten, rechts und links, vor und rückwärts sieht man Scenen in Massen, wie man sie sonst vereinzelt hunderte von Meilen weit sucht, und oft tausend Meilen weit reist, ehe man Aehnliches findet.

Die schönste Stelle ist die, wo man dem großen Sturze des Flusses hinter der letzten Brücke gegenüber steht. Der Bergstrom kommt hier aus einem Thale hervorgeschossen, stürzt thurmhoch in Einer Masse herab, stößt dann auf hausgroße Felsblöcke, die ihn aufhalten und brechen, bis er sie überwunden, und nun vor uns und zu unsern Füßen nicht fällt, sondern kopfüber in den Abgrund hineinspringt. In diesem Abgrunde findet er ein enges Bett, empört sich gegen dasselbe, strebt schäumend und stäubend wieder in die Höhe und beruhigt sich erst nach und nach wieder. Ueber dem engen Bette liegt eine rohe Holzbrücke, und vor dieser schafft die Sonne eine andere, wie sie der Herr einst dem

Menschen als Friedenszeichen vom Himmel bot. Und dieses Kampfdrama des edeln Elementes ist in einen Rahmen der wildesten Berggegend eingeschlossen. Da wo der Strom aus einem Thale hervorzubrechen scheint, erheben sich zu beiden Seiten stolze, kecke Berge, erst mit Tannen aller Bildungen und aller Stellungen besäet, und zuletzt in schroffe Granitfelsen auslaufend. Jeder Felsblock schillert vor uns in der Sonne, jede offene Stelle ist durch den üppigsten Kräuterreichthum gehoben. Der Staubregen nährt diese Pflanzen, die Sonne treibt sie. Alles regt sich, Alles sprudelt, Alles jubelt und lobt den Meister. Ich sah anders Schönes, aber nie in der Art Schöneres. Es lohnt eine Reise von vielen tausend Stunden.

Der Tag war wie geschaffen zu all diesen Prachtscenen. Als wir hier oben standen, war der Himmel klar, fiel der Sonne Leben in die Thautropfen hinein und schuf den Regenbogen, spiegelte sich der dunkelblaue Aether im wunderbar blauweißen Wasser dieser Schneeflüsse. Und unterdeß zogen kleine Wölkchen in dem Thale, in das sich die Aussicht öffnete, langsam tief unter uns an den Bergen vorüber. — Ich glaube, ich sollte ein Maler sein. Aber: wie schön! das ist Alles, was ich diesen Wundern gegenüber wiedergeben kann. Wie schön! ich möchte das Knie beugen und beten. — Daß man hier nicht bleiben, daß man so etwas nicht mitnehmen kann! Ja, ich möchte ein Maler sein, und ich beneide die Glücklichen, die ein solches Bild lebendig wiedergeben können.

Der Weg von hier zum See Gaube geht von nun an noch steiler, fast in Treppenart aufwärts. Es dauert wohl eine Stunde, aber jeder Schritt ist eine Belohnung. Zwischen Felsblöcken schießen alte Tannen hervor, und an dem Fuße dieser Tannen wuchert eine Kräuter- und Blumen-

fülle sonder Gleichen. Diese Tannen stehen nicht nahe genug, um die Aussicht nach den hohen Bergen rings zu schließen, und sind häufig genug, um nie eine ganz freie Aussicht zu gestatten. Jede Tanne ist für sich allein da und gehört doch dem Ganzen an, jede ist eine vereinzelte Pyramide, und doch stehen alle zusammen da wie Säulen des großen blauen Doms über ihnen. Und in diesen Tannen selbst ist ein ewiger Wechsel. Hier schießt eine junge neue Aeste in frischem Grün, dort steht eine alte mit grauem Moosbarte: neben dieser steht eine Leiche, entlaubt, aber noch ungebrochen, und zwischen beiden liegt ein Gerippe, dessen Glieder zermürbt den Boden decken. Zwischen all diesen nahen Bildern durch fällt der Blick weiter zurück auf den Fluß, der im Thale bald zu einem kleinen Teiche wird, bald sich in mehrere Arme theilt, und um diesen Fluß stehen neue Tannengruppen. Ich sah eine einzelne Tanne hier, größer als alle andern am Ufer des Flusses, ihren Schatten auf das Wasser, die Wiese und einen Felsblock werfen, und staunte. Ja, ein Baum, ein Stein, eine Handvoll Wasser und ein paar Kräuter, das genügt dem Meister zu einem Meisterwerke! — Und hinter diesen Kesselthälern steigen dann die Berge in den zerrissensten, schroffsten Felsgestaltungen dem Himmel zu. Hoch oben in den Lüften deckt endlich das weiße Schneelager das Haupt des Berges. Male, wenn du kannst! Auf Schritt und Tritt hundert und aber hundert Bilder, gegen die die größten Malerwerke doch nur Stümperarbeit sind.

Endlich erreichten wir die Höhe des Sees de Gaube. Eine Weile geht dann der Weg ziemlich eben neben ausgelaufenen Seen hin. Zuletzt kommt ein Felsblock, und auf demselben angelangt, liegt der See zu unsern Füßen. Er ist, wie alle Pyrenäenseen, nicht groß, dennoch mag er

eine Stunde im Umfang haben. Er ist rings von hohen, zerrissenen Felsen eingeschlossen, die unmittelbar in ihn einschießen. Im Hintergrunde öffnet sich ein Thal, durch das andere Felsen ihre schneebedeckten Höhen zeigen. Eine schaurige Wildheit liegt über dieser ganzen öden, einsamen Scene.

Diese Wildheit, diese schaurige Oede wird noch gehoben durch ein Grabdenkmal, das auf einem Vorsprung im See vor uns steht. Auf einer Urne, mit eisernen Gittern umschlossen, steht geschrieben: **A la mémoire de W. H. Pattisson, écuyer, avocat de Lincolns-Inn à Londres, et de Sarah Francis, son épouse, agés l'un de 31 ans, l'autre de 26 ans, mariés depuis un mois seulement. Un accident affreux les enleva à leurs parents et à leurs amis inconsolables. Ils furent engloutis dans le lac le 20 Sept. 1832. Leurs restes, transportés en Angleterre, reposent à Wilham dans le Comté d'Essex.**

Diese Grabschrift birgt eine geheimnißvolle Geschichte. Die jungen Eheleute machten ihre Flitterwochenreise, aber es scheint, als ob ein schwarzer Geist sich des Gatten bemeistert gehabt hätte. Er kam mit seiner Frau an einem Tage hier an, wo viele Gäste da waren. Bevor er dieselbe zu einer Lustfahrt im Kahne zu bereden suchte, hatte er in der nahen Kabane allein eine ganze Flasche Cognac geleert. Dann kam er zu seiner Frau und bat sie, mit ihm den See zu befahren. Sie weigerte sich lange standhaft; zuletzt willigte sie ein unter der Bedingung, daß die Aufwärterin des Wirthshauses mitfahre. Pattisson aber will mit ihr allein fahren, und als sie noch immer widersteht, faßt er sie und hebt sie mit Gewalt in den Kahn. Sie fahren eine Weile ruhig auf dem See herum; endlich lenkt der Ruderer hinter einen Felsenvorsprung, der den andern Besuchern die

auf dem See Fahrenden verdeckte. Was hier vorging, weiß nur Gott. Ein herzzerreißender Hülferuf der jungen Frau hallte an den Felsen wieder; Alles eilt herbei, aber der Kahn ist leer. Der klare See zeigte zwei Leichen auf seinem Boden, die aber erst herausgebracht werden konnten als lange alles Leben verschwunden war.

Um den Vorsprung, auf dem das Grab steht, ist eine Bretterwand geschlagen, und wer die Inschrift lesen will, muß 8 Sous Sperrgeld zahlen. Ich wollte, die Zeche im Wirthshaus wäre dreimal theuerer und das Grab frei gewesen. Die Zeche aber war sehr billig; für 2 Franken erhielten wir ein vollständiges Frühstück mit Lachsforellen, wie ich sie nie besser gegessen. Dann legte uns die Wirthin das Fremdenbuch vor; es waren eine Menge Witze darin; aber ich dachte: man muß den Säuen keine Rosen streuen, und so wünschte ich meinen Nachfolgern einen so gesunden Hunger, als ich mitgebracht, und so gute Forellen, als ich hier fand.

Ja, trotz des geistlichen Frühstücks von vorhin, hatten wir, die Damen und ich, wieder gesunden Appetit. Aber der geistliche Herr wollte nicht mit uns frühstücken, und wir mußten ihm stark zureden, daß er uns erlaubte, wenigstens sein geistliches Oelkrüglein wieder zu füllen. Dann verschwand er auf eine Weile, und die runde Ehefrau sagte zu der jungen Wittwe: „**Il est allé changer son gilet de flanelle.**“ Als er zurückkam, nahm er mit den Damen Abschied von uns und ich habe sie nicht wieder gesehen.

Wir blieben noch lange hier oben und gingen dann sehr langsam den Weg nach Coterez wieder hinab: denn wir hatten auf Schritt und Tritt dieselben Wunder zu bewundern, die jetzt von oben herab wieder ganz neu erschienen. Das ist eine Sammlung, wie es nicht viele in

der Welt gibt. Komm hieher und suche dir ein paar Bilder aus; du wirst mir's danken, daß ich dich zu diesem Ausfluge veranlaßt.

Pierrefitte, Argelles, Lourdes, die Ebene.

Am andern Tage war ich früh auf dem Wege nach Pierrefitte. An der table d'hôte war zwar gestern viel die Rede von einer Bärenjagd, die übermorgen stattfinden sollte. Ich hätte gar gerne einen Bären in seinem Revier gesehen und wäre vielleicht mit auf die Jagd gegangen, hätte ich nicht unterdeß einen ganz verständigen Bericht über diese Bärenjagden in den Bädern gelesen, aus dem sehr klar hervorging, daß bei dieser Jagd nur solche Bären geschossen werden, die man den Leuten aufbindet. Alljährlich richten die Guides mehrere solcher Bärenjagden ein, die aber keinen andern Zweck und auch nie ein anderes Ergebniß haben, als ein halb Dutzend Fünffrankenthaler aus der Tasche des geprellten Jägers in die der pfiffigen Guides zu spielen. Ich bin zu sehr Bär meiner Natur nach, um mich durch Essig fangen zu lassen. Und so zog ich ruhig weiter.

Es war noch ein schöner, ein Abschiedstag in den Hochpyrenäen. Der Weg von Coterez in die Ebene führt zuerst nach Pierrefitte. Von Coterez bis Pierrefitte folgt er dem Bergstrom, dessen Wunder wir gestern sahen, und dieser wühlt sich bis Pierrefitte ein tiefes Bett zwischen steilen, hoch aufsteigenden Bergen. Mit jeder Wendung ändert sich die Scene; für jede derselben hätte ich freilich immer wieder nur dieselben Linien und Farbenausdrücke,

aber dem Auge und dem Herzen, zugänglich für dergleichen, thun sie unendlich wohl.

Bei Pierrefitte öffnet sich die Schlucht und bietet eine Aussicht in ein Thal und auf ein Dörfchen tief zu unsern Füßen, die abermals eines der reizensten Alpenbilder darstellen: das ärmliche Dörfchen mit seinen schwarzen Dächern, die Felder, Wiesen, Fruchtgärten von einem hüpfenden Bergstrom bespült. Links werden die Berge kleiner und zu gerundeten Hügeln, rechts sind sie auf ihrer Kuppe mit nackten Felsen gekrönt, tiefer unten grüne Tannen und Eichen, und an ihrem Fuße liegen üppige Wiesen und Gärten. Selten sah ich übrigens ein so ärmliches Dörfchen, wie dieses, und auch nirgends so viele Kröpfe.

Argelles liegt schon mehr der Ebene zu. Am andern Ende des Städtchens fand ich Kastanienbäume ganz kolossaler Art, und legte mich unter einen solchen zu meinem zweiten Frühstück. Ich hielt ein Mittagsschläfchen wie ein Prinz, der nicht weiß, daß er ein Prinz ist.

Nach und nach hatte sich die ganze Natur geändert. Die Bäume wurden kräftiger, das Laub voller, die Berge runder; man ahnete die Ebene, und vor Lourdes fand ich die letzten Hügel der Hochpyrenäen.

Es war ein schöner Sonnentag mit drohenden Gewitterwolken. In der Ebene hatte es geregnet; die Sonne trocknete wieder auf. Ein feiner Duft lag auf den weiten Feldern. Und ich fühlte heute mehr als sonst, wie schön mich diese Schönheit erregte: Ernst, Ruhe, Einfalt — Kampf, Aufruhr, Keckheit, das sind die Gegensätze. In der beginnenden Ebene ahnt, erräth man beide, und wenn ich mir einst ein Hüttchen baue, so lege ich es an den Fuß eines Gebirges, da wo die Ebene aufhört und die Berge beginnen.

Es träumt sich so schön, wenn das Herz voll ist des Schönen. Ich sah die Hütte, ich sah den Berg, ich sah den Strom — aber als ich um die letzte Ecke der Berge vor Lourdes beugte, sauste mir ein Sturmwind mit Schlossen entgegen. Das ist's. Meine alte Wirthin in Dublin schenkte mir zum Abschied ein Siegel: ein Schiff auf wilden Wogen; sie wußte nicht, wie schön das Bild paßte, und darunter steht geschrieben: „such is live.“

IV.

Béarn.

Geschichten.

Béarn kommt schon unter dem Namen **Beneharnum**, **Benearnum** in den **Novempopulani** der Römer, als einer der neun Volksstämme vor, und ebenso das später mit ihm vereinigte Oleron (**Illurum**). Die Römer wurden hier ebenfalls von den Germanen, erst den Vandalen und dann den Gothen verdrängt. Die Letztern faßten so festen Fuß, daß man ihre selbstständige Spur bis ins siebenzehnte Jahrhundert und später verfolgen kann. Wir haben auch anderswo ihre Nachkommen in den Cagots, den „Gothenhunden" wieder erkannt. Die Mehrzahl der Gothen, in die letzten Thäler der Pyrenäen zurückgedrängt, wurde von dem Geschicke der Bewohner derselben, dem Cretinismus, um so rascher ereilt, als ihre Abstammung und ihr Arianismus sie nur noch mehr auf sich selbst anwieß und von jeder Vermischung des Blutes ausschloß. Im Lande Béarn aber wußten die Cagots die Entartung mehr ferne zu halten, blieben rüstig und kräftig, und behaupteten bis ins siebenzehnte Jahrhundert hinein die aristokratischen Vorrechte der Eroberer. Die Staaten von Béarn wurden noch im Jahre 1642 angegangen, den „Gothen-hunden" von Oleron zu verbieten, Taubenthürme — das Zeichen des adeligen Besitzes — an ihre Häuser zu bauen; und ebenso den Cagots

von Mons zu untersagen, Waffen und Ritterkleider, Mäntel und Stiefel zu tragen.*)

Im sechsten Jahrhundert setzen sich die Vascons (Basken, Gaskons) in den westlichen Pyrenäen fest, und rücken von dort aus ins flache Land und nach und nach immer weiter vor. Sie waren auch eine Zeitlang die Beherrscher von Béarn und Oleron und drückten durch Vermischung mit den Urbewohnern und den frühern Einwanderern diesen vielfach ihren eigenthümlichen Stempel auf. Ein keckes und leichtes, und doch rüstiges und nachhaltiges Volk ging nach und nach aus der Mischung celtischen, romanischen, germanischen und iberischen Blutes hervor.

Die Geschichte der Herrschaft dieser vaskonischen Her-

---

*) Man hat diese Zustände mißverstanden, indem man, durch die Cagots der Pyrenäenthäler und ihren Cretinismus verleitet, auch bei den übrigen Cagots an Cretinen und dergleichen dachte. So behaupten einige Geschichtschreiber des Südens, die Cagots seien auf die Idee, sich als eine privilegirte Klasse zu betrachten, dadurch gekommen, daß sie wie die Aussätzigen behandelt worden, und diese steuerfrei gewesen. Man suchte das spanische Wort: „gato", „aussätzig", in den Namen cagots hineinzuethimologiren. Da die „Gothenhunde" von Béarn aber rüstig, kräftig und gesund waren, so sagte man einfach, sie seien „inwendig aussätzig."— Die Unterstellung ist eine Verirrung, die nur Folge des Umstandes ist, daß man sich später nicht mehr recht zu erklären wußte, wie „Gothenhunde" zu Ansprüchen auf Ritterthum kommen konnten, obgleich diese Ansprüche vollkommen in der Natur der Verhältnisse liegen. Die Franken, die Gothen, waren in Mehrzahl die Väter alles Adels in Frankreich. — Noch ist es auffallend genug, daß während die Gitanos, die Abkömmlinge der Söhne der Wüste, es nie zu festen Arbeiten bringen konnten, und Pferdehändler, Schafsscheerer und Vagabonden blieben, die Abkömmlinge der Söhne des Nordens in Oleron, in Mons ꝛc. in Mehrzahl rüstige Handwerker, meist Zimmerleute und Schreiner, wurden.

zoge gehört an eine andere Stelle. Nur so viel hier, daß nach und nach auch im Bearner Lande die ursprünglichen Volksstämme der von den Vascons eroberten Länder sich halbwegs von ihnen wieder befreien konnten.

Im elften Jahrhundert tritt das Bearnerland wieder selbstständig hervor. Gaston, Sohn Centuls, eines Abkömmlings der vasconischen Herzoge, erhält Bearn als eine selbstständige Grafschaft, und wird in dieser Eigenschaft von dem Herzoge von Aquitanien anerkannt. Er vermehrt sein Reich durch eine Heirath mit Beatrix, der Erbin der Grafen von Bigorre, und vereinigt so Bearn, Oleron und Bigorre zu einem einzigen Besitzthum, was von nun an der Kern der Bearner Herrschaft bleibt.

Gaston ist der Gründer des ersten Bearner Fürstenstammes. Er war ein tapferer Ritter, und half durch seine Kriegsmaschinen die Städte des gelobten Landes erobern. Der Dichter des befreiten Jerusalems hat auch seinen Namen auf die Nachwelt gebracht. Doch hat Gaston selbst dazu gethan, sich auch in seinem eigenen Lande zu verewigen. Er sammelte die Gesetze des Landes und gab den Städten Freibriefe, die mit den Rechten des Volks sein Andenken der Nachwelt zutrugen. —

Die Fors von Oleron sind die älteste Gesetzsammlung des sich nach und nach selbstständig entwickelnden Frankreichs, zwanzig Jahre älter als die bekannten Assisen von Jerusalem. Diese Fors von Oleron sicherten den Städten eigene Gemeinden und selbstgewählte Gemeindevorstände, ordneten den Kriegsdienst der Bürger so wie die Abgaben, und machten die höheren Beamten verantwortlich für das Heil der Bürger. Es gab vier Städte im Lande: Morlaas, Orthez, Oleron und Sauveterre, die jede als eine geschlossene Gemeinde bestanden. Das Land war in fünfzehn Vics

(Vicegrafschaften) eingetheilt. An der Spitze der Regierung stand der Fürst, aber er hatte weder die unbeschränkte Gesetzgebung, noch war er selbstständiger Richter und unabhängiger Verwalter des Landes. Eine Art Obergerichtshof, der „Hof von Béarn“, hatte das Gesetzgebungsrecht, und war zugleich das höchste Gericht. In den Landestheilen, die den Fürsten oder den Großen selbstständig zugehörten, ernannten diese ein Geschwornengericht (jurato), „die Recht über die Streitigkeiten der Bewohner sprachen; selbst zeugten über Alles, was sie wußten; und die Wege frei und rein von Räubern halten mußten. Sie urtheilen und zeugen nach Pflicht und Gewissen ohne Freund und Feind zu achten, und ohne irgend einen Lohn; wer einen Lohn annahm, konnte nie mehr Geschworner sein, und sein Zeugniß war in Zukunft ohne Werth.“*)

In den Gemeinden wurden die ausfallenden Geschwornen gewählt, und zwar von dem Bayli, „nach gepflogener Berathung und dem Rathe der übrigen Geschwornen.“ Der Bayli war der Vorsteher des Geschwornengerichts. Eine zweite Instanz bildete der Gerichtshof des Vic, der aus den Herren des Landes bestand. Von diesem Gerichte selbst konnte man sich an den Hof von Béarn berufen, so oft das Urtheil den Fors entgegen war, oder die Richter sich hatten bestechen lassen.

Die Strafgesetze bekunden die Strenge jener Zeit und das Rechtsgefühl der Barbaren. Der Mörder, der sich nicht durch eine Buße freikaufen konnte, wurde lebendig unter der Leiche des Ermordeten begraben. Wer eine bereits bezahlte Schuld noch einmal einforderte, und

---

*) **Fors de la vallée d'Aspe.**

dazu einen Schuldschein vorbrachte, dem wurde dieser Schuldschein mit einem Nagel, halb so groß als der Daumen, an die Stirne angeschlagen.

Das war der Geist dieser ersten Gesetzgebung; der Charakter der Barbaren des Nordens scheint hier kaum verkennbar. Das Wesen des Bearner Geschwornengerichts, zugleich Richter und Zeuge, ist vollkommen dasselbe wie das aller germanischen Volksrechte.

Der Freibrief der Stadt Morlaas (Morlan), der später auf die andern Städte des Landes überging, hieß: „Ich, Gaston, Vicegraf von Béarn, Sünder und mein Heil denkend, befreie und erkläre frei die Stadt Morlans zu Ehren Gottes und des heiligen Peter von Cluny und des heiligen Foi von Morlans. So will ich, daß Niemand in der Stadt Quartier nehmen, Kühe, Schweine, Schafe und alle andere Sachen wegnehmen, sondern daß Alles gesichert sein soll; und das in Liebe zu Gott und zum Heile meiner Seele.“ —

Die Geschichte der Fürsten dieses ersten Herrscherstammes von Béarn beschränkt sich im Wesentlichen auf ihre Theilnahme an den Kämpfen der Spanier gegen die Mauren. Sie waren die tapfersten und bedeutendsten Bundesgenossen der Herrscher von Aragonien und Navarra, und schon hier beginnt eine Gemeinschaft der Interessen und Bestrebungen, die später auch zu einer thatsächlichen Verbindung der beiden Länder von Béarn und Navarra führen sollte. Gaston selbst zog nach Navarra und Aragonien, wurde Oberbefehlshaber der Heere des Landes, und starb in einem Hinterhalte, den ihm die Mauren gelegt. Centule, sein Sohn, hatte dasselbe Geschick, und hinterließ nur eine Schwester. Ihr Sohn Peter (sein Vater war ein Graf von Gabaret) starb jung und hinterließ einen unmündigen

Knaben, Gaston V., der bis zum Tode seiner Großmutter unter ihrer Vormundschaft regierte.

Bei ihrem Tode ernennen die Großen des Landes Raymond, den langjährigen Bundesgenossen der Bearner Fürsten, den König von Aragonien und Grafen von Barzelona, zum Vormund ihres jungen Herrschers. Letzterer heirathet eine Infantin von Navarra und stirbt dann ebenfalls ohne Erben, so daß die Herrschaft seiner Schwester Maria von neuem zu einer Vormundschaft des Königs von Aragonien Alphons, Sohn Raymonds, führte. —

Diese erbliche Vormundschaft aber weckte die Herrschbegierde des aragonischen Fürsten, so daß Alphons das Regiment der unmündigen Prinzessin dazu benutzt, um sich selbst in Béarn festzusetzen. Er verheirathet die Prinzessin an Wilhelm von Moncade, einen Ritter spanischer Abkunft, und zwingt Maria, seine eigne Oberherrschaft über das Land anzuerkennen.

Die Geschichte der Zeit dieser Vormundschaftsherrschaft der aragonischen Fürsten ist in Dunkel gehüllt. Aber sie empörte das Selbstständigkeitsgefühl der bearner Großen, so daß diese, des Weiber- und Fremdenregiments zuletzt überdrüßig, selbstständig zur Wahl eines neuen Fürsten schreiten. Die Chroniken der Zeit erzählen:

„Béarn war ohne Herrscher, und zu der Zeit hörten die Großen des Landes mit Lob von einem Ritter in Bigorre sprechen; sie gingen und holten ihn, und machten ihn zu ihrem Fürsten für ein Jahr, und dann wollte er ihre Fors und Gesetze nicht halten: die Stände von Béarn versammelten sich dann in Pau, forderten ihn auf ihre Fors und Gesetze zu halten, und als er nicht wollte, erschlugen sie ihn vor dem versammelten Hofe der Stände.“ —

„Item, hierauf sagte man viel Lobes von einem

Ritter der Auvergne, und sie machten ihn zu ihrem Fürsten für zwei Jahre. Und darauf zeigte dieser sich zu stolz, wollte ihre Fors und Gesetze nicht halten, und so ließ der Hof der Stände ihn auf der Brücke Saraut durch einen Ritter erschlagen, der ihn rücklinks durch einen großen Lanzenstoß niedermachte."

„Item, wieder hierauf hörten sie mit Lob von einem Ritter in Catalonien sprechen, der von seiner Frau zwei Kinder auf einmal gehabt, und die Leute von Béarn beriethen unter sich und schickten zwei **prud'hommes** des Landes, um Eines seiner Kinder zu ihrem Herrn zu machen. Und als sie da waren, gingen sie sicher und fanden sie alle beide in ihrer Wiege liegen, Eines mit geschlossenen Händen, das Andere mit offenen Händen, und sie wählten das mit offenen Händen. Der wird freigebig sein, sagten sie, und brachten ihn mit." —

Dieser freigebige Knabe hieß Gaston Moncade, und scheint ein Abkömmling der bearner Fürstin Maria und Wilhelm Moncade's gewesen zu sein. Er gründete das zweite Fürstenhaus der Bearner, herrschte als Gaston **VI.** und starb ebenfalls ohne Kinder, worauf dann sein Bruder, der Knabe mit geschlossenen Händen, Wilhelm Raymond, der erste seines Namens, zum Herrscher des Landes gewählt wurde.

Er war ein weiser Fürst. Die Minderjährigkeitsherrschaften, die Regentschaften fremder Fürsten, die Wahlen selbst hatten das Land verwildert. Wilhelm Raymond **I.** stellte die Verwaltung wieder her, und ordnete von neuem die Gesetze des Landes. Er erhielt den Beinamen des Gesetzgebers.

Der „Hof von Béarn" **(Cour majeure)** bestand aus dem Fürsten, dem Adel und den Abgeordneten der Gemein-

den, wie wir gesehen, und war zugleich die höchste gesetzgebende und auch die höchste richterliche Behörde. Wilhelm Raymond setzte in dem Hofe von Béarn selbst die Trennung der richterlichen und gesetzgebenden Behörde durch. Es wurde ein eigenes Gericht von zwölf Geschwornen (**Jurats**) ernannt, die von nun an in letzter Instanz entschieden. Der Name Geschworne erinnert noch an die germanische Institution; der Gerichtshof aber wurde etwas Anderes als ein Geschwornengericht im Sinne dieses Namens. Das Wort war geblieben, der Geist in der Zeit der Anarchie halbwegs untergegangen. Die zwölf Geschwornen waren die ersten zwölf Großen des Landes *) und ihr Amt als Richter war erblich. Die zwei Bischöfe des Landes und der Fürst waren geborene Mitglieder des Gerichts. Die Baylis waren die Gerichtsvollzieher, die die Geschwornen zusammenberiefen, die Angeklagten vorluden, und das Urtheil vollstreckten.

Dieses höchste Geschwornengericht schuf eine neue Aristokratie, die nach und nach den „Hof von Béarn" selbst mehr und mehr in den Hintergrund verdrängte, sich seines Namens zu bemächtigen wußte, der ganzen Staatsorganisation gleichsam eine neue Grundlage gab, und das Wesen der bestehenden Gesetze änderte. — Die übrigen Gerichte des Landes mochten bald genug sich an dem höchsten Gerichtshofe ein Beispiel nehmen, und so erklärt es sich von selbst, wenn nach und nach die Geschwornengerichte verschwinden, und anstatt des Volks wir endlich königliche und

*) Die Herrn von Navaille, Andouins Lescun, Coarai, Gerderefte, Gayrousse, Cabaston, Arros, Mioffens, Domi, Miramon und Mirepoix.

fürstliche Richter finden. Doch gehörten Jahrhunderte dazu, um diese Umgestaltung zu vollenden, und oft genug kann man den Uebergang verfolgen.

Unterdessen tritt die Geschichte des Volkes und der Institutionen in den Hintergrund, und nur die Fürsten und Großen nehmen an den Ereignissen Theil. Der Kampf zwischen England und Frankreich um die Herrschaft des Landes läßt sie bald auf der einen bald auf der andern Seite der Kämpfer erscheinen, bis zuletzt Gaston VII. den schließlichen Sieg Frankreichs mit erringen hilft und Bayonne erobert.

2.

Mit Gaston VII. stirbt das Haus der Moncade aus. Seine Schwester Marguerite bringt das Land an die Familie ihres Gatten Roger Bernhard III. Graf von Foix. Gaston, ihr Sohn, Graf von Foix, wird der VIII. Graf seines Namens in Béarn.

Die Geschichte dieses Stammes ist ein Drama mit der Lehre: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lang lebest auf Erden."

Es war eine wilde Zeit, die des vierzehnten Jahrhunderts. Und die Grafen von Foix gehörten zu den Wildesten ihrer Zeit. Gaston I. (VIII.) konnte nicht abwarten, bis seine Mutter gestorben, und ihm ihr Erbe abgetreten war. Er waffnete gegen sie, drang in ihr Land ein, und nahm ihr zwei Schlösser weg. Er starb bald nachdem er sein Erbe angetreten, und hinterließ es seinem unmündigen Sohne Gaston II. (IX.) Kaum zum Mannesalter herangereift, bekämpft auch dieser seine Mutter, Jeanne d'Artois, nimmt sie gefangen, und hält sie eine Zeitlang in Fesseln.

Seine wilde Tapferkeit trieb ihn von einem Kampfplatze zum andern, bis er zuletzt in Spanien einer Krankheit erlag.

Sein Sohn Gaston III., seiner Schönheit wegen Phoebus genannt, war ein Held, wie kein Zweiter seiner Zeit. Er beginnt seine Laufbahn als Herrscher von Béarn damit, daß er sowohl dem Könige von Frankreich als dem von England den Huldigungseid verweigert. Zufällig beim Antritt seiner Regierung in Paris anwesend, ließ ihn der König von Frankreich festnehmen, und ins Chatelet einsperren, was dann von der andern Seite beweißt, daß wenn die Fürsten Frankreichs ihre unabhängige Selbstständigkeit behaupteten, die Könige von Frankreich dennoch nach und nach ihrer Macht mehr und mehr bewußt wurden und Nachdruck zu geben bereit waren. Wieder freigelassen, trieb ihn seine Thatenlust bis nach dem höchsten Norden hin, um mit den deutschen Rittern die Slaven zu bekämpfen. Heimgekehrt finden wir ihn unter den Siegern der Jacquerie, und als diese gerichtet war, zog er gegen die Fürsten von Armagnac, die nächsten Nachbarn, die bittersten Feinde der Grafen von Foix und Béarn. Die drohende Gefahr des Landes vereinigte ihn später mit dem Heere der französischen Könige gegen das von England. Der Friede von Bretigny aber gab ihm von neuem Gelegenheit, den Kampf gegen die Armagnacs wieder aufzunehmen. Endlich aber fand durch Vermittelung des Papstes Gregor XI. eine Art Versöhnung zwischen Beiden statt; die dann noch einmal beide Grafen zu den tapfern Gehülfen Frankreichs gegen England machte, und letzteres überall zurückdrängen half.

Zum Lohne wurde Gaston Lieutenant-general von Languedoc. Hierdurch wuchs seine Macht auf eine Weise, daß sehr bald, unter der Minderjährigkeitsregierung Karl

VI., die Herrscher von Frankreich den Vasallen zu fürchten begannen, und ihm dann die Regierung von Languedoc wieder nehmen wollten. Die Städte des Südens aber zogen einen südlichen Fürsten vor, und schlossen sich Gaston, als dieser zu den Waffen greift, um den neuen Besitz zu vertheidigen, fest an. Es kam zu einem Kampfe, in dem der Graf von Béarn den Herzog von Berry, den neuen Lieutenant-general des Königs, schlug, zuletzt aber dennoch Gründe fand, nachzugeben. *)

Diese Großmuth selbst hob den Ruhm Gastons höher, als gewonnene Schlachten es im Stande gewesen sein würden. Sein Hof in Orthez wurde der glänzendste im ganzen Lande weit und breit, und Könige konnten es dem Herrscher von Béarn und Foix nicht gleich thun. Das Volk sah diesen Glanz mit Staunen, und begann die Macht seines Herrschers für eine übernatürliche zu halten. Solche Wunder konnte nur eine höhere, übermenschliche Hülfe schaffen, und so entstand die Sage, daß ein unsichtbarer Geist, Othon genannt, stets dem Befehle Gastons gehorchen müsse.

Und wirklich waltete über diesem Hof ein höherer Geist, der eines furchtbaren Verhängnisses.

Gaston hatte Agnes von Navarra, die Schwester Karls,

---

*) Das Volk des Südens nahm den wildesten Antheil an diesem Kampfe. In Beziers wurden die Notablen, die mit den Franzosen hielten, in einem hölzernen Thurme verbrannt. Der Plebs trat überall für den südlichen Fürsten in die Schranken, aber seine Grausamkeiten gegen die Edeln des Landes mochten Gaston Pöbus mehr als alles Andere bewegen, es nicht zum Aeußersten kommen zu lassen. — Der Geist der Jacquerie beseelte auch die ergebenen Anhänger Gastons, und er mochte von seinen Freunden mehr als von seinen Feinden fürchten.

den die Geschichte le mauvais getauft hat, geheirathet. Aber der wilde Sieger war nicht im Stande, seine Gattin durch Liebe zu fesseln. Es kam zum Bruche zwischen Beiden und Agnes zog sich an den Hof ihres Bruders zurück. — Sie hatte ihrem Gatten einen einzigen Sohn gegeben. Dieser, wie sein Vater Gaston genannt, sollte Beatrix von Armagnac heirathen, aber ehe die Verbindung zu Stande kam, wünschte Gaston der Jüngere seine Mutter, die er stets geliebt hatte, noch einmal wieder zu sehen, und erhielt endlich die Erlaubniß seines Vaters, sie am Hofe Karl II. von Navarra zu besuchen.

Der Sohn hatte seine Eltern mit einander aussöhnen mögen; sein Onkel, Karl der Böse, gab ihm zu dem Ende ein Pulver mit der Versicherung, daß wenn sein Vater dasselbe in einem Glase Wein einnehme, seine Liebe zu seiner Frau von neuem unwiderstehlich erwachen werde. In Orthez angekommen, versuchte der Sohn Anfangs seinen Vater zu einer Aussöhnung mit seiner Mutter zu bereden. Aber Gastön Phöbus hatte ihre Stelle durch eine andere, „die schöne Marguerite" besetzt, und verbot dem Sohne je wieder von Aussöhnung zwischen seinem Vater und seiner Mutter zu sprechen.

Außer Gaston hatte der Graf von Foix noch einen andern Sohn, den Bastard Ivain. Eines Tages gerieth dieser mit seinem Bruder Gaston in Streit. Gaston vergriff sich an Ivain, und nur die Zwischenkunft des Vaters verhinderte eine blutige Rache dieses gegen jenen. Aber Gaston hatte Ivain sein Geheimniß mitgetheilt, und im Zorne rief dieser, sich an den vermittelnden Vater wendend, aus: „Du nimmst ihn in Schutz, und doch ist er gegen Deinen festen Willen ungehorsam; denn er trägt einen Liebestrank in einem Säckchen auf der Brust, welchen er Dir geben will,

um Dich so durch dessen geheime Kräfte wieder an seine Mutter zu fesseln."

Gaston Phöbus kannte die Welt, in der er lebte, besser als sein Sohn. Er ahnte, welcher Art das Liebespulver Karls des Bösen sein könne, entriß es seinem Sohne, und gab es einem Hunde zu trinken, der augenblicklich leblos hinsank. Ueberzeugt, daß sein Sohn seinen Tod gewollt, stürzte er mit gezücktem Dolche auf ihn zu, und konnte nur mit Mühe von den Anwesenden verhindert werden, augenblicklich Rache zu nehmen. Er befahl dann, ihn in das Gefängniß seines Schlosses in Orthez zu werfen.

Gaston, sich seiner Unschuld bewußt, weigerte jede Nahrung, entschlossen, Hungers zu sterben. Als sein Vater dies hörte, ging er zu ihm hinab in den Thurm, in dem er lag. Seiner Seits an die Schuld seines Sohnes glaubend, und hoffend durch sein Zeugniß die Ehe mit Agnes von Navarra zu brechen, verlangte er von Gaston ein offenes Geständniß als Bürgschaft seiner Reue. Anstatt dessen behauptete der Sohn nur um so fester und um so ruhiger seine Unschuld, je wilder sein Vater wurde, je heftiger er das Geständniß zu erzwingen suchte. Und die Ruhe des Sohnes steigerte die Wuth des Vaters, bis diese endlich brach, und der Vater seinen Dolch in das Herz seines Sohnes und einzigen Erben stieß.

So endete das erste Geschlecht der Grafen von Foix. Aber das Drama selbst war damit nicht ebenfalls zur letzten Entwicklung gekommen. Ivain, der die Ursache am Tode seines Bruders war, fand in Paris nach einem Feste bei einer Feuersbrunst in den Flammen ein furchtbares Ende.

Die schöne Marguerite, die Maitresse Phöbus, war vielleicht die Hauptveranlassung des Sohnesmordes. Eines Abends, kurz nach dieser That, glaubte Marguerite, als sie

ihr Nachtgebet sprach, in ihrer Betkammer dreimal tief seufzen zu hören. Als sie aufblickte, wähnte sie den Schatten des ermordeten Gaston an ihrem Fenster vorüberziehen zu sehen. Von dem Augenblicke an war ihre Ruhe hin, und ein paar Wochen später starb sie von Angst und Herzensqual aufgerieben. *)

Gaston selbst floh dann sein Schloß, suchte abermals in Schlachten Ruhe, ohne sie zu erlangen. Wieder heimgekehrt fand er in einer mildern Herrschaft in Friede und Ordnung für seine Staaten ein Mittel, das bessere Wirkung gethan haben mag. Aber dennoch schien seine Kraft gebrochen, er lebte freudlos, bis ihn endlich im Hospital von Rion, nach einer Bärenjagd, eben als ihm ein Page Wasser über die Hände zur Reinigung vor der Tafel goß, ein jäher Tod fällte.

3.

Gaston Phöbus hatte sein Erbe an den König von Frankreich vermacht. Nach seinem Tode aber kam Béarn durch die Schwäche Karls VI. und die Intriguen des Herzogs von Berry, an Matthieu Castelbon, dem Enkel Roger Bernhards I., des Stifters der Bearner Fürstenlinie von Foix. Auch Matthieu starb ohne Erben, worauf dann das Land an seine Schwester und durch sie an ihren Gatten Archembaud de Grailly, Captal de Buch, überging. Die Geschichte weiß von diesen allen nur tapfere Heldenthaten,

*) Dies ganze Drama ruht mehr auf Volkssagen und Volkspoesie als auf geschichtlichen Documenten. Doch ist das Gerippe, Empörung der Kinder gegen ihre Eltern, Ehebruch, Giftversuch und Ermordung des Sohnes durch den Vater, geschichtlich begründet

wie sie überall zu finden sind. Auch der Sohn Archembaud's Jean und sein Enkel Gaston XI. herrschen im Wesentlichen in derselben Art, wie andere Fürsten seiner Zeit anderswo.

Gaston XI. aber war minderjährig, als ihm die Herrschaft des Landes zufiel. Diesen Umstand schienen die Vertreter des Landes benutzt zu haben, um noch einmal ihre Rechte festzustellen. Der Vormund Gastons, Matthieu de Foix schloß mit den Staaten eine Art Vertrag, der die wechselseitigen Rechte sichern sollte, und so wenigstens einen Maßstab für die Verhältnisse zwischen Fürst und Volk jener Zeit giebt. Der Vertrag heißt:

„Im Jahre 1436, am 12. Juli, im Refectorium der Prediger von Orthez, wurden die folgenden Artikel dem sehr hohen, excellenten und mächtigen Herrn Gaston, von Gottes Gnaden Graf von Foix, Vicegraf von Béarn und Graf von Bigorre im Namen der Prälaten, Barone und Edelleute, der Gemeinden, Dörfer und Thäler des Landes von Béarn — — vorgelegt:

1. „Der Herr Vicegraf schwört auf die Bücher und das Kreuz wie folgt: Bei diesem heiligen Gesetze schwöre ich, daß ich ein treuer und guter Herr für alle Bewohner des Landes und für jeden ins Besondere sein will; ich will sie in allen ihren Fors, Privilegien, Gewohnheiten und Gebräuchen, geschrieben oder nicht geschrieben, in oder außer dem Lande Béarn, erhalten, gegen Alle und gegen mich selbst. Ich will Recht sprechen oder sprechen lassen für die Armen wie für die Reichen, und Jede an dem Orte seines Lebens und seiner Wohnung, und ich will die Urtheile vollstrecken lassen. Ich will ihnen ohne ihre Zustimmung nicht nehmen, was ihnen gehört, noch erlauben, daß es geschehe." — —

3) „Jeder geistliche und weltliche Baron oder andere Herr, der Untergebene hat, die aus seiner Hand Recht und Gesetz empfangen, muß nach Brauch und Gewohnheit diese Untergebenen verhaften und festhalten, wenn sie ein Vergehen oder Verbrechen begangen haben. Aber wenn Tod oder Verlust eines Glieds erfolgt ist, darf er ihn nicht länger als einen Tag und eine Nacht zurückhalten, wenn der höhere Herr die Auslieferung des Gefangenen verlangt. Aber da Einzelne behaupten, der Herr könne nie seine Untergebenen länger als einen Tag zurückhalten, wenn der höhere Herr seine Auslieferung fordert, so bitten die Barone und Herrn ihn, sie in ihren Gebräuchen zu erhalten, und ihnen ausdrücklich das Recht zuzusprechen, ihre Untergebenen im Gefängniß zu behalten" ꝛc. — —

5) „Die Barone und Edelleute von Béarn glauben sich beschwert dadurch, daß nach den Fors sie ihre Schlösser einmal jährlich dem freundlich oder feindlich gesinnten Herrn abliefern sollten. Die Barone behaupten in diesem Artikel der Fors nicht einbegriffen zu sein." — —

Die Bestättigung dieses Artikels blieb bis zur Großjährigkeit des Grafen ausgesetzt.

6) „Da es vortheilhaft ist, daß es viele feste Schlösser im Lande gebe, damit das Land stark, besser bevölkert sei, und ein schöneres Ansehen habe, so verlangen die besagten Leute, daß in Zukunft jeder ein steinernes Hotel so hoch bauen kann, als ihm beliebt, ohne deswegen der Erlaubniß des Herrn zu bedürfen, trotz des Artikels der Fors, die verbietet, Häuser höher als vier Arases zu bauen."

Auch dieser Antrag blieb unbestätigt und weiterer Berücksichtigung vorbehalten.

7) Fordert rasche und strenge Bestrafung der Diebe und Hehler in den Ländern des Oberherrn.



10) Nur Eingeborne von Béarn sallen dazu verwendet werden Recht zu sprechen.

11) — — „In jedem Falle muß eine vorbereitende Untersuchung vorhergehen; der Angeklagte soll mit seiner Vertheidigung gehört und das Urtheil in dem Districte seines Wohnortes gesprochen werden, wie das geschehen soll nach For und Rechtsbrauch. Für die Brandstiftungen, die man gegen die Güter derjenigen vorgenommen, die man der Ketzerei oder der Vergiftung beschuldigte, ohne daß eine Klage vorgebracht worden, soll Schadenersatz gegeben werden. Ihre Güter sollen in ihren früheren Zustand eingesetzt werden.“ — —

12) „Da seit einiger Zeit in Béarn Criminalrichter eingesetzt worden, gegen den alten Brauch, nach welchem Verbrecher von ihren Geschwornen und den Herren beurtheilt werden, jeder an seinem Orte oder wo das Verbrechen begangen worden, gemäß dem For und dem Rechtsgebrauche, so wird der Herr aufgefordert, diesen Brauch aufrecht zu erhalten —.“ — Die Antwort heißt hier: „Der Herr hat nach der Gewohnheit seiner Vorgänger das Recht, Beisitzer und Räthe des Senechal zu ernennen, und er macht davon Gebrauch. Hierdurch thut er den Geschwornen keinen Abbruch. Er hat seine Richter nie Criminalrichter genannt, und denkt nicht, ihnen diesen Namen zu geben.“

14) „Der Herr soll Niemand, weder Mann noch Weib, festnehmen, und darf sie nicht zwingen, sich gegen den Willen von Vater und Mutter zu verheirathen.“ — —

15) „Der Herr soll nicht erlauben, daß einer seiner Leute sich mit Gewalt irgendwo einquartire.“ — —

17) Beschränkt die Berufung von einem gewöhnlichen Urtheile an den Senechal auf die Fälle der Bestechung

oder eines Urtheils gegen die Fors. „Sonst hat er kein Urtheil, und muß die Sache an das gehörige Gericht zurückverweisen."

18) Fordert, daß der Herr nur Einmal, und zwar beim Regierungswechsel, seine Rechte eintreiben dürfe.

19) Bestimmt, daß der Landesherr nie einen Hof oder ein Verhör halte, als vor der **Cour majeure**, und daß ein Senechal oder Lieutenant das Land Béarn, Aspe, Ossau und Barretons durchziehe, und durch die Geschwornen des Ortes nach den Fors und Rechtsgebräuchen Recht sprechen lasse.

20) Der Herr soll **Cour majeure** halten so oft er dazu von der Mehrzahl der Bearner aufgefordert worden.

22) Der Herr soll in Béarn nicht mehr als sechs Generalsergeanten und drei Generalprocuratoren ernennen. Die Sergeanten sollen nur in Ermangelung eines Bailli Executionen vornehmen.

23) Er soll keine Geschworne ernennen als auf den Vorschlag der geschwornen Richter, nach Rechtsbrauch.

29) Wenn der Herr einen Senechal ernennen will, so soll er ihn der **Cour majeure** vorstellen. —

Die allgemeinern Beschlüsse dieses Vertrages bekunden ein durchgreifendes Streben nach Recht und Gerechtigkeit. Der Schwur des Fürsten und die Fürsorge für das Verhör und die Vertheidigung des Angeklagten sind die Folgen dieses Strebens. Die besonderen, ins Einzelne eingreifenden Beschlüsse aber bezeugen, daß einmal der aristocratische Geist und dann auch die Herrschermacht des Fürsten seit den durchgreifenden Reformen Raymond des Gesetzgebers zugenommen hatten. Der Geist der Aristocratie war auch in das Volk hineingedrungen; jeder wollte sich ein festes Schloß bauen. Die hohen Barone suchten ihr Recht, ihre Unter-

thanen zu verhaften und allein zu beurtheilen, über die Gränzen der alten Fors auszudehnen, und mußten darin beschränkt werden. Die Gewalt des Fürsten und Oberherrn aber greift überall über die alten Schranken hinaus. Er ernennt eigne Criminalrichter, die in das Amt der Geschwornen eingreifen, eigne Generalsergeanten, die sich neben die alten Gemeinde-Bailli's drängen, und sucht auch die Wahl der Geschwornen selbst mehr und mehr an sich zu bringen. Der obige Vertrag bekämpft diese Richtung der Verhältnisse, aber dieselbe lag in den Zuständen, die erlaubten, ein festes, erbliches Baronengeschwornengericht an die Stelle eines freien, alle Interessen des Landes vertretenden Gerichts zu setzen. Und trotz des blinden Widerstrebens der Stände des Landes haben diese Zustände auch ihre Folgen naturgemäß entwickelt, und mußten so nach und nach zur Uebergewalt der Staatsregierung und zur Vorrechtherrschaft eines privilegirten Adels führen. —

4.

Gaston XI. heirathete Madame Madeleine, die Schwester Ludwig XI., und starb bald nachher, nur minderjährige Kinder hinterlassend. Ludwig XI. bot sich zum Vormünder derselben an; aber der Ruf des feinen „Meisters“ Ludwig war so gut begründet, daß die Großen von Béarn und Navarra auf keine Weise von seinem freundlichen Anerbieten hören wollten. So blieb die Vormundschaft in der Hand der Madame Madeleine. Während derselben kam Navarra an die Herrscher von Béarn. Eine Prinzessin von Béarn, Eleonore, war Königin, als mit ihrem Manne Jean (1472) der letzte Sprosse des königlichen Herrscherhauses ausstarb. Die vieljährige Verbindung zwischen den beiden Ländern

und Fürstenhäusern ließ diesen Uebergang als naturgemäß erscheinen, und erst später konnte die Eifersucht der Großen von Navarra das Haus von Béarn wieder um seine neue Königskrone bringen. Vorerst ging sie ungestört von dem Haupte der Königin Wittwe Eleonore rasch und unbestritten auf die des jungen unmündigen Fürsten von Béarn, François Phöbus über. Eleonore war vierzehn Tage nach ihrem Manne unversehens gestorben, François Phöbus wurde ebenfalls bald nachher, Flöte blasend, vom Tode überrascht. Wer kann es den Geschichtschreibern verargen, daß sie hier den dunkeln Faden der feinen Herrscherkunst eines Ludwig XI. ahnden. Dennoch aber führte auch dies Mittel, wenn es wirklich angewendet wurde, nicht zum Ziele. Es blieb noch eine unmündige Tochter der Fürsten von Béarn übrig, und diese, Katharine, jetzt Königin von Navarra und Gräfin von Foix und Béarn, wurde die Stifterin eines neuen Geschlechts, das der d'Albert.

Jean d'Albert, ihr Mann, wurde der Stammvater dieses neuen Geschlechts. Es war ein mächtiges Haus, und es klang gewaltig, wenn die neuen Herrn ihre Titel: „König von Navarra, Herzog von Alençon und Nemours, Herr und Souverain von Béarn, Graf von Foix, Herr von Albert, Graf von Perigord, Armagnac, Bigorre und Dreux, Vizegraf von Limoges, Marsan, Türsan, Gabardan, Nebouzan, Tartas, Marennes," herzählten.

Aber der Klang war besser als der Inhalt. Wie leicht die Krone von Navarra erworben worden, so schwer war es sie zu sichern. Zwei große Baronengeschlechter des Landes machten sich die Herrschaft streitig, die Grammont's und die Beaumont's. Und siehe, die jungen Herrscher von Navarra hatten den Alten Etwas abgelernt. Sie wollten so klug sein, wie Meister Ludwig in Frankreich und sich auf

alle Parteien stützen, sie alle zum Narren haben. Der König von Navarra erklärte sich für die Beaumonts, und seine Königin für die Grammonts. Und das Spielchen hatte guten Erfolg; die Beaumont's erstarkten mit Hülfe des Königs, und die Grammont's durch den Beistand der Königin, so daß sie am Ende mächtig genug wurden, sie beide aus dem Lande zu treiben, und es in die Hände der Herrscher von Spanien zu spielen. Karl der Fünfte beerbte das junge Fürstenhaus von Navarra, das versucht hatte, es dem alten Fuchse von Frankreich nachzumachen. Die Eroberung Navarra's durch die spanischen Herrscher ward dann aber die Ursache, daß von nun an die frühern Verbündeten der Könige von Navarra und Aragonien zu natürlichen und ergebenen Bundesgenossen der Könige von Frankreich wurden. Der Verlust von Navarra an Spanien gewann Frankreich auf immer das größte noch unabhängige Fürstenthum in Südfrankreich.

Nach Jean d'Alberts Tod kam sein vierzehnjähriger Sohn Heinrich d'Albert an die Regierung von Béarn und heirathete bald die Schwester des Königs von Frankreich, Marguerite von Valois. Er versuchte vergebens Navarra wieder zu erobern, und trug nur den Ruhm davon, daß Karl V., in seinem spanischen schwerfälligen Stolze dem leichtfertigen Frankreich gegenüber, von ihm sagte: „Es giebt nur Einen Mann in Frankreich und das ist Heinrich von Navarra!"

Unter ihm begann auch die protestantische Bewegung im südlichen Frankreich. Er schloß sich dem Protestantismus halbwegs an. Doch sollte diese Richtung erst unter seinen Nachfolgern klarer hervortreten. Seine einzige Tochter Jeanne d'Albert heirathete Anton von Bourbon, den Prin-

des französischen Königshauses, den Vater Heinrichs IV., Stifter der bourbonischen Königsfamilie in Frankreich.

Unter Jeanne und Anton stellte sich der Kampf, der bei Gelegenheit der Reform in Frankreich stattfand, klarer heraus. Es galt die Krone Frankreichs, und Anton suchte und fand in dem Protestantismus eine Stütze für seine Ansprüche. Wir haben gesehen, wie die klugen Politiker von Béarn in Navarra sich in die Parteien theilten, der König die Eine, die Königin die Andere in Schutz nahmen. Dasselbe Spiel wurde jetzt — aus andern Gründen mit mehr Glück — auch auf die beiden Religionen angewendet. Anton wurde erst protestantisch, während seine Frau katholisch blieb. Später änderten sie die Rollen, und während der König von Navarra wieder katholisch wurde, wurde die Königin dann protestantisch, und blieb es von nun an bis zu ihrem Ende mit dem besten Eifer. Anton wußte aber selbst auf seinem Todbette nicht, welchem Gotte er sich, ob dem katholischen oder protestantischen, empfehlen solle.

Nach dem Tode Antons wurde ganz Béarn protestantisch, denn im Protestantismus lag jetzt der klare Gegensatz gegen die Ligue und die Ansprüche der Lothringer auf den Thron Frankreichs, der von nun an dem Erbprinzen von Béarn, Heinrich von Navarra, in naher Zukunft zu winken schien. Es kam in Béarn selbst zu ernstem Kampfe zwischen den beiden Religionspartheien, der am Ende zum Siege der Protestanten führte.

Wie dieser Kampf zuletzt Heinrich IV. durch die Folgen seiner blutigen Hochzeit in der Bartholomäusnacht zum Könige von Frankreich erhob, haben wir an einer andern Stelle gesehen. —

Mit dieser Erhebung des Bearner auf den Thron Frankreichs hört die Geschichte von Béarn auf. Zwar be-

hielt sich der kluge Heinrich sein Erbland als selbstständig und unabhängig von Frankreich vor, gab ihm eine eigne Verwaltung und Regierung und sogar einen eignen Staatsrath in Pau. Aber nach und nach, je fester sich der neue König von Frankreich auf seinem Throne fühlte, desto weniger mochte ihm die Selbstständigkeit Béarns nothwendig erscheinen; und von vornherein verlegte er das einträgliche Recht der Münze nach Paris.

Mit dem Uebertritte Heinrichs **IV.** zur katholischen Religion ist auch der Protestantismus in Béarn wieder besiegt, und konnte nach und nach und zwar ohne viel Blut und Mühe fast gänzlich wieder ausgerottet werden, was dann noch mehr beweißt, wie oberflächlich die Wurzeln waren, die er im Herzen des Volkes geschlagen. —

Die Verwaltung Richelieus, die Eroberung und Organisation Ludwigs **XIV.** bereiteten die Zeit vor, in der die Revolution auch die letzten Spuren der Selbstständigkeit der Regierung von Béarn zernichten, und das Stammreich der Bourbonen zu einem Departement der niedern Pyrenäen machen konnte. —

Pau, den — Juli.

In Lourdes war vorerst meine Fußreise zu Ende. Um einen Tag zu gewinnen, wollte ich mit der nächsten Diligence nach Pau abfahren, hörte aber, daß nur die Postchaise heute abgehe. Ich nahm den Platz.

Es blieben mir noch ein paar Stunden, die eine Hälfte der Zeit benutzte ich mir, das Schloß, eine Art Citadelle, anzusehen, und die andere, mein Mittagessen abzuwarten. In der Stadt und in dem Schlosse hausten vor Zeiten ein

Geschlecht der Bearner Grafenfamilie. Sie theilten mit ihr das Geschick, bald unabhängig dazustehen, bald England, bald den größern Herrscherfamilien des Südens, den Grafen von Béarn und Foix, anzugehören und zuletzt mit diesen an Frankreich überzugehen.

Von der Citadelle (dem Schlosse) hat man eine schöne Aussicht über das ganze Thal. Die Citadelle aber selbst hat das übertünchte Kleid der neuern Zeit angezogen. Eine Schildwache in rother Hose hält Euch am Thore an, bis sie den Pförtner gerufen, dem sie Euch dann überliefert. Dieser öffnet Euch jedes Fenster, bis ihr Euch von seiner Allwissenheit durch einen Franken oder mehr abgekauft habt.

In den Büchern las ich eine Geschichte des Schlosses, die ich nicht fallen lassen mag, da Andere sie aufgehoben haben. Sie gehört überdies als Episode in das Drama der Ereignisse unter Gaston Phöbus hinein. Ein Ritter Armand von Béarn war zu seiner Zeit Herr des Schlosses in Lourdes. Als Phöbus gegen Ende seines Lebens sich fester an Frankreich anschloß, ließ er diesen Armand von Béarn zu sich kommen, um ihm zu befehlen, sein Schloß an Frankreich abzutreten und dem Herzog von Anjou zu öffnen. Aber der Ritter wollte seinem ersten Bundesgenossen treu bleiben. Er sagte: „Ich bin Euch Treue und Huldigung schuldig, denn ich bin ein armer Ritter Eures Blutes und Eures Landes. Ihr habt mich vorgeladen, hier bin ich und Ihr könnt mit mir machen, was ihr wollt; aber mein Schloß gebe ich nur dem König von England, dem ich Eid und Treue geschworen habe.“ Da durchstach ihn Gaston Phöbus mit seinem Dolche fünfmal, und der Ritter sank hin und sagte sterbend: „**Oh, mon seigneur, vous ne fait pas gentillisse.**“ —

Ich sollte um 5½ Uhr abfahren, und hatte mein Essen auf 4 Uhr bestellt. Drei ganzer Viertelstunden habe ich auf dasselbe warten müssen. Das ist freilich nicht des Redens werth. Aber die Umstände sind fast charakteristisch. Der Herr vom Hause, einem großen, mächtigen „Hôtel", dem ersten des Ortes, war selbst der Koch. Er war ein so schöner, stolzer Mann, daß Napoleon keinen schönern in seiner Garde hatte. Er schritt mit solcher Federkraft in Fuß und Lenden durch sein Küche, wie sie nur selten ein Mann aufzubieten hat. Und kochte meine Suppe. Als ich ungeduldig wurde, begann eine köstliche Comödie. Der Wirth schalt die Magd, daß sie den Tisch nicht gedeckt, schrie und tobte im Hause herum, daß man den Gast so lange hatte warten lassen können, der doch um 5 Uhr abfahren müsse. Aber es rührte sich keine Hand. Zuletzt wurde ich wild, erklärte, daß ich nicht Lust habe, mir den Gaumen zu verbrennen und den Magen zu verstopfen. Und dann tobte der Wirth wie ein angeschossener Eber gegen die Magd, bis die Magd auch ungeduldig wurde, und erklärte, daß sie den Tisch in einer Minute gedeckt haben wolle, wenn das Essen erst fertig sei. Und sie hatte Recht, ich mußte noch eine Viertelstunde warten, nachdem der Tisch bereit war. Und aß dann schlecht genug. —

Aber ich wußte nicht, daß es mit der Post gar keine Eile hatte. Die Chaise wartete ruhig, bis ich fertig war und würde noch lange gewartet haben. Unterwegs gingen wir im Schritt bergauf und bergab, und nur auf ebenem Boden im Hundetrab.

Wir saßen im offenen Karren, der Postillon und ich. Aber die Gegend war sehr schön, und mein Postillon ein sangreicher Bursche, ein guter Junge. Ich lernte von ihm ein neues Lied von der schönen Bäckerin:

J'aime la belle structure
De tes petits pains au lait,
Que la bonne nature
Sur ton sein a fait.

Wenn ich das meiner Bäckerin in Gripp hätte vorsingen können, dann wäre das Brodbacken vielleicht noch besser gegangen.

Schon oft hatte ich die Bemerkung gemacht, daß man im Süden meist Patois spricht und französisch singt Ich frug den Postillon, woher das komme, und er antwortete: das neue Lied von der Bäckerin habe ein Knecht, der aus Perpignan zurückgekommen, mitgebracht. Das war eine sehr dürftige Erklärung. Als er merkte, daß mich die Sache anspreche, sang er in Einem fort; ein zweites Lied, das ein Soldat aus Afrika, ein drittes, das ein Müller aus Paris mitgebracht. Ich frug ihn, ob er kein bearneser Lied kenne, und er sagte: so viel Sie haben wollen. — Und dann fing er eines an, das wenigstens zwanzig Strophen hatte. Die Melodie war eintönig, choralartig, traurig. Er sang noch ein paar und sie hatten alle einen schleppenden Gang. Ich verstand von den zwanzig Strophen nur ein Wort: „**chirurgien major.**“ Und das verhielt sich also: das Lied war die Trauerklage eines betrogenen Hirten. Während er in den Bergen war, ließ sich seine Geliebte von einem andern betrügen. Das hatte dann seine Folgen, und als die Betrogene zum Doktor — zum **chirurgien major** — kam, erklärte dieser ihr, daß wenn sie ihrem Hirten treu geblieben, sie jetzt kein Kind unter dem Herzen trage.

Der Postillon sang mir ein zweites Lied, das er mir ebenfalls übersetzte, und das ich dann anderswo wiederfand. Hier ist es:

LOU BERYÉ MALUROUS.*)



*) Der unglückliche Schäfer.

Dort oben auf dem Berge, am Fuß einer Buche, saß ein unglücklicher Schäfer, in Thränen gebadet, und dachte an den Wechsel seiner Liebe.

„Leichtes Herz, flüchtiges Herz," sagte der Betrübte, „die

Có leüyé, cô boulatye, disé l'infourtunat,
La tendresse et l'amou qui t'ey pourtat,
Soun aco lous rébuts qu ey méritat?

Despucb que tu fréquentes la yen de counditiou,
Qu'as prés û tà baüt bôl, que ma maysou,
N'ey prou baüte entà tu d'à cabirou.

Tas oüilles dab las mies, nous dégnen plus mescla;
Touns superbes moutous, despucb ença,
Nou s'approchen deüs més, qu'en taüs tuma.

De ricbesses me passi, d'aünous, de qualitat;
You nou soy qu'û Pastou, més noun n'y a nad
Que noüs surpassi touts, en amistat.

Enconère que sy praübé, dens moun pétit estat,
Qu'aïmi mey moun Berret tout espélat,
Qué nou pas lou plus bèt chapeü bourdat.

Zärtlichkeit, die Liebe, die ich dir geschenkt — hab ich solche Verachtung dafür verdient?

„Seitdem du mit vornehmen Leuten verkehrst, hast du einen so stolzen Flug genommen, daß dir mein Haus kaum mehr als die Höhe eines Dachsparrens gilt!

„Deine Lämmer verschmähn seitdem, sich unter die meinigen zu mischen, deine stolzen Hämmel nähern sich den meinigen nur, um sie zu bekämpfen.

„Reichthümer entbehre ich zwar und hoher Ehren; ich bin nur ein Schäfer; aber in der Freundschaft übertreffe ich alle Andern!

„Obwohl ich nur arm bin, niedern Standes, liebe ich meine schäbige Mütze mehr als den schönsten, gestickten Hut.

„Die Reichthümer der Welt geben nur Qualen, und der vornehmste Herr mit seinem Gold ist geringer als der Schäfer, der zufrieden lebt.

„Lebewohl, Tigerherz, Schäferin ohne Liebe! wechsele, ja wechsele nur deine Diener; nie wirst du mehr einen finden, wie ich war!"

Las richesses déü moundé nou bèu que ta turmen;
Et lou plus bèt Seignou, dab soun aryen,
Nou baü pas lou Pastou qui biü counten.

Adüi cô de tygresse, Pastoure chens amou,
Cambia, bé pots cambia de serbidou:
Yamey noun trouberas û taü coum you. —

Wort und Musik tragen den Stempel des Volksliedes, einfach, herzlich und doch ganz eigenthümlich. Ich hörte das Lied später noch oft pfeifen und singen; es muß ins Blut des Volkes übergegangen sein.

In St. Pé wechselten wir Pferde und Postillon. Das neue Pferd war verrückt, der neue Postillon ein Stock. Vor jedem Steine scheuchte das Pferd zusammen, und der Postillon guckte nach jedem Vorübergehenden um. Einmal fehlte nur ein Haarbreit und wir hätten im Graben gelegen. Wenn ich vom Pic du Midi durch einen Sturmwind die Felsen hinabgestürzt worden wäre, — nun so würde ich mich in der andern Welt getröstet haben. Aber so auf ebenem Boden um eines verrückten Pferdes und eines stockdummen Postknechts willen Hals, Arm oder Bein zu brechen, wäre doch zu ärgerlich gewesen. Ich fluchte ein klein wenig.

Ich hatte Unrecht, denn wir kamen eben an Estelle und an Betharram vorbei. Estelle ist ein freundliches Dorf, Betharram eine welt-, oder wenigstens Frankreichberühmte Wundercapelle. Die heilige Maria hat sie hier an den Weg nach **Eaux bonnes, Eaux chaudes,** Coterez, St. Sauveur, Bareges gelegt. Aber die hohe Welt fährt vorüber. Daß die hohe Welt dies thut, erklärt sich leicht; aber mein guter Freund, den ich auf dem Wege zum Lac de Gaube fand, der Herr Curé mit seinen vier Dämchen war ganz nahe von hier zu Hause, und hatte mir sogar

viel von Betharram vorerzählt. Wenn ich nur dran gedacht, hätte ich ihn sicher gefragt, woher es komme, daß er auf die Schwefelquelle mehr baue als auf die Wunderquelle in der Kapelle zu Betharram. Ich kannte einen Arzt, der, so oft er krank war, fastete, Wasser trank, und der Natur ihren Lauf ließ. Ich frug ihn, warum er keine Arznei nehme. Er lachte, und sagte: „Als ob ich nicht wüßte, daß wir nichts wissen!“ Und ich kann versichern, das war der gescheiteste und auch der gelehrteste Arzt, den ich kenne, und ein grundehrlicher Mann. Ihr Herrn Bischöfe und Abbé's in Coterez und Bareges, was denkt Ihr von meinem Freunde, dem klugen Arzte? —

Und ich, in meiner Dummheit, ich glaube an Wunder, und bezweifle nicht einen Augenblick, daß der Glaube an Wunder noch heute Wunder genug thun könnte. Ganz natürlich, so natürlich — wie die Kornähre, die aus der Erde wächst. Nur scheint es mir unbezweifelt, daß die geistlichen Herren, die an Betharram vorbei nach Coterez oder Bagneres eilen, auf diesen Glauben nicht recht mehr bauen.

Betharram hat seinen wunderbaren Namen entweder vom arabischen Beit-haram „geweihtem Hause,“ oder vom bearnischen beth-arram, dem „schönen Zweige“. An diese letztere Uebersetzung knüpft sich die Volkssage des Landes. Eine Schäferin fiel eines Tages in den Bergstrom, der unter Betharram vorbeifließt. Die Wellen rissen sie zum Untergange mit fort. Da betete die Beängstigte zur Mutter Gottes, und diese reichte ihr einen Zweig, an dem sie sie aus dem Wasser zog. Den wunderbaren Zweig brachte die Gerettete in die nahe Capelle Maria's, legte ihn auf ihren Altar, und von da an nannte das Volk sie: „Maria zum schönen Zweige: Maria zu Betharram.“

Zur Zeit der Reformation wurde das Kirchlein wie alle andern entweiht, seine Bilder und Altäre umgestürzt. Das Volk erzählte sich Wundergeschichten, die die Wiederherstellung zum Voraus verkündeten. Diese Wiederherstellung fand dann natürlich mit dem Siege des Katholicismus statt. Aber erst von da an schreibt sich der Glanz der Kapelle her. Dasselbe Bedürfniß, das in Rom zum Jesuitenorden führte, machte sich auch anderswo vielfach geltend. Unter dem Schutze der Bischöfe der Umgegend bildete sich in Betharram eine geistliche Gemeinschaft (1621). Von da an wurde die Kirche die erste Wallfahrtskapelle des mittäglichen Frankreichs. Die Congregation baute ein paar Jahre später einen Calvarienberg, und sagte, daß Betharram die höchste Aehnlichkeit mit dem Calvarienberge in Jerusalem habe. Jahr aus Jahr ein geschehen Wunder.*) —

*) Die Mehrzahl sind unverhoffte Heilungen, nachdem alle weltlichen Mittel nicht geholfen. Mehrere sind über allem Zweifel bewahrheitet. Und die an denen sie geschehen, glaubten vor und nachher an sie. Freilich kamen alle Jahre Hunderttausende nach Betharram und es geschieht für diese Hunderttausende mitunter ein Wunder der obigen Art. Wo dieser Glaube herrscht, möchte ich ihn nicht stören, denn er „macht selig." Aber es verhält sich doch mit dem einen Wunder für die hunderttausend Beter, wie mit dem Aberglauben, der in dem einmaligen Eintreffen der bösen Folge, die das umgeworfene Salzfaß, die Dreizehn an einem Tische, hat, die unumstößliche Bestätigung der Vorbedeutung sieht. Die Kranken werden durch ein Wunder geheilt, ein Wunder, wie unser ganzes Leben Eines ist, das mit jedem Athemzuge den hohen Geist bekundet, der sie in uns schafft. — Die Aerzte, die in der Regel dem krassen Materialismus huldigen, haben aber am wenigsten ein Recht die Wunder des Glaubens zu bezweifeln. Denn bei Lichte besehen, thun sie selbst alle Tage mehr Wunder, als je eine Kirche gethan. Ein Arzt verschrieb ein Abführmittel, der Apotheker irrt sich; aber das verhindert den

Das wunderbarste unter allen aber ist sicher, daß trotz ihrer die Congregation kurz vor der Revolution, auf ein paar Geistliche beschränkt, in sich selbst zu zerfallen drohte.

Die Revolution half ein wenig rasch diesem Auflösungsprozesse nach. *Zu rasch, und so weckte sie den Halbtodten wieder auf!!* Die *Gewalt* versuchte Gesetze für die Zukunft zu machen, und die Zukunft höhnte das Bestreben des Unsinns. Der Menschengeist will durch den Geist beherrscht sein, und wer mit dem Schwerte richtet, der ist gerichtet. Gewalt hat keinen Boden. Die Revolution löste die geistlichen Gesellschaften auf, stieß sie aus dem Gesetze heraus. Und von da an stehen sie in Frankreich über dem Gesetze. Erst neulich mußte ein französischer Minister vom General der Jesuiten in Rom Hülfe gegen die Jesuiten in Frankreich erbetteln. Und es ist das nicht Zufall, nicht absichtliche Demüthigung und bedachte Unterwerfung. Die Regierung ist, trotz einer Masse Gesetze, ohnmächtig gegenüber den geistlichen Korporationen, denn diese Gesetze sollten nur zerstören, nicht ordnen, sollten die geistlichen Bestrebungen, die Religion aus dem Gesetze hinaustreiben, und haben sie nur über dasselbe gestellt.

Nur der Geist besiegt den Geist, und so lange die Gewalt nur noch nothwendig ist, beweißt sie, daß der Augenblick der geistigen Entwickelung noch nicht gekommen. Sie dann mit dem Schwerte erzwingen wollen, hat stets

---

Kranken nicht immer, daß das Mittel nicht zur bestimmten Stunde die beabsichtigte Wirkung hat. Unter zehn Kranken, die die Aerzte heilen, werden neun durch ein derartiges *Wunder* hergestellt, der zehnte vielleicht durch berechnete, beabsichtigte und eingetretene Folgen selbstbewußter Heilkunst. —



die Folge, die Getroffenen aus dem Schlummer ihrer eigenen Nichtigkeit, der zum Untergange führte, zu wecken, und ihnen eine erneute Lebenskraft, eine neue Zukunft zu sichern. Die Macht der französischen Geistlichkeit ruht, ebenso gut wie die aller Gegner des Fortschrittes, der Menschenfreiheit und der Geistesselbstständigkeit, in den Mitteln, die die Revolution anwendete um zu einem Zwecke zu gelangen, den Manche, die zu jenen Mitteln griffen, immerhin für heilig anerkennen und um seiner selbstwillen verfolgen mochten. Das ist eine Wahrheit, die nicht oft genug wiederholt werden kann.

Schon unter Napoleon wurden die Pilgerfahrten wieder hergestellt. 1805 war die Kapelle wieder geistliches Eigenthum. 1808 wurde ein „kleines Seminar" in dem frühern Congregationshause errichtet. Dasselbe erhob sich bald zu einem Grand-Seminaire. 1833 wurde endlich auch die alte Priestercongregation wieder hergestellt, „die zahlreicher als früher, unter einer andern Form und Regel, sich einer großen Varietät guter Werke widmen kann." *)

Ein Künstler von Paris, Herr Alexandre Renoir, wurde hieher berufen, den Wallfahrtsort durch seine Marmorstatuen zu verschönern. Man regte sich nach allen Seiten hin, und es gelang, den Wallfahrten wieder eine solche Volksthümlichkeit zu geben, daß an dem bestimmten Tage wieder Hunderttausende hier zusammenströmen.

O, warum ist es nicht möglich, nur an die edlere

---

*) So in einem Büchlein: **Chronique de Beth-arram, par l'Abbé Montpoulèt. Pau 1843.** Die Regel ist nicht mitgetheilt, die der frühern Gesellschaft sehr ausführlich angegeben. Warum dies Vergessen, dies Geheimhalten?



Seite im Herzen der Menschen zu denken, wenn das Heiligste vorgeschoben und offengelegt wird? — Aber die geistlichen Herren reisen in die Bäder, grade so wie die Bankiers, die hohen Beamten, die Löwen und Löwinnen von Paris und London. Dem Volke aber predigen sie den Wunderglauben — und er thut dann die Wunder, die den geistlichen Herren erlauben, mit den Reichsten aller Reichen dort, wo jeder Schritt Geld kostet, Schritt zu halten. —

Es wurde Nacht, als wir in Nay ankamen. Das Gewitter hatte die Luft abgekühlt; ich fühlte mich kalt im offenen Wagen. Das scheue Pferd und der dumme Postillon kamen hinzu, und so blieb ich die Nacht in Nay, und ging erst andern Tages zu Fuß nach Pau. Das gab mir dann Gelegenheit, in Nay am Abende das Treiben der Fabrikarbeiter und Arbeiterinnen auf den Straßen zu sehen. Es war, als ob es gepfropftvoll von Halbbetrunkenen wäre. Und siehe, es saßen nur sechs Leute da; aber die sprachen alle sechs jeder für sechs.

Am andern Morgen zog ich mit Wollust durch die schöne Ebene, belebt von üppigen Hügeln und blattreichen Baum- und Heckenalleen. Die Dörfer bekunden Wohlstand, die Leute wurden von Dorf zu Dorf schöner, und als ich Pau nahe kam, begegnete ich einer Menge Bauernmädchen, die vom Markte heimkehrten, und die jede einen tüchtigen Mann und schmucken Burschen verdient hätten. — In einem der Dörfer fiel mir ein Maibaum auf, eine hohe, geschälte Tanne mit Kränzen oben. An ihm hing ein Zettel: **Vive la réligion et ses ministres!!** In

einem andern Dorfe war ebenfalls einer, aber hier hieß es einfach: **Vive Jacques Maillard!** Ob der ein Herr Pfarrer, Küster oder sonst ein schlichter Bürger war, und somit der Maibaum sowohl für; die Gesammt- als für die Privatfeste gebräuchlich ist, kann ich nicht sagen. —

Endlich erreichte ich Pau.

Pau ist eine Stadt neuerer Zeit. Sie wurde im zehnten Jahrhundert durch ein Schloß begründet, erhielt aber erst im fünfzehnten eine größere Bedeutung und Stadtrechte. Ihr Name kommt von **Pal (palus, pao, pau,)** Pfahl her. Gaston Phöbus legte 1350 das gegenwärtige Schloß hier an, das später zur Residenz der bearner Fürsten wurde, neue Bewohner in die Stadt zog und zuletzt dadurch eine größere Berühmtheit erhielt, daß Heinrich IV. in ihm geboren wurde. Gegenwärtig ist das Schloß verlassen, und die Stadt nur noch eine — „schöne Stadt". Fast an allen Häusern standen „Zimmer zu vermiethen" angeschlagen. Die Luft in Pau soll sehr gesund sein, die Stadt ist gut gebaut, die Umgegend schön, das Leben wohlfeil. Das Alles zusammen rief eine Menge Fremden hierher, und so wurde das Zimmervermiethen zu einer Industrie für die Bewohner von Pau. Es ist fast die einzige, die sie betreiben, und ich denke mir, eine, die ihnen vollkommen ansteht. Man verdient dabei sein Geld, ohne sich viel Mühe zu geben. Aber sie wollten zu viel verdienen, wurden immer theurer, und trieben auf diese Weise viele der Fremde wieder weg; so daß sie jetzt wieder ganz wohlfeil sein müssen. Daher die vielen „**chambres, appartements et maisons garnies à louer.**"

Außer dieser Industrie giebt es noch eine unbedeutende in Linnengewebe. —

Die Stadt ist regelmäßig gebaut, hat breite, luftige

Straßen, und liegt sehr schön. Aber die Hauptsache sind doch der Park und das Schloß.

Der Park besteht aus einer engen Erhöhung, die eine weite Strecke am Fluße vorbeiführt. Schöne, hohe Eichen, Buchen und Stauden geben Schatten und verdecken die Enge des ganzen Raums. Man übersieht von dem Hauptspaziergange das Thal des Flusses, die Hügel hinter demselben, die Berge weiter zurück, und die Hochpyrenäen in letzter Linie. Das Alles dacht sich terrassenartig ab, bis zu dem schönen, fruchtbaren, baumreichen Thale und dem lebendigen Bergstrome, der hier allgemach zu einem Flusse wird. Wenige Städte mögen einen schöneren Abendausflug haben.

Aber ich habe ihn sechsmal in den vier Tagen durchlaufen, und habe kaum sechs Leute, gewiß keine sechs Franzosen in ihm gesehen. Ich war an einen Bewohner von Pau empfohlen, er war ein ältlicher Mann, und ich sah mit Freuden die Rührung, mit der er von dem Eindrucke des Parks sprach, als er vor einigen Tagen, seit zwei Jahren zum erstenmale wieder, in ihm gewesen. Und er war seit zwei Jahren keine zwei Wochen von Pau abwesend.

Das Schloß ist nicht schön, und wird jetzt schön gemacht, aufgeputzt. Heinrich IV. wurde in ihm geboren. Wir sahen in ihm das Bett der Königin Jeanne, Heinrichs Mutter; die Wiege Heinrichs, eine große Schildkrötenschaale; und endlich ein paar Porphyrvasen, die Bernadotte dem Könige Louis Philipp geschenkt.

Die Schildkrötenschaale hat auch ein Wunder erlebt. Sie wurde 1795 von den Ohnehosen verbrannt und zwar auf offenem Markte in Pau. Das verhindert nicht, daß wir sie gestern leibhaftig im Schlosse wiedersahen. Der

Schloßcicerone behauptet, ein Herr So-und-so habe sie vertauscht, und eine Pseudowiege und Pseudoschildkrötenschaale sei verbrannt worden. Wollen deswegen nicht streiten.

Die Chronik erzählt eine Anecdote über die Geburt Heinrichs. Sein Großvater Heinrich II. von Navarra, derselbe, den Karl V. für den einzigen Mann in ganz Frankreich erklärte, hatte von seiner Tochter Jeanne verlangt, daß sie nur in seinem Schlosse zu Pau niederkommen dürfe. Als diese daher ihre Zeit herannahen fühlte, verließ sie ihren Mann und kam nach Pau. Hier angekommen, zeigte ihr Heinrich eine große goldene Büchse, die mit einer goldenen Kette umwunden war. Er sagte: „In dieser Büchse ist mein Testament, und Büchse und Kette und Tetestament sind Dein, sobald Du mir Dein Kind gezeigt hast. Aber Du bekommst sie nicht, wenn Du Dich nicht tüchtig beweist, und mir bei der Geburt ein Béarner Liedchen singst.“ Am 18. December 1553 wurde Heinrich geboren, und seine Mutter, eingedenk des Versprechens ihres Vaters, sang ein Béarner Kirchenliedchen:

Nouste Dame deou cap deou pou
Adjudat me à aquesto hore *)

Darauf gab ihr dann ihr Vater die Kette, nahm den Knaben, hielt ihn in die Höhe und rief: „Mein Lamm hier hat einen Löwen geboren!“ —

Man weiß nicht mehr bestimmt, in welcher Stube des Schlosses diese Scene stattfand. Die Einen sagen im Erdgeschosse, die Andern im ersten Stocke. Und auch deswegen keinen Streit.

---

*) Unsre Liebe Frau von der Ecke der Brücke,
Steh' mir bei in dieser Stunde.

Sonst sind noch ein paar schöne Säle und ein Balkon mit wunderbar schöner Aussicht auf Fluß, Thal und Berge des Sehens werth. In einem der Zimmer war ein Wappen in der Tapete: Lilien und verschlungene Ketten. Ob das das Wappen der Bearner Bourbonen ist?

Heinrich IV. ist einer der Wenigen, die das „Hemd der Glücklichen" auf dieser Welt getragen haben. Ein rüstiges Leben, Kampf und Liebe, Streben nach dem Höchsten und Erreichen des Höchsten, und dann, an der Gränze der Manneskraft angelangt, ein rascher Tod. Und dasselbe Glück blieb ihm auch nach seinem Tode treu, die Franzosen nennen ihn gerne Heinrich den Großen.

Es läßt sich in ihm eine gewisse Rüstigkeit, eine gesundere Natur, als sie sonst auf Thronen zu Hause ist, nicht verkennen. Er hatte das Glück gehabt, die ersten Jahre seines Lebens unter der Aufsicht seines Großvaters, des „einzigen Mannes" in Frankreich, zuzubringen. Dieser wollte einen Mann aus ihm ziehen, und legte den Grundstein zur Tüchtigkeit des „guten" Königs. Er schickte den Knaben ganz jung auf ein abgelegenes Schloß, das von Coroaz, wo Heinrich mit den Söhnen des Schloßbesitzers und der Jugend des Dorfes aufwuchs. Ohne zu wissen, daß er etwas mehr als sie sei, gewöhnte er sich hier wie diese an ein rüstiges Leben, zog oft barfuß mit den barfüßenen Bauernburschen durch dick und dünn und gewann so in der gesunden, freien Natur eine gesunde, frische Naturkraft. In dieser Erziehung liegt der Keim zur Größe Heinrichs. Er wurde wie sein Großvater, ein Mann.

Und hier lernte er auch sich an's Volk gewöhnen, es

lieben, und in dieser Liebe selbst die beste Stütze seiner zukünftigen Herrschaft finden. „Volksliebe" wurde später sein Wahlspruch, sein Bestreben, sein Bedürfniß. Freilich leider mehr in einem hohlen Haschen nach Popularität, denn in klarem Bewußtsein und festem Wollen zur Verwirklichung des allgemeinen Besten. Nach und nach an den Hof und seine Art gewöhnt, blieb es nur noch eine schöne Redensart, wenn er sagte: „Ich wünsche, daß jeder Bauer ein Huhn im Topf haben möchte." Aber daß er es nur wünschte, rechnete ihm das gute Volk schon so hoch an, daß es ihn um der Phrase willen schon den guten und den großen König nannte.

Und er war wirklich ein guter Mensch, der Niemanden gern und absichtlich ein Leids that. Ob ein guter König, ist eine andere Frage. Mit den Rechten steigen auch die Pflichten. Ein König, der um einer Maitresse willen das Heil seines Volkes auf's Spiel setzt, der für eine Schäferstunde eine Schlacht wagt, die Tausenden seiner Unterthanen das Leben kosten kann, der den Schweiß seines Volkes auf eine Karte setzt und im Geistesrausche verspielt, der ist ein Frevler, wie es wenige giebt. Und der „gute" König, nachdem er um der schönen Augen einer Buhlerin willen sein eignes Heer gewagt, oder das Heer des Feindes entschlüpfen gelassen, das Geld seines Volkes verspielt hatte, wußte dann stets wieder zur gelegenen Zeit die schöne Phrase zu finden, die ihm die Herzen gewann. Was zu Anfang Herzensneigung war, wurde nach und nach durch seine Hohlheit ein frevelndes, ein frivoles Spiel mit dem Heiligsten. Die Bonhomie Heinrichs IV. ist sein tapferster Bundesgenosse, und sie wurde der Character der ganzen bourbonischen Linie von ihrem Stifter herab, der mit einer Phrase der Volksliebe einen Thron gewann, bis

auf Ludwig Philipp, der durch Händedrücke eine Volksrevolution in eine Pallastintrigue umzusetzen wußte. Diese falsche Herzensgüte, die **fausse bonhomie**, (das Wort ist besser,) hat den Bourbonen viel genutzt und viel geschadet; und wenn Heinrich IV. damit eine Krone gewann, so trug Ludwig XVI. für sie sein Haupt aufs Blutgerüste. Unter Heinrich IV. gab es noch kein Volk, sondern nur ein Anfang der Mittelstandsbestrebungen. Er wußte diese sehr gut zu benutzen, um mit ihnen die Großen des Landes niederzuhalten, um in ihr sich eine feste Stütze für seinen und seiner Nachfolger Thron zu sichern. Die höchsten Prinzen des Landes, die Birons, die Nemours, die Montpensiers, die Montmorencys und wie sie heißen, waren gegen ihn; aber in seinem Rathe herrschten die neuen Aufsprößlinge einer jungen Kraft, die Männer des Gedankens, „**les gens de la plume**,“ wie die Männer des allgemach verrostenden Schwertes sie nannten. In dieser Richtung liegt die Kraft Heinrichs, und auch das Geheimniß seiner Größe, seines Rufes. Er hatte sich den neuen lebendigen Theil des Volkes befreundet, er hatte die denkenden Leute gewonnen, die Federn in seinen Sold genommen; und die Federn haben ihn zum Hohne der Schwerter zu einem großen Könige gemacht.

Das war zu seiner Zeit mit dem Anschließen an die neue junge Lebenskraft des Volkes und mit dem Auswerfen der schönen Phrase von Volksliebe ein leichtes Spiel. Aber nach und nach erstarkte diese neue junge Lebenskraft des Volkes. Und dann verlangte sie mehr als eine Redensart. Ja, diese Redensarten selbst hatten nach und nach das Bedürfniß der That immer mehr gesteigert. „Jeder Bauer soll ein Huhn im Topfe haben,“ ist am Ende doch Eines der Saamenkörner, aus denen die Revolution hervorkeimte.

Die schöne Phrase der Volksliebe war unter Heinrich **IV.** nur noch ein Köder, der keine andere Absicht hatte, als das Volk zu fesseln. Sie war eine unschuldige Lüge, eine hohle Schmeichelei; aber sie that den Geschmeichelten wohl. Nach und nach aber wuchs das junge Volk, dem man so schmeichelte, zu größerm Selbstbewußtsein heran. Und als dann die Redensart wieder dienen sollte, erlangte sie eine ganz andere Bedeutung. Ludwig **XVI.** stand dem mannbar gewordenen Mittelstande, dem in die Flegeljahre gekommenen Volke gegenüber. Und als der „gute" Ludwig **XVI.** wie sein Urvater, der „gute" Heinrich **IV.**, mit der leeren Redensart von Volksliebe kam, mußte die Redensart ohne Nachdruck, die Lüge ohne Absicht, wie die offenbarste Heuchelei erscheinen. Das Spiel wurde ernst und Ludwig **XVI.** sühnte — die unschuldige Lüge seines Ahnherrn.

Wunderbar genug ist es denn freilich, daß Ludwig Philipp noch einmal mit demselben Mittel, das seinem Ahnherrn den Thron gewann und seinem Onkel den Kopf kostete, sich eine Krone erringen konnte. Freilich wurde die Redensart etwas handgreiflicher als früher ausgetheilt, aber im Wesen ist doch wenig geändert. Derselbe Köder, der Heinrich **IV.** so gute Dienste that, konnte auch im 19. Jahrhundert, nach den zwei Revolutionen, noch einmal die „Gob-mouches" Frankreichs angeln. Wie lange es dauern wird, bis die Händedrücke der Orleans so weit geführt haben wie die schönen Redensarten des Bearner, muß die Zukunft lehren.

Das Anschließen an den jungen Mittelstand, die Herrschaft der Leute von der Feder über die vom Leder, die mit Heinrich beginnt, und sodann die Redensart von dem Glücke des Volkes sind die beiden Elemente, in denen die

Bourbone wurzeln, und mit denen sie ihre Herrschaft führten. Die hohle, schöne Redensart gehört vollkommen der südlichen Art dieser Herrscherfamilie an; die Entwickelung des Mittelstandes war mehr das nördliche Element, in dem sie wurzelte. Der Norden gab den Leib, zu dem der Süden die äußere Hülle spendete. Beide gingen miteinander, bis der Leib zu groß für seine Hülle wurde und diese dann brach.

Heinrich IV. ist in gewisser Beziehung ein Mustercharakter des Landes. Seine Feinheit, seine Klugheit, seine Bonhomie, hinter der doch der Fuchs versteckt liegt, sein Muth und seine Ausdauer, sein Witz und seine Umsicht sind Eigenschaften, die in diesem Lande sehr oft vorkommen. Ich sah in den Straßen eine Menge Leute, die dem „guten" Könige wie ein Bruder dem Andern gleichen. Die Bearner sind daher auch sehr stolz auf ihn, und waren deswegen sehr ärgerlich, als man ihnen zu Zeiten, wo es einen andern „großen" König in Frankreich gab, den großen Ludwig XIV., nicht erlauben wollte, ihrem Heinrich ein Standbild zu setzen, sondern sie zwang, dem neuen Gotte zu huldigen, und einen Ludwig XIV. an der Stelle zu errichten, wo ein Heinrich IV. stehen sollte. Aber sie rächten sich mit Geist und schrieben unter das stolze Standbild Ludwigs XIV.: **Celuici est le petit-fils de notre grand Henry.** —

Weniger stolz sind die Bearner und die Bewohner von Pau auf ihren Landsmann Bernadotte. Das verhindert aber nicht, daß auch er im Wesentlichen ein Typ bearner Freiheit, ein Sohn des Landes ist, das aus dem Stoffe Heinrichs IV. einen großen König machte. Bernadotte wußte sich zu fügen und zu schweigen, und wenn Heinrich IV. sagte: **Paris vaut bien une messe!** so dachte sein Lands-

mann in Schweden: „Eine Krone ist immerhin eine Jakobinermütze werth!" Die Franzosen sind meist blitzwild über Bernadotte, daß er als König von Schweden nicht Franzose geblieben. Es ist einer der einfältigsten Vorwürfe, die je Jemanden gemacht worden sind. Sie würden Recht haben, ihm Vorwürfe zu machen, daß der ergebene Republikaner zum ergebenen Diener des neuen Erdengötzen wurde; sie könnten Recht haben, wenn sie ihn tadelten, daß er, ein französischer General, sich herabgelassen, König von Schweden zu werden. Das wäre französisch. Aber von ihm verlangen, daß er als König von Schweden wie ein Franzose denken und handeln solle, ist Unsinn, und heißt den feinen Bearner für einen guten Tropf, und die braven Schweden für noch schlimmeres halten.

Aber der König von Schweden ist dennoch ein Milchbruder des guten Heinrich, ein ächter Bearner und so fein, geistreich und klug, wie dort die Leute sehr oft sind. Nur scheint der rechte Ernst, das feste Wollen dem ganzen Volke in der Regel ebenso abzugehen, wie dem guten Heinrich. Noch öfter scheint der Kraft die Ruhe zu fehlen, — dem Heinrich der Sully zu mangeln. Es giebt ein bearner Sprichwort, das heißt: „Wer das Ziel erreichen will, muß rasch gehen und alle Anstöße vermeiden." Das deutsche: Eile mit Weile! ist klüger, und nur selten wird, wer zu rasch geht, die Anstöße vermeiden. Die Bearner gehen oft rasch, zu rasch. Oft aber gehen sie gar nicht. Ich bemerkte eine Menge Leute an Werktagen ruhig im Fenster liegen und sich das Treiben auf der Straße ansehen.

Aber — wo die Leute ruhig am Fenster liegen, ist gewöhnlich das Treiben in den Straßen nicht groß. In denen von Pau wächst Gras vor der Post und vor der Präfectur. Es stand so schön, daß man eine kleine Heu-

erndte hätte halten können. In allem Ernste, eine Ziege würde dort ein fettes Mahl für mehrere Tage gefunden haben. — Auch Lazaroni der besten Art giebt es hier, und ein Bettelbube, der mich in einem Kaffeehaus ansprach, forderte die Stücke Zucker, die auf dem Schüßelchen vor mir standen, „für seinen Canarienvogel" mit in den Kauf seines Almosen. — Die Stadt ist — zu vermiethen. Und ich hatte nicht Lust, sie zu miethen. Deswegen ließ ich sie Andern und zog, eher als ich gedacht, meines Weges.

Es ist gar kein Leben hier, kein politisches, kein wissenschaftliches, kein gesellschaftliches. Im Winter sollen die Fremden ein Gesellschaftsleben hierher bringen. Das ganze politische Leben dreht sich um das Schloß und den Park. Die Civilliste unterhält dieselben, und es giebt wenig Leute hier, die nicht auf sie, die Civilliste nämlich, — schwören. Das bearner Provinzialleben ist hier vollkommen todt und kein anderes an seine Stelle getreten.

Ich nahm nach vier Tagen harter Arbeit und langer Stunden Abends feierlichst Abschied von der schönen Promenade, und saß am andern Morgen um fünf Uhr im Postwagen nach Oleron.



Oleron.

Oleron war die zweite Hauptstadt des Landes von Béarn. Sie erhielt eine neue Bedeutung dadurch, daß der Bischof von Oleron gleichsam der Primat des kleinen Landes war. Die Stadt ist eine der ältesten in Béarn; daß die Illuri eine der neun Völkerrepublik bildeten, haben wir schon früher gesehen. —

Gegenwärtig besteht Oleron, wie klein es auch ist, doch eigentlich aus drei Städten, eine auf dem Berge und zwei im Thale, dies- und jenseits des Flüßchens. Man wird zu Anfang oft ganz überrascht, wenn man glaubt nun mit der Stadt fertig zu sein, und dann auf einmal wieder in eine neue kommt. Die auf dem Berge ist die älteste, und sieht auch sehr alt und erbaulich aus. Zerfallene Stadtmauern, Thurmruinen geben besonders einer Art Terrasse, auf der man das ganze Thal bis in die Pyrenäen hinein übersieht, einen sehr eigenthümlichen Character. Hier ist auch eine alte byzantinische Kirche und ein zerfallenes Seminar. Das letztere wurde grade hergestellt; eine Jesuitengesellschaft ohne den Namen hatte sich hier niedergelassen, und die würdigen Brüder bauten sich ein neues Nestchen.

Die beiden Thalstädte sind neu, doch hat die Eine ebenfalls eine merkwürdige Kirche. Hier und dort stößt man auch auf einen Taubenthurm neben größern Häusern. Der Koch in dem Wirthshause, in dem ich abgestiegen war, behauptete, die Mauren hätten diese Thürme gebaut. Die Kirche war nicht schlecht, und deswegen hatte ich nicht Lust mit ihm zu streiten; denn er war ein Kenner, und hatte sich letzthin an seinem Häuschen ein gothisches Fenster mit Schwungbogen bauen lassen. Genug, Oleron ist ein ganz merkwürdiges, altberühmtes Städtchen. Aber das war nicht die Ursache, warum ich hieherging. Eine liebe Freundin in Paris ist hier geboren, und gab mir Briefe für ihre Verwandte. Ich wollte ausruhen, und hatte manches nachzuholen, und hoffte dies in dem Städtchen nach Lust und Laune thun zu können.

Und wer ausruhen will, und dabei für seine müßigen Stunden etwas zu thun hat, dem rathe ich nach Oleron zu gehen. Ich habe viel schöne Gegenden, keine schönere, wie die um Oleron gesehen. Drei, vier allmählig ruhiger werdende Bergströme, die wollüstigsten Wiesenhügel, eine ziemlich weite Ebene ringsum mit Bergen umgeben, die nach allen Seiten anders sind, sich in Terrassen bis zu den Granitbetten der Schneelager hoch oben in den Pyrenäen zurückziehen, geben hundert schöne Wechselbilder nach allen Seiten des Landes hin. Ich sah hier einen Sonnenuntergang mit nie geahnetem Farbenspiel. Ich staunte, bewunderte, schauerte zusammen in meiner Menschenkleinheit. Regenbogenfarben, Gold und Himmelblau, Wolkenroth und weißer Wellenschaum, — o das sind nur Worte, und diese schönen Farben schmelzen in einander zusammen, daß sie tausend andere Farben bildeten, die nie eines Malers Auge geahnet, und die hier so leicht, so

luftig aufgetragen waren, daß selbst durch all dies Gold und Abendroth, durch diese Wolkenwellen überall der blaue Himmel, dies azurne Dom des großen Gotteshauses durchhauchte.

Ihr Kranken, Arbeitmüden geht nach Oleron und ruht dort arbeitend aus. Ich verspreche Euch ein paar solcher Sonnenuntergänge.

Gleich am ersten Tage machte ich über Tisch Bekanntschaft mit einem Basken, der ein offener gesprächlustiger Mann war. Er hatte den Krieg unter Napoleon mitgemacht, und war vorher in Ministerium Talleyrand angestellt gewesen. Er erzählte mir eine Anecdocte, die des Nacherzählens werth. —

Als die Zeit herankam, daß Napoleon zum Kaiser werden sollte, besprachen Talleyrand und N. N. *) — beide Minister, den Umschwung, der sich vorbereitete. Talleyrand sagte: „Es geht nicht länger ohne eine feste Herrschaft, wir müssen einen König haben. Der Herzog von Orleans allein kann Frankreich retten.“ Allen Einwürfen des Herrn N. N. begegnete Talleyrand mit denselben Gründen, die endlich 1830 siegten. Aber sein Gegner antwortete: „**Tyran pour tyran, j'aime mieux un tyran de ma façon.** Napoleon entsetzte diesen guten Freund, und schenkte Talleyrand sein Vertrauen.

Mein Baske, Hr. D., mußte als Jury nach Pau, und bedauerte, so die Gelegenheit zu verlieren, mir sein Land zu zeigen. Er hatte vor zwanzig Jahren den Hrn. von Lindenau, den sächsischen Minister, so wie mich jetzt, über Tisch

---

*) Mein Baske wollte diesen nicht nennen, weil sein Sohn Staatsrath und Staatssecretair unter Louis Phillipp sei.

kennen gelernt, beherbergte ihn und zog mit ihm im Lande herum. Sie sollen das gastfreieste Volk sein, ich hatte das schon vorher gehört. — Aber sie sagen's, sie rühmen's sich ein wenig selbst nach. Das ist der Schatten ihrer Tugend. Sie haben auch die Tugend der Tapferkeit, jeder Mann weiß das, aber der Schatten liegt ebenfalls darneben, und Hr. D. erzählte mir, daß sie schon im Colleg ihrer zehn, stets vierzig Bearneser vor sich her getrieben. —

Als er abgefahren war, sah ich mir die Stadt an. Es war Sonntag. Auf dem Platze vor unserm Wirthshause standen zwei Musikanten auf einer steinernen Bank. Der Eine hatte eine Violine, der andere eine Art Hackbrett, eine Leier mit sechs Saiten, auf die er schlug. Er hielt die Leier mit dem rechten Arm, und mit der linken Hand den Schläger. Unterdeß spielte er mit der rechten Hand auf einem Flageolet mit 3 Löchern. Die Violine ist der Zusatz der neuern Civilisation; die Trommelleier, Tambourin genannt, und das Flageolet bilden das alt bearnische Orchester. Der Spieler war ein kleiner Buckel, der sich in seinem langen blauen Kittel und mit seinem blauen bearner Baret ganz gut ausnahm.

Ich kam eben als eine hochfranzösische Quadrille zu Ende ging. Gleich darauf begann ein Tanz, zwei Bauernburschen allein. Rechts und links Bocksprünge und Bärensätze nach der einfachsten Melodie. — Diesem Tanze folgte ein ähnlicher, zwei Mädels und ein Bursche. Sie tanzten drei Tonsätze im Kreise rechts herum, hielten eine Weile tanzend auf derselben Stelle, und sprangen dann einen Tonsatz wieder links zurück. Es war überall viel Schwerfälligkeit in Musik und Tanz und ich fürchte fast die Bearner könnten, wie die Berner, einen Bären in ihr Wappen setzen.

Aber die Frauen sind keine Bärinnen, darauf will ich schwören. Es giebt wenig Städte, die so viele schöne und so schöne Frauen und Mädels haben, wie Oleron. Ich sah Schatzgesichtchen die Menge. Frisch, gesund, Blitzaugen, rothe Wangen, geistreiche Züge. Genug — um dem, der hier ausruhen möchte, oft die Seelenruhe ein wenig in Unordnung zu bringen.

Und sie sollen im Ganzen sehr brav und züchtig sein. Ich wills nicht beschwören, aber ich habe keine Ursache, es nicht zu glauben. Und der Glaube macht selig. —

— Am Abend machte ich einen Ausflug in die Umgegend. Schon viel zu viel der Landschaftsbilder. Aber es that dem Herzen wieder sehr wohl. — Ich kam an eine Dorfkneipe, aus der weinvoller Gesang hervorschallte; ich begegnete auf dem Heimwege mehreren betrunkenen Bauernpaaren, denn sie gingen meist zu Zweien. Doch sah ich auch ein paar weinselige Einsiedler, und unter diesen einen hochehrbaren Polizeidiener der Stadt.

Das bekundet schon die fromme Einfalt, in der hier Alles noch lebt. Und ich stieß in dieser Beziehung auf Zeichen und Wunder. Drei Brüder hatten drei Schwestern geheirathet. Ich lernte zwei Familien kennen, in denen drei Ehen mit Frau und Kind unter einem Dache leben. Die Bedienten, Mägde und Knechte sind so schlecht als möglich, das heißt gute Freunde und ergebene Anhänger der Familie, von denen man alle Opfer der Liebe erwarten kann, aber meist schlecht genug bedient wird. Die Pachten sind in der Regel noch auf halben Gewinn gestellt Es herrscht im Wesentlichen hier noch ein Schatten patriarchalischer Unschuld. Wie lange wird's noch währen? —

Ich sah mir die Kirchen an; sie waren in spanische Goldüberladung gehüllt. Eine, die von St. Marie, ist

merkwürdig, aber wenn ich mitunter eine schöne Gegend zu beschreiben wage, so thue ich mehr als ich fast vor mir selbst verantworten kann; deswegen seht Euch die Kirche an, wenn ihr vorbeikommt, aber haltet Euch nicht auf, bis die Sonne untergegangen ist; denn sie legt sich hier alle Abend in einer ganz andern Kirche in ihr Tagesgrab.

Ich habe sonst Nichts von Oleron zu erzählen. Die Leute, an die ich gewiesen, waren freundlich, sehr freundlich — aber ich glaube die Basken sind gastfreundlicher. Das aber verhindert nicht, daß wenn ich einmal nicht weiß, was ich mit ein paar schöner Sommermonate machen soll, ich nach Oleron gehe, so lange ich nicht in's Siebengebirg ziehen kann. —

Vallée d'Ossau, Eaux-chaudes, Eaux-bonnes.

Bayonne, den 10. August.

So muß ich doch wohl nach **Eaux-bonnes** und **Eaux-chaudes** gehen. Ich dachte mit den Pyrenäen-Bädern fertig zu sein. Aber Jedermann, den ich seit vierzehn Tagen sprach, sagte mir: Sie gehen doch nach **Eaux-bonnes**? Volksstimme, Gottesstimme.

Ich entschloß mich dazu, weil ich meiner Pflicht als Reiseberichter nachkommen wollte. Um aber des Guten nicht zu viel zu thun, nahm ich die Diligence bis Laruns, dachte dort über Nacht zu bleiben, und mir von hier aus am andern Tage die beiden Bäder anzusehen. Im Coupé der Diligence traf ich die Frau Wirthin des besten Wirthshauses von Laruns, und diese warb mich dann auch gleich als ihren Gast an. Sie war sehr gesprächig, überfreundlich.

Nach einer Weile fragte ich sie, um den Abstand zwischen Fremden und Einheimischen zu erfahren, wie viel sie für ihren Platz bezahle. Sie antwortete: 5 Franken. Da er mich nur drei kostete, so war die Lüge offenbar. Sie schrieb also sogar für fremde Wirthe mit doppelter Kreide. Ich lachte, sagte ihr: „Jetzt werde ich nicht bei Ihnen wohnen," und habe Wort gehalten.

Zweimal überfuhr unser Kutscher um ein Haar, erst eine alte Frau, dann ein Kind. Die Wirthin sagte: **Ils sont si étourdis ici.** Und ich denke, das Volk ist wirklich sehr luftig in die Welt hinein.

Während die Pferde gefüttert wurden, denn es giebt hier noch keine Umspannpferde, ging ich an der schön gelegenen Ruine des Castel Gélos vorbei nach Biel. Es war ein grauer Tag, ohne Himmel, ohne Sonne. Wie schön die Gegend auch ist, es fehlt an einem solchen Tage selbst im Paradies etwas.

Als wir in Laruns ankamen, und ich ruhig meine Jagdtasche zum Weiterziehen umhängte, schnitt die Wirthin doch ein gar zu ärgerliches Gesicht. Aber es half Nichts, das Urtheil war gesprochen und wurde vollzogen. Ich aber habe die Kosten theilweise selbst bezahlen müssen, denn in **Eaux-chaudes** und **Eaux-bonnes** war es sicher doppelt so theuer, als mir die Wirthin es mit doppelter Kreide in Laruns angeschrieben haben würde.

Gleich hinter Laruns muß man bergauf und dann durch den Berg selbst durch. Diese Stelle ist berühmt und heißt **Le Haurat** (in der Bearner Sprache: das Loch, die Schlucht). Aber sie muß früher noch viel wüster, steiler, gefährlicher gewesen sein, denn obgleich der Weg wirklich hier in den Berg gehauen eine Strecke zwischen haushohen steilen Felsmauern einherzieht, so hat Alles doch ein fast

friedliches und vertraueneinflößendes Ansehen. Vielleicht aber hatte mir auch der gaskonische Superlativ den Spaß verdorben, und ohne die Beschreibung meiner Freunde und meines Wegweisers würde mir die Schlucht vielleicht ebenfalls ernster erschienen sein. Auf dem Wege bis zu dieser Schlucht begegnete ich mehreren Partien aus **Eaux-bonnes** zu Pferd und zu Wagen. In einem dieser Wagen saßen entfernte Bekannte aus Paris, aber sie schienen so verwundert über den Fußreisenden im blauen Kittel mit seinem Bettelsacke an der Seite, daß sie sich gewiß erst gesagt haben: Wie der Lump zu Fuß dort dem Herrn Venedey gleicht! Steil bergab und auch bergauf schossen wir rasch an einander vorbei, und ich ging stolz meines Weges weiter.

Am Ende des Haurat steht ein kleines, weißgewaschenes Marienkapellchen. Auch von ihm erzählen die Reisenden so viel, daß ich beim Hinziehen an der Kapelle vorüberging, ohne zu ahnen, wie ich an der weltberühmten Stelle angekommen. „Hier beten die Spanier, ehe sie durch die Schlucht ziehen, hier danken die Franzosen Gott, daß sie glücklich durch dieselbe durchgekommen.“ Und dazu hundert oder zweihundert Schritte zwischen so sichern Felsmauern, wie die keiner Straße der Welt. Ueberdies kam einst eine Fürstin hier vorbei, und ihr zu lieb schrieb man an die Mauer:

„ARRÊTE-TOI PASSANT!“

„Admire ce que tu ne vois pas, et regarde des „choses que tu dois admirer; nous ne sommes que „des rochers, et cependant nous parlons; la nature „nous a donné l'être, et la princesse Catherine nous „a fait parler; nous l'avons vue lisant ce que tu lis;

„nous avons ouï ce qu'elle disait; nous l'avons sou-„tenue. Ne sommes-nous pas heureux, Passant, de „l'avoir vue, quoique nous n'ayons pas des yeux? „Heureux toi-même de ne l'avoir pas vue! Nous „étions morts, et nous avons été animés. Toi, voya-„geur, tu serais devenu pierre. Les muses ont érigé „ce monument à Catherine, princesse des Français-„Navarrais, qui passait ici, l'an 1591."

Mein gaskonischer Wegweiser sagt: **ce sont les rochers, qui parlent.** Es ist mit schwarzer Farbe auf die Weißwascherei geklecht. Und ich hatte eine so große Hoffnung und Ansicht von der Kapelle, daß ich nicht begreifen konnte, wozu dies Schilderhaus hier dienen möge und erst bei meiner Rückkehr und bei genauerer Ansicht merkte, daß das Wachthaus ein Kirchlein. —

Ich rathe übrigens Jedem, der das Volk und seine Art studiren will, sich den Wegweiser: **Itinéraire de Pau aux Eaux-bonnes et aux Eaux-chaudes; par un Touriste. Pau. E. Vignancourt 1844.** zu kaufen, und ihn zu lesen. Ja, zu lesen. Es gibt vielleicht kein Buch, das so im verflachten Volksgeist dieser Länder, im Wesen der bearner Gascons gedacht und geschrieben wäre. Der Mann hat viel Klugheit, viel Menschenverstand, viel Mutterwitz, ist auch ein guter Mensch, und doch wieder ein Fuchs; und dann vor Allem ein unverwüstlicher Schwätzer. Er hat auf 500 Seiten zu verdünnen gewußt, was auf 50 übervollkommen Raum finden würde. Aber sein Geplauder ist eine einheimische Frucht, und setzt euch in die beste Stimmung, um Land und Leute zu beurtheilen. Ich möchte nicht, daß man alle Bearner nach diesem Plauderer beurtheile, aber ich denke mir, daß in der Hauptsache Herz-

lichkeit, pfiffige Klugheit und Phrasenmacherei doch die hervorstechenden Eigenschaften des Volksgeistes hier sind. *)

Aber zurück zu unserer Fahrt. Wenn ich der Kapelle nicht die rechte Aufmerksamkeit schenkte, so war daran vor Allem das schöne Schauspiel schuld, das sich darbietet, nachdem man aus dem Haurat hervorgetreten. Aus der engen Felsschlucht des Weges kommen wir auf einmal in eine enge Bergschlucht, in der tief zu unsern Füßen ein Strom rauscht, braust und zu uns hinaufschillert, in der hoch neben und über uns Felsen mit Tannen, Steinblöcken und grünen Matten zum Himmel streben. Als ich eben aus der Schlucht hervortrat, begrüßte Kanonendonner den hohen Reisenden. Man sprengte unten im Thal neben dem Flusse

---

*) Als Beispiel eine Einleitung zur Beschreibung einer Promenade.

GOUST.

Oh! voici une jolie promenade, une agréable excursion! Vous tous des Eaux-Chaudes, venez avec moi; mettons en réquisition tous les chevaux, les ânes s'il le faut; il n'y a que de sottes gens, il n'y a pas de sottes montures. D'ailleurs, pourquoi ce qui est presque de mode à Montmorency, près Paris, serait-il ridicule ici? Prenez donc tout ce qui porte aux Eaux-Chaudes, et suivez-moi. Ce que j'ai à vous montrer est si frais, si gracieux, fait un tel contraste avec votre noir séjour, que je veux que tout le monde m'accompagne; s'il n'y a pas assez de véhicules, les forts iront à pied, nous hisserons les paralitiques, les rhumatismés sur le plus paisibles de nos coursiers; béquilles, cannes et bâtons, seront attachés sur le devant des selles; venez, venez Messieurs, Mesdames, on ne paie qu'en sortant. . . . C'est dangereux pour le banquiste, mais vous serez si contents, que je suis fort tranquille sur le résultat de la recette.

Je ne vous ai pas encore dit où nous allions: c'est à Goust, petit village posé sur le plateau du premier contrefort de Besse, plateau qui autrefois était un lac. etc.



die Felsen, um einen neuen Weg zu bahnen und den Haurat zu vermeiden. Die Schüsse hallten in einem langen Kettenecho an allen Bergen wieder; jeder Schuß war wie eine ganze Schlacht, und donnerte an allen Felsen vorüber, bis er die Freiheit in der Luft oben errungen hatte.

Aber die armen Leute machten mir bald angst und bange. Die Bergarbeiter lagen, hingen, krochen weit unten in der Schlucht und doch hoch über dem raschen Strome, an den Steinen herum, die sie sprengen und abhauen mußten. Es sah das so gefährlich aus, daß ich bald der Arbeit nicht mehr zusehen konnte. Mir schien es, als wenn die armen Teufel dem Untergange gewidmet seien.

Aber dies Leben, dies Schaffen, dies Hämmern und Donnern auf schwindelnder Höhe so tief unter uns, daß die Menschen wie Zwerglein erscheinen, erinnerte an die schönen Sagen des Rheins. Die Berggeister bauten einem frommen Kinde, in das ihr König verliebt war, einen Weg durch den Berg unten. Und sie schufen so wacker, hämmerten so fleißig, gingen so keck an den gefährlichen Stellen vorbei, daß nur lustige Berggeister und leichte Zwerge zu so gefahrvollem Werke sich hergeben können.

Mit diesen Andenken und Gefühlen aus fernen Zeiten und Ländern kam ich in **Eaux-chaudes** an. Der Weg ist stets schön, in einem engen Felsthale neben und über dem Bergstrome rechts unter uns. Er bildete der schönen Bilder viele. Ein Anderer mag sie malen.

In **Eaux-chaudes** suchte ich ein Zimmer, und sah mir dann den Ort und die nächste Umgegend an. Es gibt vielleicht in der Welt nichts Oederes, nichts Einsameres, kein ernsterer Ort als **Eaux-chaudes**. Zwanzig, dreißig niedrige, dunkle, schwarze Häuser liegen hier auf einem Abhange, der in der Mitte des Berges über einem Felsstrome

schwebt, und ringsum von fast steilen Bergen umgeben ist. Der Horizont oben ist kaum größer als der Boden unter uns, der seiner Seits wieder außer den Häusern kaum für eine Straße und einen engen Platz Raum hat. Das lebendigste Bild der Einsamkeit. Die Engländer sollen dies Bad sehr vorziehen. Es ist Gegengift, Spleennatur gegen den Spleen.

Auf einem Ausfluge durch das Oertchen begegnete ich nur ein paar Bedienten. Es gab überhaupt nur wenig Badende hier, und die rüstigsten waren nach **Eaux-bonnes** zu einem Balle gefahren. Man hatte mir von diesem Balle in Laruns gesprochen; aber das entschied mich nur um so mehr nach **Eaux-chaudes** zu gehen. — Wollte nicht wieder auf der Flur dem Jubel aus der Ferne zusehen, wie in Coterez.

Ich kam auf meinem Ausfluge bald zum **Pont d'Enfer.** Er sollte anders heißen, denn die kleine Scene paßt auch hier nicht zu dem großen Namen. Hinter der Brücke der Hölle liegt die **Cascade de Goust**, die vollkommen einen ganz regelrechten Theaterwasserfall bildet. Ein schöner Sturz, oft gebrochen, dann ein Brückchen, weiter unten ein Ruinchen und neben dieser eine Mühle. Er ist ganz schön, aber wie gesagt, es erinnert eher an Theaterscenen, denn an die wilde Natur. Es fehlt etwas, ich weiß nicht was. Das Bildchen ist zu klein für den Namen, die gewaltigen, einsamen Felsen fordern eine andere lebendige Wasserscene. — Von dieser Brücke führt ein Weg, genannt Promenade d'Argout, auf der andern Seite des Flusses bis zu diesem hinab, und dann wieder bis zu den Häusern hinauf. Ob der Name Argout mit der Zeit einmal so poetisch klingen wird, wie einer der zwölf Helden Karls des Großen? — Man begegnet diesem Namen der Helden der neuern oder

neuesten Zeit hier oft genug; die **Eaux-chaudes** und **Eaux-bonnes** sind die Lieblingsbäder der Aristocraten von 1830.

Ich fand ein schlechtes Mahl und eine schlechte Gesellschaft. Das heißt einen Mann, der eine so gute Seele war, daß er nicht fünf Minuten stumm neben mir sitzen konnte und nach zehn Minuten mir seine Lebensgeschichte erzählt hatte und meine zum Austausch erfrug. Das ist ganz gegen allen guten Anstand, alle Regeln guter Gesellschaft. Zum Kuckuck mit ihnen, das heißt mit den Regeln. Es war ein alter, invalider Offizier anderer Zeiten, und erzählte von Jemappes, wo er sich seine Gicht geholt. Ohne ihn hätte ich irgend eine Krankheit, wenn auch nur die Schlafsucht in **Eaux-chaudes** bekommen. Ich frug später nach einem Caffé, einem Lesecabinet, einer Zeitung, einem Salon — und von All dem war keine Spur. Man baute ein neues Badehaus und versprach mir und Andern Alles, was wir nicht haben konnten, fürs nächste Jahr. Gott beſſ're es. Ich aber lag um neun Uhr im Bette, und habe keine Ahndung davon, wie die andern Curgäste die Zeit todtgeschlagen haben mögen.

So stand ich denn früh auf, packte meine sieben — nein, — meine vier Sachen zusammen und zog ohne Kummer meines Weges.

Und der war diesen Morgen wieder sehr schön, der Himmel war klar, die Sonne krönte die Spitzen der Berge. Die blaue Decke ruhte auf den hohen Säulen ringsum. Die Kühle hier unten machte den Fluß und die kleinen Wiesen um ihn und in den Bergen dampfen, und die feinen Wolken, die sie schufen, strebten in Sehnsucht nach der Wärme oben, die sie wieder auflösen sollte. Es war Alles so stille, so öde, so einsam hier, als ob keine

Menschen hier lebten. Erst als ich mich dem Haurat wieder näherte, hörte man nach und nach immer deutlicher auch das Hämmern der Bergknappen. Ich war ganz verwundert, daß sie noch da. Unsere deutschen Zwerglein machen einen solchen Weg in einer einzigen Nacht. — Ich sah mir ihr Schaffen abermals eine Weile an. Und es kam mir noch gefahrvoller vor, denn gestern. Da waren einzelne Arbeiter, die halb liegend über abschüssige Stellen wegzugleiten suchten, bei denen man von meinem Standpunkte aus nicht ahnte, wie sie überschritten werden konnten. Die Arbeiter brachen gesprengte Steine, auf denen sie standen, los, die, wie sie sich lösten, in die Stromschlucht hinabstürzten. Der unterste der Arbeiter hatte einen Strick um den Leib befestigt, zehn Schritte über ihm saß ein anderer, der den Strick hielt, der dann über diesem an einer Staude befestigt war. Ich habe eine Weile hier mit Todesangst gestanden. Mir schien es klar wie der Tag, daß wenn der erste Arbeiter falle, der zweite nachgezogen werden müsse. Daß dann die Staude beide halten und retten solle, schien mir fast eine ganz unsichere Unterstellung. Ich riß mich endlich von dieser nervenerschütternden Scene los, und zog durch den Haurat dem Wege nach **Eaux-chaudes** zu. Nicht ohne noch einmal, wie bei der Einfahrt, so nun auch bei der Ausfahrt als hoher Reisender mit Kanonendonner begrüßt zu werden. Ich dankte ihnen mit Lust im Herzen, und würde die schönen, hohen Phrasen hier mittheilen, wenn nicht grade in diesem Augenblicke das ernste Auge des Todesengels mitleidig auf ein Paar der Unglücklichen herabgesehen hätte.

Der Weg aus dem Thale von Laruns nach **Eaux-bonnes** ist weniger steil, aber steigt ununterbrochen mehr denn eine gute Stunde dem Badeorte zu. Dieser selbst liegt denn in einem viel größeren Kesselthälchen als die Felsplatte der **Eaux-chaudes**. Die Aussicht nach allen Seiten hin ist freilich fast ebenso durch Berge verschlossen, doch ist die Abdachung derselben viel weniger steil und somit der Himmel offener. Vor den Häusern — vielleicht sechszig, siebzig, — ist überdies Raum genug zu einer kleinen Gartenanlage, aus dem die gaskonische Phrase einen **Jardin anglais** gemacht hat. Es ist ein Raum, auf dem ein paar Bäume stehen, auf dem Gras wächst, und den man mit tausend Schritten die Kreuz und Quer durchmessen hat. Hier verdaut man, hier spielen die Kinder, ergehen sich die hohen Herrschaften, wenn sie irgend ein Tagesereigniß, Frühstück, Mittagessen, Ausflug oder dergleichen abwarten. Ein paar Schaukeln für Kinder, ein paar Lauben für Größere, Krambuden und Spieltische sehr unschuldiger Art deuten die Beschäftigung oder besser Beschäftigungslosigkeit der Anwesenden an. Um einen Baum herum lag eine spanische Familie in ihren fremdartigen Kleidern, drei Männer, zwei Frauen, drei Kinder in so kunstreicher Art gruppirt, daß man ihnen ansah, wie sehr sie daran gewöhnt, sich so ihrer Natur zu überlassen. Der Mann stand an dem Baum angelehnt, die Frau saß mit dem Rücken an diesem, und sprach mit dem Mann, und alle übrigen lagen in Strahlen um den Baum. Ein Meister könnts nicht besser ordnen, denn wie gesagt, die Gewohnheit, die Natur ordnete sie vollkommen kunstgerecht. —

Diese Gegensätze in den Leuten, die sich auf diesem Platze herumtrieben, Pariser Löwen und Löwinnen, Kranke, Mägde, Kinder, Bauern, Spanier, Zigeuner und Schacher-

krämer, gaben dem Leben auf demselben schon an und für sich einen aufheiternden Anstrich. Man sah bald, daß hier viel Regung herrscht.

Am Tische der **table d'hôte**, an der ich frühstückte, begegnete ich einer Dame, die ich vor Jahren in Paris oft gesehen hatte. Sie war lungenkrank, so krank, daß sie sich ganz gesund glaubte. O, daß auch dieser Glaube Berge versetzen könnte. Er kann's in gewisser Beziehung, er macht die Kranken gesund, er läßt die Verurtheilten an ihrer Begnadigung nicht zweifeln. Doch bin ich nicht sicher, ob Alle, die so thun, als ob sie glaubten, wirklich glauben. Es ist mir oft so vorgekommen, als ob sie sich selbst täuschten und nur suchten, Andere zu täuschen. Es ist so elend sich von Aller Welt beklagt zu sehen, und dagegen empört sich oft ein Stolz und weist das Mitleiden ab. Die Dame, — ich fürchte, sie liest nicht, was ich heute schreib, — sprach mit Lust von ihren Ausflügen zu Pferde.

Die Schwefelwasser sollen für die Brust- und Lungenkranken sehr vortheilhaft sein. Es gab viele, die behaupteten, sie seien dort geheilt worden. Wohl grade so wie alle Auszehrenden, die stets auf dem Wege der Besserung sind. Das hat dem Bade einen guten Ruf gebracht. Ich wollte, es hätte ihn verdient, aber ich bin ein Ungläubiger. Viel eher denke ich, daß die Soldaten Franz I. Recht hatten, wenn sie behaupteten, daß sie ihre Wunden hier heil gebadet. Doch mag ich's mit den Aerzten nicht ganz verderben, und daher nur so viel, daß zu Zeiten Franz I. das Bad hier **Eaux d'Arquebusades** hieß, und heute eine viel friedlichere Generation beherbergt.

Ueber dem Frühstück kamen Bergleute des Thales d'Ossau und tanzten den **saut basque** im Hofe. Ich sah ihn später anderswo und besser, und dort mehr von ihm.

Die Tänzer gingen, nachdem ihr Springen zu Ende war, herum und sammelten für harte Arbeit eine spärliche Erndte, einen Bettellohn. Ich war darüber ganz erstaunt, aber es lag in dieser Art eine Lehre, die auch anderswo und in andern Verhältnissen wahr ist. Vor mehreren Jahren hörten die Badegäste von den Guides, daß im Lande ein wunderbarer Tanz, der **saut basque**, Mode sei. Ein reicher Herr ließ dann mitunter ein halb Dutzend Bauern zu sich kommen, ließ sie tanzen, und zahlte ihnen die Mühe. Das brachte mit Anstand von Zeit zu Zeit den Tanzkundigen dreißig, vierzig, fünfzig Franken. Aber an der guten Bezahlung merkten die klugen Bauern, daß die Waare Beifall finde. Im nächsten Jahre ordneten sie dann selbst ein Tanzfest auf Subscription. Die Guides trugen eine Liste bei den höchsten Herrschaften herum, und forderten sie auf, nach Belieben zum Lohne der Tänzer und des Festes zu unterschreiben. Aber die Guides sind so pfiffig, als ein Bauer es nur sein kann. Sie wählen sich ihre Leute; der Herr So-und-so unterschrieb zuerst — 100 Franken — — und das Fest trug sechs, siebenhundert Franken ein, denn ein Affe schafft stets viele.

Das war die zweite Epoche der Tänze. Aber diese zweite nutzte dieselbe vollkommen ab, und im nächsten Jahre hatte kein Mensch mehr Lust zu unterschreiben. Da dachten die pfiffigen Guides: Wir wollen schon ohne Unterschrift fertig werden, riefen dann die Tänzer zusammen, gingen von Haus zu Haus und hielten dann eine Collecte — mit einem silbernen offenen Teller. Zum erstenmale gab Jeder, und Silber. Aber jetzt giebt nur noch selten Einer und dann nur Kupfer. Genug die edle Kunst ist zum Handwerke, der anständige Erwerb zur Bettelei herabgesunken. Das ist der Weltlauf. Und tausend Beispiele der Art werden tausend

neue nicht verhindern. Dennoch will ich die Lehre als Lehre mittheilen. Wer weiß, es lernt vielleicht ein Tausend und Erster etwas daran. —

Nach dem Frühstücke ging ich auf gut Glück — das französische: **à la graçe de Dieu!** ist schöner — die Straße hinauf, und später in den Berg hinein. Das gute Glück und die „Gnade Gottes" führten mich auf die Promenade Grammont. Dichtbelaubte Gänge schlingen sich in derselben nach und nach den Berg hinauf bis zu einer freien Stelle, **le plateau de Gourzy.** Ich hatte nicht die Absicht hoch zu steigen, und stieg immer höher. Weiß der Himmel woran es liegt, aber es ist sehr schwer eine Sache, die ein Ziel hat, aufzugeben, ohne das Ziel erreicht zu haben. An einer Stelle, die eine weite Aussicht in das Thal von Laruns hat, dachte ich das Ende, nicht der Promenade, aber meines Ausfluges gefunden zu haben, legte mich nieder und träumte über die schöne Thalaussicht weg. Aber da kamen auf einmal Pferde und auf diesen junge Frauen und Mädchen, die, kicherud, schäckernd, sich zierend. ängstlich thuend und doch so keck den Berg hinaufritten, Ich blieb ruhig auf meinem Stein und Grasbette liegen, aber ich glaube, sie sind dennoch Schuld, daß als ich endlich aufstand, mein Weg nun auf und nicht abwärts ging.

So kam ich in die Fortsetzung der Promenade Grammont, die weiter oben Jacqueminot heißt. Die Grammont sind die Helden der alten Zeit dieses Landes, die Jacqueminots die Vertreter der Geldsäcke der neuern. Der Himmel möge das Seinige dazu thun, daß diese prosaischen Namen des französischen Krämerregiments dereinst einen poetischen Beigeschmack bekommen. Zu meinem Glücke las ich den Namen in meinem **Guide de Voyageur**, den ich aus

Grundsatz meist nachhinken lasse, erst als ich wieder zu Hause ankam. Ich sage zu meinem Glücke, denn der „Jacqueminot" hätte in die leeren Wagschaalen meiner Entschlußlosigkeit grade so schwer fallen können, als das Kichern der Damen zu Pferde. Und das wäre schlimm gewesen, den̄ wie prosaisch diese Friedensgenerale des Kramregimentes sind, so poetisch war das Leben oben auf der Kuppe des Berges, zu dem der Weg Jaqueminot führt. Ich überholte die reitende Gesellschaft und kam oben allein an. Allein — je länger ich in diesen Bergen reiste, desto mehr wurde mir das hohe, gottahnende Geheimniß, das in der Einsamkeit liegt, klar. Man sieht die Natur ohne Störung, und dieser freie Blick nach Außen hin wirft einen eben so freien Echoblick in Euer eigenes Inneres. Ich hatte nie vorher geahnet, wie tief dieser Rückblick gehen könne, wenn der Blick in die Natur bis zu der Ahnung an ihre Allmacht und Allschönheit, bis zur Ahnung Gottes reicht.

Hier oben herrschte ein wunderbares Wesen. Da war ein Tannenwald in der letzten Epoche seines Lebens. Die Natur und die Menschen zugleich kämpften gegen ihn an. Die strenge Bergluft zehrte die Bäume ab, es waren viele an der Schwindsucht gestorben, und lagen als riesenhafte Gerippe an der Erde. Andere hatte der Blitz getroffen, zersplittert, halbverbrannt. Andere wieder waren von Aexten angehauen. — Die vorletzte Kuppe des Berges war nackt, neben ihr ein schroffer Fels, auf dem wieder eine Menge fast vereinzelter Tannen dennoch einen Wald, aber einen durchsichtigen bildeten. Auf dieser Kuppe hat man eine Aussicht in das ganze Thal von Ossau und weiter, durch das Thal selbst beschränkt, einen Blick in die Ebenen Frankreichs. Auf der andern Seite ist ein tiefes, fast steil ab-

schießendes Felsenthal, hinter dem der Pic du Gers wie ein Riesenkiesel sich nackt in die Lüfte hinein reckt. Der klarste Sonnenschein, der reinste Himmel schnitt die Berge scharf ab.

Als ich oben angelangt war, setzte ich mich auf eine Tannenleiche, und grade in demselben Augenblicke erhob sich kaum tausend Schritte weiter vor dem Tannenwalde auf der Kuppe rechts neben meinem Standpunkte, ein Lämmergeier und schwebte ruhig über das Thal dem fernen Berge zu. Ich sah den weißen Hals, die helle Brust und die dunkeln weitgesprengten Flügeln. Ich habe ihn von Herzen um sie beneidet. —

Wo ich nur hingeflogen sein würde? Vielleicht in das Land der Bären, denn der Geier erinnerte mich ganz unwillkührlich an sie. Nun habe ich zwei Adler, einen Geier und einen Isard gesehen, aber noch keinen Bären, dachte ich in mir. Und ich wäre gleich zu einem geflogen, um das Glücksfleeblatt der vier Pyrenäenbewohner voll zu machen. — Und wohin von da aus? —

So aber blieb ich und ruhte eine Weile aus. Unterdeß kam die Gesellschaft zu Pferde, und scheuchte mich weiter hinauf. Nicht, als ob ich scheu wäre, aber der Geier und die Tannenleichen hatten mich in eine Stimmung gebracht, die mich weiter trieb. Ich ging bis an den Abhang und sah hier in die tiefen Thäler und Schluchten rechts und links an hohen Felsmauern hinab. Es war Alles so stille, so einsam, daß das frohe Kichern der Gesellschaft, die sich weiter unten an einer Quelle niedergelassen hatte, lustig an diesen Felsmauern wiederhallte.

Das war ein schöner Tag, und ich konnte mich des vollbrachten Werkes schon jetzt freuen. Als ich von der Kuppe wieder hinabzog, trieb mich der Durst an die Quelle. Ich

habe gar nicht dran gedacht, wie mein Urgroßvater Jakob, wenn's nicht nicht etwa Isaak oder sonst Einer war, mir vorzunehmen, die Schöne, die nur ihre Krüge biete, heimzuführen. Und es thut mir das jetzt nachträglich ganz leid, denn als ich meinen ledernen Becher unter die Quelle hielt, riefen zwei der Damen einen Herrn herbei, der mich dann warnte nicht von dem kalten Wasser zu trinken, und mir Wein und Zucker anbot, um dem kalten Wasser seinen bösen Giftzahn auszureißen. Ich nahm das Anerbieten an, und dankte freundlichst. Während der Zucker schmolz richtete ich drei Worte an die Herrn, deren jedes zu einer Kette von Fragen und Antworten, zu einer Unterhaltung hätten führen können. Aber sie waren nur freigebig mit ihrem Zucker und ihrem Weine, und ich war fast ärgerlich, daß ich sie angenommen, als der kalte, einfache Ton der Leute bewieß, daß sie wohl einen Schluck Wein, aber kein freundliches Wort für den Fremden hatten. Es ist ein Jammer um die glatte Eisrinde, die die hohe Gesellschaftscultur ihren Opfern aufzwingt.

Ich dankte noch einmal, weniger freundlich, und ging meiner Wege. Und doch ärgerts mich, daß ich an den Erzvater Jakob und die Erzmutter Rebekka — kommt nichts auf die Namen an — erst heute denke: Aber wenn mir noch einmal ein freundliches Weib, das mir die Weinflasche so zuschiebt, begegnet, will ich zusehen und zugreifen was nur halbwegs möglich ist.

Ich war viel glücklicher als ich unten wieder in der tiefern Region des Berges ankam. Dort fand ich zwei Damen, die allein in den Laubgängen lustwandelten. Sie gingen bergab; aber ohne Stock ist das nicht so leicht. Die Eine stützte sich auf eine schwache Weide, die sich unter der schönen Last auf Schritt und Tritt beugte. Es that

ihr eine bessere Stütze sichtbar Noth. Ich bot ihr meinen Stock, und nach einer Weile nahm sie das Anerbieten willig an. So wurden wir bald, — vielleicht zu rasch — gute Freunde. So rasch müßte es mit der Rebekka, oder Rachel, oder wie sie heißt, doch nicht gehen. Genug, nach einer Strecke bot ich auch meinen Arm an, und auch der wurde angenommen. So kamen wir wie alte Bekannte unten an.

Die beiden Damen waren halbschwindsüchtige Erscheinungen, meine Stockträgerin aber gar nicht häßlich. Ihr Ton war der der Lorette von Paris; aber — das ist ja Modeton in der zweithöchsten Stufe der pariser Gesellschaft. Wodurch sie ihr Spiel vollkommen bei mir verdarben, war, daß sie beständig auf ihren Cousin, den „**pair de France**,“ zurückkamen, der auch in **Eaux-bonnes**, aber taub sei, und deswegen nicht zum Cavalier dienen könne. Die eine der Damen hatte zwei Tage vorher eine Art Blutsturz gehabt, und zwar, wie sie und die Aerzte behaupteten, weil sie zu viel Schwefelwasser an einem Tage getrunken. Sie hatte die Auszehrung „ein wenig“ sagte sie selbst; aber auch sie glaubte und hoffte noch immer vollkommene Herstellung von dem Wasser. Ich fürchte aber, die Dame kommt nicht wieder hierher, denn sie versicherte, daß sie sich nie in ihrem Leben und nirgend in der Welt so gelangweilt, wie hier in dem glücklichen Badeorte. Und ich will schwören, sie ist nicht die Einzige. Nichts desto weniger ist **Eaux-bonnes** so Mode, daß vor vierzehen Tagen kein Bett mehr zu haben war, und Kranke getrost die Nacht auf einem Lehnstuhle zubringen, Gesunde mit Speicher und Treppenkämmerchen verlieb nehmen mußten.

Die Damen wußten so schön, so herzbrechend zu klagen über das Unglück ohne Cavalier hier zu sein und nur einen tauben „**pair de France**“ zum Schutze hier zu haben,

daß ich ein Herz von Stein hätte haben müssen, wenn ich nicht ein Mitleiden mit ihnen gefühlt. Ich sagte, wie leid mir's thue, nur auf einen Tag hiehergekommen zu sein, und versprach es zu bedenken, einzurichten und wo möglich noch morgen hier zu bleiben. Für den Fall schlugen sie mein Anerbieten zu einer gemeinsamen Bergfahrt nicht aus. Und so nahmen wir für heute Abschied von einander.

Da es kein Caffeehaus, kein Lesecabinet und dergleichen hier giebt, so mußte ich die Stunde von vier bis fünf, wo gespeist wird, todtschlagen. Ich ging in die Trinkhalle, dort strömen die Kranken ab und zu. Auf einer steinernen Bank neben mir saß ein alter, gebrochener Greis, der in seinem ganzen Wesen an die höchste Aristocratie erinnerte. Zu seiner Rechten saß seine Tochter, ein siebzehnjähriges Mädchen, schön, fein, geistreichen Gesichtes, feurigen Auges. Sie hatte ein einfaches, aber sehr reiches Spitzenkleid an. Der Tod lag in ihren Zügen. Sie ging alle Viertelstunden einen Becher Lebenshoffnung zu trinken. —

Ein pariser Löwe, herausgeputzt wie zum glänzendsten Feste, war die zweite Gestalt, die mir auffiel. Dieses Eroberungsbewußtsein in allen Zügen, in jeder Bewegung, und in dem Auge und auf der Wange den nahen Tod mit klarer Schrift eingehauen.

Zwischendurch zogen Leute aller Klassen, vom Bettler bis zum Prinzen, vom Bauern bis zum Börsenbarone zu der Quelle. Es war eine Art Todtentanz in hellenischer Manier. Und an der Quelle stand ein milder Engel, der die dem Tode Verfallenen glauben machte, daß sie das Leben wieder erworben. Mich eckelte das Badeleben oft an, aber dieser arme Löwe der Pariser Clubbs, dieses schöne Mädchen irgend eines Prinzenkreises, die hier eine Täuschung für sich und die Ihrigen aus der Quelle schöpften, wären

hinreichend, Einen mit all dem Unsinn des Badewesens halbwegs auszusöhnen.

Ich ruhte noch eine Weile im **Jardin anglais** aus. Die Herren und die Damen speisen zusammen an der **table d'hôte**; aber das Essen war erbärmlich schlecht, obgleich das Wirthshaus zu den besten gehörte.

Nach Tisch machte ich einen Spaziergang auf der **promenade horizontale**, die wagerecht in den Berg gehauen ist. Die Badegäste selbst haben sich diesen Weg geschaffen. „Graf von Kergorlay, Hr. De Ville, Hr. Moreau und Graf von Rosnay," so stehts auf einer Steintafel, haben den Weg auf Subscription eröffnet. Sie haben ein gutes Werk gethan, und die Schwindsüchtigen sind ihnen schönen Dank schuldig. Ich lobe dies Verdienst. Der Weg ist überdies wirklich ein ausgezeichneter Spaziergang. Er führt am Berge vorbei neben dem Thale hin, das mit jedem Schritte immer tiefer wird, immer schönere Aussichten bietet. Alle Welt versammelt sich hier nach dem Essen.

Ich war müde und ging frühe zu Bett. Nach einer Stunde weckte mich Lärm über mir. Das Haus war ein Bretterhaus, ich hörte jedes Wort, das im Zimmer über mir gesprochen wurde. Mein Zimmernachbar oben fing keine Fische, aber es war eine kleine Hetzjagd, die er hielt. Zwei Herren und eine Dame. Ich stopfte die Ohren zu, und öffnete sie von fünf Minuten zu fünf Minuten, und die Hatze und die Jagd dauerten fort. Es kicherte, es schrie; die Dame sprang hin und her, der Herren einer ihr nach. Bald hielt er sie, bald war sie wieder frei. Der Teufel heitzte mein Bett. Nach einer halben Stunde brach meine deutsche Geduld; ich hob mich auf, holte Athem und schrie mit meiner gewaltigsten Donnerstimme: „**Finissez en, ou a. v. f. f. ailleurs que le diable vous emporte! Sacre**

nom de Dieu! — Sabre d'epice, fontaine de beure!" Das sind die gefährlichsten Flüche, denen ich je in meinem Leben begegnete, und die ich hier in meiner Noth zu Hülfe rief. —

Augenblicklich trat eine Stille ein, als ob keine Maus über mir lebte. Fünf Minuten Erstaunens war die Folge meines Donners. Ich mußte selbst über seine Wirkung ganz stille lachen. Die Dame kam zuerst wieder zu sich, und kicherte und flüsterte. Dann erhielt auch der Herr wieder Herz, trat zweimal mit festem Schritt auf, aber setzte sich dann ruhig auf einen Stuhl nieder. Von nun an hörte die Jagd auf Hochwild, die Hetze auf; aber der Jäger stand noch bis um Mitternacht auf dem Anstande, — und selbst als Alles ganz ruhig war, konnte ich noch lange nicht einschlafen.

Und die schlaflose Nacht gab den schönen Damen von gestern vollkommen Unrecht. Der **pair de France** ärgerte mich, ich wollte es nicht auf die Gefahr hin, noch einmal gegen meinen Willen auf die Jagd zu gehen, wagen. Hole der Kuckuck diese papiernen Häuser. Als ich aufstand, um sechs Uhr, packte ich mürrisch meinen Sack, und verließ das ungastfreundliche Bretterhaus, in dem man die Geheimniße der Nachbarn mit in den Kauf bekommt. —

Es war ein frischer Tag. Nebelwolken auf den Bergen, Sonnenschein im Thale. Die Wanderfahrt heilte bald die Wunde, die die gestörte Nachtruhe der guten Laune geschlagen. Ich ging bergab der Sonne zu. Mit jedem Schritte wurde die Natur lebendiger, die Luft wärmer, das Licht heller. Wer kann dem widerstehen.

In Laruns sollte ein Fest stattfinden. Ein neuer

Brunnen sollte getauft und eingeweiht werden, und den Badegästen zu lieb hatte der Maire von Laruns, der zugleich Maire von Eaux-bonnes ist, seine Gemeinde veranlaßt, sich's was kosten zu lassen.

Da es zum Feste zu früh war, konnte ich auf einem Umwege hingehen. Ich lenkte von der Hauptstraße ab dem Dorfe Pont zu. Das Dörfchen liegt gegenwärtig von der Landstraße ab, aber die großen und breiten Häuser bekunden, daß es einst mehr Bedeutung hatte. Sie sind alle von Stein, bombenfest sehen sie aus. Im unterm Stock ist die Scheune, die Tenne. Ein großes Einfahrthor dient zugleich zum Fenster. Ueber dem Thore auf den breiten Hausteinen, die dasselbe einfassen, steht meist ein wunderbar verschlungenes gothisches I. H. S. Im ersten Stocke ist die Wohnung des Bauers, über dieser eine Art Speicher. So baute man wohl schon vor tausend Jahren, so baut man hier noch heute. Man hätte sich in eine Landstadt des Mittelalters versetzt glauben können.

Die Leute sahen verwundert aus den Fenstern heraus auf den Fremden herab. Bald gesellte sich ein junger Mann zu mir, der auch nach Laruns ging. Er sprach so schlecht französisch, daß ich ihn anderswo für einen Elsasserbauern gehalten haben würde. Er erzählte mir die neuesten Ereignisse des Landes. Das heutige Fest — und den Tod zweier Bergleute, die gestern bei der Wegearbeit an der Haurat in den Abgrund gestürzt seien. Ich hatte sie im Geiste fallen gesehen; und hörte wirklich später in Laruns, daß es dieselben waren, die sich durch den an eine Staude befestigten Strick für gesichert hielten. Es waren schon drei Arbeiter vor ihnen verunglückt; somit gegenwärtig schon fünf von höchstens hundert Arbeitern. Eine Schlacht wüthet meist nicht wilder. Ich hatte schon gestern ein Gefühl

des Unwillens. Dieser neue Weg hat keine Noth und keine andere Absicht als eine kleine Unbequemlichkeit für die Badbesucher zu vermeiden. Dafür fielen diese unglücklichen Opfer. Ja, beim Himmel! der Schlachtentod ist der leichteste, und wenn es jenseits eine Gerechtigkeit giebt, so stehen die Leute, die den Arbeitertod gestorben, zunächst am Throne des Himmels. Ich hatte sie gestern bewundert; — ein Sturm gegen eine Batterie, das Sprengen eines Vierecks sind Kinderspiel, Freude und Jubel gegen die Arbeit des armen Mannes, der über dem Abgrunde hängend sich den Boden unter seinen eigenen Füßen Stein für Stein weghauen muß. Das sind Heldenthaten, vor denen die Menschheit mit Ehrfurcht das Haupt beugen sollte. Aber sie liegt im Staube vor den Unglücklichen, die meist zu Nichts gut sind, als — zum Tödten ihrer Mitmenschen. Es giebt der Wunder viele im Leben, aber eines der größten ist der geblendete Wahn, der die Götzen des Krieges anbetet.

In Laruns herrschte bereits ein festliches Treiben. Der neue Brunnen war mit Tüchern umhängt, an den vier Ecken waren hohe Tannenstangen mit dreifarbigen Fahnen. Ein Bauer in der Tracht der Bewohner von Ossau hielt Wache, daß Niemand ins Heiligthum dringe. Viele Müßigen gingen ab und zu.

Dennoch war ich viel zu früh gekommen. Nach dem Frühstücke ging ich vors Dorf den Bergen zu, legte mich am Fuße derselben neben einem Bache auf einen Felsblock, und holte nach, was ich in der Nacht verloren hatte. Jubelnde Knabenstimmen weckten mich. Sie badeten in einer breiten Kesselwanne, die der kleine Fluß nahe an meinem Lager bildete. Sie waren so glücklich und hatten so viel Ursache es zu sein. Am Fuße eines Berges, neben grünen

Wiesen, ein frischer Bach auf Felsenboden, und dabei eine belebende Julisonne an einem Sonntage. Ist das nicht ein Himmelreich für die sieben-, achtjährigen Burschen? Ein Strahl ihres Glückes fiel in mein Herz hinab; und ich hätte fast Lust gehabt, mit ihnen zu baden; aber das Wasser ging ihnen bis an die Knie, und würde mir die Füße kaum gedeckt haben.

Als ich ins Dorf zurückkam, war das Fest schon mehr im Anzuge. Die Bauern strömten von allen Seiten herbei, die Dirnen standen vor den Kramladen unter der Halle. Eine Blumenhändlerin bot die schönsten Sträußchen feil. Sie waren von Seide, Sammt und Gold gemacht, und gar nicht schlecht; die Burschen schenken sie an Festtagen und bei Tänzen ihren Geliebten.

Nach einer Weile läuteten die Glocken zur Messe. Dann kamen der Priester und die Messediener im festlichen Zuge, um den Brunnen zu segnen. Hinterher erst die Frauen und zuletzt die Männer in Reihe und Glied. Alle waren in ihren Festkleidern. Viele der Männer trugen rothe Ueberjacken, weiße Unterjacken mit breiten überschlagenden Brustlatzen. Unter diesen ein weißes Hemd, gekraust bis an den Hals, mit drei Knöpfen befestigt. Dann eine dunkle kurze Hose, unten offen um das Knie hängend; und endlich Strümpfe ohne Füsse, über dicke Schuhe herabfallend. Den Kopf bedeckt stets ein weißes oder braunes Barett. Das ist der Anzug der Mittel-Honoratioren, die nicht bis in die neue Mode des pariser Rockes hineinreichen.

Eine zweite Klasse trägt dieselbe Kleidung ohne den Farbenluxus der rothen Weste. Eine dritte, besonders die Hirten und alten Leute, gehen trotz der Julisonne in langen, schweren braunen Mänteln einher. Dieser Mantel selbst ist zierlich gearbeitet. Er ist ein spanischer Radmantel,

und vom Kragen über die Schultern herab ist eine Art Stern genäht, dessen Mittelpunkt der Kopf bildet, und der am Ende jedes seiner Strahlen mit einem Quaste verziert ist.

Die Bauern dieses Thales wissen den Mantel mit einer Grandezza zu tragen, die an Spanien erinnert. Ich sah welche, die den hohlen Prunkphrasen Victor Hugo's keine Schande machen würden.

Die Frauen sind ebenfalls mit Zierlichkeit und Geschmack gekleidet, aber doch viel einfacher. Ein Schnürleibchen, ein faltenreicher dunkler Rock, ein Häubchen und ein rothes Kopftuch — bei den Alten oft ein kleiner Caputzmantel — sind die Hauptsache. Die Männer sind schöner als die Weiber. Jene haben meist regelmäßige, längliche Gesichter, Geist und Klugheit verkündend. Sie sind oft sehr gut gewachsen, freilich mitunter etwas zu hoch aufgeschossen, zu schlachsig. Die gesetzten Kraftnaturen sind nicht diejenigen, denen man am öftersten begegnet. Die hochbeinigen sind eher die Regel. Sie stolzieren langsam einher, aber es hat oft das Ansehen, als ob ihnen der raschere Schritt nicht ebenso natürlich anstehen würde. Die Weiber sind selten schön und fein. Sie haben in der Regel breite Backenknochen und plumpe Gesichter. Daran mag die Haube, die unter dem Kinn festgebunden ist, mit Schuld sein. Oft sieht man schöne Augen, selten schöne feine Glieder und schlanken Wuchs. Sie müssen auch hier alle Arbeit thun, sogar dreschen, — weswegen denn die Flegel auch viel feiner sind, als etwa in unserm groben Deutschland, — während die **Seigneurs** und **Don Ypsylons** in ihren Mänteln neben den Kühen in den Bergen stolz einher schreiten, die Zeit tödten — oder Strümpfe stricken. —

Nachdem der Priester seinen Segen über den Brunnen gesprochen, zog die ganze Prozession in die Kirche. Die

Messe dauerte lange. Die Leute waren fromm. Die Reichen saßen und knieten auf Stühlen, die Ärmern lagen auf dem steinernen Boden. Sehr viele Frauen und Mädchen hockten auf ihren Absätzen und Waden, und hatten eine orientalische Stellung, oder besser Lage. Da dies bei einer großen Menge der Fall war, so sah es auffallend genug aus, wenn diese Oberleiber aus dem breiten Rock, der in Falten bis an die Brust um die Knieenden herumlag, wie aus der Erde hervorzuwachsen schienen.

Nach der Messe zog die Menge ungeordnet auf den Markt. In dem Wirthshause fand ich die Musik. Zwei baskische Tambours, mit Pfeifen und einer Violine. Sie übten sich ein, und spielten von da an, so lange bis die Tänze begannen, drei Stunden lang unaufhörlich denselben Marsch. Ich kann ihn auswendig.



Vier Bauern in der Tracht des Landes, roth und weiß, die als Nationalgarde mit Gewehren und Patrontasche den Brunnen bewachten; vier andere, die in derselben Tracht, zu Vortänzern und Ballordnern bestimmt waren; ein Kerl mit einem Bratspießdegen und die drei Musikanten waren die offiziellen Festgeber, die thätigen Schauspieler des großen Dramas, dem wir entgegensahen. Sie fingen

damit an, daß sie, die Musik vorauf, stets dieselbe Dudelei abspielend, im Kreise um das Monument herumzogen, und diese Kreise stets erweiternd, zuletzt einen großen freien Raum erlangten. Das dauerte lange, sehr lange — denn die Gäste von **Eaux-bonnes** und **Eaux-chaudes** wollten nicht ankommen. Endlich trafen einzelne Caravanen ein, und das war dann das Zeichen zum Beginne.

Der Maire, der Adjoint, der Polizeicommissär hatten sehr breite dreifarbige Scherpen um den Leib geschlagen. Sie legten den letzten Stein nebst Allem, was dazu gehört. So was ist überall dasselbe. Nur zwei Lieder, die die Chorsänger der Kirche so schlecht als möglich vortrugen, waren vielleicht das Salz. Es thut mir leid, daß ich sie mir und meinen Lesern nicht verschaffen konnte. Endlich fielen die Leintücher, der Brunnen war schön und sprudelte hellauf; aber ich war verwundert kein einziges: **Vive Monsieur le Mairo!** oder so was zuhören. Es ging so stille als möglich, ganz stille ab. Ich glaube, es fehlt der Brennstoff hier, der Funke fing kein Feuer.

Nach der Einweihung begannen die Tänze. Die vier Löwen des Oertchens in ihren Festkleidern tanzten vorauf, hinter ihnen her viele andere Burschen, alle Hand in Hand, zuerst ohne die Frauen. Es ging vorwärts und rückwärts, aber fast in schleichendem Schritte, nur mitunter einen Satz. Wie ganz anders in Catalonien und auch — ich sah dies später — im Baskischen. Das dauerte wohl eine halbe Stunde. Später kam ein ähnlicher Tanz mit den Frauen. Alle bildeten einen Kreis. Mann und Weib in bunter Reihe Hand in Hand. So tanzten sie drei Tonsätze vorwärts, einen zurück, etwas besser wie der Fortschritt in Deutschland. Beim Schluße des letzten Satzes warfen die Männer mit einem Sprunge das rechte Bein

hoch nach der linken Seite in die Luft. Das war das Wesentliche, die nachhaltige Kraftäußerung des Ganzen. Sie nennen den Tanz noch hier **le sau basque.** Es kam mir nicht als etwas besonderes vor, aber als ich ein paar Tage später die Basken selbst ihn tanzen sah, merkte ich erst, was die bearner Bauern das Ossauer Thales für unbeholfene Schlachse sind. Sie thun besser, wenn sie ruhig im Mantel einherschreiten. Das giebt ihnen ein Ansehen.

Als sie eben im besten Tanzen begriffen waren, schwieg auf einmal die Musik. Ein anderer Ton mochte sie verstummen. Die Leichengesänge der Chorgeistlichen hallten aus der Straße herauf. Alles strömte vom Tanzplatze dieser zu; und bald erschien der Priester im schwarzen Trauerkleide und hinter im her trugen die Bergarbeiter die zwei Leichen ihrer Freunde. Ehe noch der letzte Ton der ernsten Todtengesänge verhallt war, fing die Tanzmusik von neuem wieder an. Die Menge strömte wieder von der Straße auf den Platz zurück, und griff den Tanz dort auf, wo sie ihn hatte fallen lassen. — Das ist das Leben.

Unter den Gästen, die von **Eaux-bonnes** herbeigeströmt, war auch die Dame, die ich in Paris als jung und lebensrüstig gekannt hatte, und die ich hier auszehrungskrank wieder fand. Sie war zu Pferde gekommen. Ihre Wangen glühten; sie war stolz und glücklich ob des kecken Ritts. Ich wünschte ihr zum Abschied Gesundheit — und setzte stille hinzu: oder Täuschung wie heute bis an's Ende. Auch das ist das Leben. Neben dem Tanzfest ein Leichenzug, unter den frohen Reitern eine Anweisung auf den nahen Tod. Hier in **Eaux-bonnes** kann man diesen

Gegensätzen auf Schritt und Tritt ausweichen. Und deswegen trugen sie die Leichen durch das Fest, als sollte sie sagen: Ihr Kranken denkt an uns! Ihr Gesunden — vergeßt nicht, daß wir Euch zu lieb sterben. Aber die Welle des Festes glättete sich hinter den Särgen, und ließ keine Spur für die ernste Mahnung.

Ich glaubte Alles gesehen und gehört zu haben, was hier des Sehens und Hörens werth, und so ging ich Nachmittags weiter. Das Wetter war wieder zweifelhaft geworden. Der Himmel war bedeckt und drohte mit Regen. Dennoch war die kleine Fahrt bis Bielle schön. Sonntagfeier lag auf den Feldern, und der stille Tag ließ das schöne Thal im Schmucke der Ruhestunde erscheinen.

In einem Dorfe vor Bielle spielten zwei Bauern Werfen mit einer eisernen Stange. Es ist das ein baskischer Zeitvertreib. Ich sah ihn hier zum erstenmale. Es handelt sich einfach darum, wer die Stange am weitesten wirft, wobei das eine Ende derselben die Erde zuerst berühren muß. Ich kann versichern, daß die beiden Spieler keine Meister waren, denn ich bat um die Erlaubniß eines Versuches, und bin gar nicht stolz darauf, daß ich weiter als sie reichte. Die Basken werden's besser verstehen, dachte ich, dankte und ging weiter.

In Bielle sind Marmorsäulen in der Kirche, die — weil sie, wenn auch geschmacklos, doch alt und fremd sind — Heinrich **IV.** sich von den Biellern ausbat. Diese aber antworteten: „Herr, verlange, was uns angehört, und Du sollst es haben; aber diese Säulen gehören der Kirche, gehören Gott, und wir haben kein Recht, sie zu geben. Nimm sie, wenn Du's verantworten willst.“ Das war die alte schlichte Art. Bielle war früher eine Art Hauptstadt für die Bewohner des Thales von Ossau. Hier versammelten

sich die Vertreter des ganzen Thales. Hier hatten sie ihre Kasse, den „Schatz von Ossau.“ Drei Meister bewachten ihn. Jeder von diesen hatte einen Schlüssel zu einem besondern Schlosse, und nur alle drei zusammen konnten den Schatz heben.

In Bielle ereilte mich der Regen. Ich hatte meine Jagdtasche und meinen Schirm mit dem Postkarren nach Louvie geschickt. Ich wollte mirs bequem machen, und wurde dafür bestraft. Zum Glücke fand ich, als der Regen zu arg wurde, eine Mariencapelle mit großer Vorhalle. Ich saß dort eine Weile, und sah jeden Bauer und jede Bäuerin, die vorbeikamen, das Knie beugen und ihr Ave beten. Als der Regen nachließ, dankte ich dem guten Geiste, der dies gastwirthliche Haus, in dem man Schutz gegen Sturm und Wetter findet, an den Weg gestellt hatte. —

Endlich kam ich an der Ruine des Schlosses Gélos vorbei, das, auf einem kleinen Hügel mitten im Thale neben dem klaren Bergstrome und schönen üppigen Wiesen, wieder ein erinnerungswerthes Bild zeigt, in dem Hôtel des Pyrénées, der Brücke von Louvie gegenüber, an. Es that Noth, denn der Regen wurde wieder stärker, und hörte erst, als es Nacht wurde, wieder auf.

Ich hoffte mir Louvie und das Sonntagsvolksleben dort ansehen zu können, und mußte jetzt zu Hause sitzen. In der Verzweiflung griff ich zu meinem wortreichen Führer nach den **Eaux- bonnes** und **chaudes**, und fand dort noch ein paar Körner unter der Spreu des endlosen Geplauders.

Das Thal Ossau zählt 16 bis 17,000 Einwohner. Diese leben meist von Viehzucht und ein wenig Ackerbau. Sie waren vor Zeiten ein wildes Volk, und sollen, wie die

Basken, theilweise von den Cantarern herstammen, sprechen aber den bearner Dialect Bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein waren sie von allen Nachbaren gefürchtet, und durchzogen raubend oft genug mit gewaffneter Hand die Umgegend der Städte des flachen Landes. Sie sind heute fast ganz ehrliche Leute, und plündern nur noch die Reisenden, die ihrer bedürfen, und zwar nicht mehr als anderswo in den Pyrenäen.

Es herrscht unter ihnen bis heute noch fast mehr als sonst irgendwo die verkehrte Welt in Bezug auf Mann und Weib. Und das geht so weit, daß die Männer nicht nur meist allein tanzen, sondern die Weiber ihrerseits vorzugsweise, ja fast allein bei den Leichenfesten thätig sind. In celtischer Art muß jeder Todte seine Loblieder und Lobreden am Grabe haben; aber hier sind es die Frauen, die dieselben singen und improvisiren. Nach dem Begräbniß kommt ein Festessen, bei dem dann die Männer wieder den Vorsitz haben. Das Weib ist die Sclavin, der Mann der Herr. —

Bis zur Revolution und noch später war es dem Lehrer verboten, den Schülern etwas Anderes als Lesen, Schreiben und Rechnen beizubringen, und selbst diese Künste lernten meist nur die Knaben. Trotz all dem mögen die Bauern hier rüstige Arbeiter und brave Gatten in ihrer Art sein, aber es ist schwer, uns, bei denen die Frauen was gelten, in diese Auffassung hineinzudenken. Jedenfalls lobe ich mir die andere Art, nach der der Mann die schwere, das Weib die leichte Arbeit verrichtet, und dafür auch umgekehrt das Weib schöner als der Mann ist, und so dem Geliebten, dem Gatten doppelt zahlt, was er ihr vorstreckte. Kraft und Milde vereint nur geben einen schönen Klang. —

Als ich diese Sachen las und sie im Bette bedachte, sangen neben mir unabläßig ein paar frohe Zecher schleppende Lieder. Ich frug des andern Morgens den Liedern und den Zechern nach. Der Vorsänger und Vorzecher war der Herr Bürgenmeister X. von Y. Die Lieder waren Zech- und Liebeslieder gewesen. Aber der Wirth kannte sie nicht und so muß ich mich für heute mit einem begnügen, das ich in meinem Buche fand, und das ich hier zum Schlusse mittheile.

CHANT DE FRANÇOIS Ier.

Quan lou Rey parti de France
Conquéri d'aütes pays,
A l'entrade de Pavie
Lous Espagnols be l'an pris.

„Ren-té, ren-té, Rey de France,
„Qué si nou qu'ès mourt ou pris.
— „Quin séri lou Rey de France,
„Qué jamey you nou l'ey bist.“

Queou lheban l'àle deou mantou,
Trouban l'y la flou de lys;
Quoü ne prennen et quoü liguen,
Dens la présou qué l'an mis.

Dehens üe tour escure,
Yamey sou ni lue s'y a bist,
Si nou pèr üe frinestote;
U postillon bet beni.

„Postillou qué lettres portes,
„Que si counte tà Paris?
— „La noubelle qué you porti,
„Lou Rey qu'ère mourt ou pris.

— „Tourne-t-en Poustillou en poste,
„Tourne-t-en enta Paris;
„Arrecoumandem à ma femme,
„Tabé mous infants petits.

„Qué hassen batte mounede,
„La qui sie dens Paris,
„Que m'en embien üe cargue,
„Por rachetam aü pays." *)

---

*) Als der König Frankreich verließ, — um andere Länder zu erobern, beim Eingange in Padua, nahmen die Spanier ihn gefangen.

Ergib dich, ergib dich, König von Frankreich, sonst bist du des Todes. — Was, ich wäre der König von Frankreich? ich habe ihn nie gesehen. —

Die Spanier heben den Zipfel seines Mantels, finden die Lilie; sie nehmen ihn gefangen, fesseln ihn, werfen ihn ins Gefängniß.

In einem dunkeln Thurme — in den nie Sonne oder Mond drangen, als nur durch ein kleines Fensterchen — sieht er einen Postillon kommen.

Postillon, der du Briefe bringst, was erzählt man sich in Paris? — Die Neuigkeit, die ich bringe, ist, daß der König todt oder gefangen.

Kehre zurück, Postillon, mit der Post, und gehe nach Paris, empfiehl mich meiner Frau, und meinen kleinen Kindern.

Daß sie Geld schlagen lassen, so viel dessen in Paris ist, daß sie mir eine Ladung senden, um mich ins Land zurückzuführen. —

V.

Die Basken.

1.

Die **Basken** haben den Gelehrten viel zu schaffen gemacht. Da wir aber glücklicher Weise keine Gelehrten sind, so wollen wir von dem Volke lernen, was ein Nichtgelehrter im Vorbeigehen abbekommen kann.

Ob die Basken von den Urbewohnern Spaniens abstammen, ist die erste Streitfrage, die wir unendschieden lassen müssen. Jedenfalls sind sie ein Urvolk, das mit den eigentlich europäischen, aus Griechen, Celten, Römern und Germanen hervorgegangenen Volksstämmen und Nationen sehr wenig gemein hat. Ihre Sprache ist eine ganz eigenthümliche, die an und für sich den Character der Ursprünglichkeit trägt, da sich alle Worte in sich selbst zersetzen, und auf einfache Stammsilben zurückführen lassen. Die Prosodie und die Grammatik sind überdies höchst einfach, so regelmäßig, wie die Sprache der Kinder, die auch keine Ausnahmen von der Regel gelten lassen. Alle Verhältnisse und Zustand-Bezeichnungen finden durch Anhängsel an die Haupt- und Zeitworte statt.*) Der Artikel, die Präposition rc

---

*) Hier ein Beispiel eines baskischen Stammwortes in den verschiedensten Beziehungen:

handi (groß), **handichco** (groß genug), **handiago** (größer),

verschmelzen sich auf diese Weise am Ende mit dem Hauptworte. Es giebt nur zwei Geschlechter. Auch nur eine Declination, aber diese Eine ist dann natürlich in ihrer Einfalt wieder viel verwickelter als die aller Sprachen auf einer höheren Culturstufe. Es giebt eine fast unbegränzte Zahl von Fällen für die Declination des Beiworts*) und

---

handichago (ein wenig größer), handichagotto (ein klein wenig größer), handiegi (zu groß), handichegi (ein wenig zu groß), handichegitto (ein ganz klein wenig zu groß), handizki (in großer Weise), handizkiago (in größerer Weise), handizckichago (ein wenig in größerer Art), handizkichagotto (ein ganz klein wenig großartiger), handizkiegi (zu großartig), handizkichegi (ein wenig zu großartig), handizkichegitto (ein ganz klein wenig zu großartig), handicor (zum Großwerden geneigt), handitasun (Größe), handigua (spottweise Größe), handiguna (ein wenig Größe), handitiar, handicari (die Großen, die Größe liebend), handitze (größer werden), handitu (groß geworden), handiaraz (groß machen), handiaraci (groß gemacht) ꝛc. Ebenso: giçon (Mann), giçontce (Mann werden), giçondu (Mann geworden), giçonki (von Mannesart), giçachca (Mann ohne Charakter), giçonto (ein guter Mann), giçonago (mehr Mann), giçonchago (ein wenig mehr Mann), giçonena (der Mannbarste ꝛc.).

*) Das Beiwort gibt folgende Aenderungen:

Unbestimmt:

1. Handi, großer, große.
2. Handic, großer, große.
3. Handiz, von großer.
4. Handitan, in und an großer.
5. Handiri, großem, großer.
6. Handiren, von großer.
7. Handirentçat, für großen.
8. Handiren-gatic, trotz großem.
9. Handiren-ganic, zur Seite großen.
10. Handiren-ganat, gegen, auf, zu großen.
11. Handirekin, mit großem.
12. Handitaco, für großen.
13. Handitaric, von großen.
14. Handitara, großem.
15. Handitara-dino, bis zu großem.

Handica, durch großen.
Handiric, von großem.
Handitçat, für großen.

des Hauptworts *); die Conjugation des Zeitworts ist in derselben Art einfach und verwickelt. Die Sprache hat eigentlich nur zwei Verben, die einer Conjugation fähig sind, und die in etwa den beiden Hülfszeitwörtern Sein

Bestimmte Einzahl.

1. **Handia**, der, die große.
2. **Handiac**, der, die große.
3. **Handiaz**, des, der großen.
4. **Handian**, in dem, der großen.
5. **Handiari**, dem, der großen.
6. **Handiaren**, des, der großen.
7. **Handiarentçat**, für den, die großen.
8. **Handiaren-gatic**, wegen, trotz, für großen.
9. **Handiaren-ganic**, von wegen des, der großen.
10. **Handiaren-ganat**, gegen, zu dem, der großen.
11. **Handiarekin**, mit großen.
12. **Handico**, für großen.
13. **Handitic**, des, der großen.
14. **Handira**, dem, gegen großen.
15. **Handira-dino**, bis zu dem, der großen.

Mehrzahl.

1. **Handiac**, die großen.
2. **Handiec**, die großen.
3. **Handiez**, der großen.
4. **Handietan**, in den großen.
5. **Handiei**, den großen.
6. **Handien**, der großen.
7. **Handientçat**, für die großen.
8. **Handien-gatic**, wegen, trotz, für die großen.
9. **Handien-ganic**, neben, von großen.
10. **Handien-ganat**, gegen, zu großen.
11. **Handiekin**, mit großen.
12. **Handietaco**, für großen.
13. **Handietaric**, von Seiten der großen.
14. **Handietara**, den, gegen die großen.
15. **Handietara-dino**, bis zu den großen.

*) Für das Substantiv finden einzelne Sprachlehrer bis 10 Fälle, (die lakonische Sprache hat deren noch viel mehr) die in ähnlicher Art wie eim Beiworte durch Anhang sich gebildet werden.

Indéfinitif.

Nominatif	**mendi**, Berge,
Actif	**mendic**, Berge,
Médiatif	**mendiz**, durch die Berge,
Positif	**menditan**, in die Berge,

und Haben entsprechen.*) Die Zeitworte selbst werden im Wesentlichen überall als Infinitive und Participien**)

Datif	mendiri, den Bergen,
Génitif	mendiren, der Berge,
Unitif	mendirekin, mit den Bergen,
Destinatif	menditaco, für die Berge,
Ablatif	menditaric, von den Bergen,
Approximatif	menditarat, gegen, zu den Bergen.

Einzahl.

Nominatif	mendia, die Berge,
Actif	mendiac, die Berge,
Médiatif	mendiaz, durch die Berge,
Positif	mendian, in die Berge,
Datif	mendiari, den Bergen,
Génetif	mendiaren, der Berge,
Unitif	mendiarekin, mit den Bergen,
Destinatif	mendico, durch die Berge,
Ablatif	menditic von den Bergen,
Approximatif	mendirat, gegen, zu den Bergen.

Mehrzahl.

Nominatif	mendiac, die Berge,
Actif	mendiec, die Berge,
Médiatif	mendiez, der, durch die Berge,
Positif	mendietan, in den Bergen,
Datif	mendici, den Bergen,
Génitif	mendien, der Berge,
Unitif	mendiekin, mit den Bergen,
Destinatif	mendietaco, für die Berge,
Ablatif	mendietaric, den, zu den Bergen.

*) Niz sein, und Kut haben.

**) Z. B. Ich bin — betend ꝛc. Er ist — essen. Dieser Infinitiv hat dann wieder einen Formreichthum, der abermals dennoch im Wesentlichen nur Folge derselben Armuth ist. So kommen wieder zahllose Endungen des Infinitiv heraus, indem man wie ein Substantiv declinirt: cantatce singen, cantatcea das Singen, cantatceac, des Singens, cantatcearen des Singens, catatceari dem Singen ꝛc. ꝛc. noch zwanzig und etliche Formen für den Infinitiv in allen möglichen Fällen. —

mit einer nach Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft bedingten Endung *) gebraucht. Das ist so einfach als möglich; aber diese Einfachheit selbst, die sich zu keiner Allgemeinheit erhebt, bricht dann bei jeder Verwickelnng in sich selbst zusammen. Die Sprachlehre, der ich folge, behauptet, es seien nicht weniger als vierzig Formen unerläßlich nothwendig zum Präsens des Indicativ. Und es ist das ganz natürlich, da die Sprache nicht aus dem Besondern ins Allgemeine zu kommen weiß, sondern das Besondere zum Allgemeinen erhebt, und dann Alles vereinzelt an dies zum Allgemeinen erhobene Besondere aureiht. **)

---

*) Beten, othoizten, vergangenes Beten, othoiztu, zukünftiges Beten Othoiztuco. Geben Emaiten, vergangenes Geben Eman, zukünftiges Geben Emanen.

**) Hier ein Beispiel der Verwickelungen dieser einfachen Auffassung:

Nitçaue, ich bin Dir (Dir männlich).
Nitçaun, ich bin Dir (Dir weiblich).
Nitçauçu, ich bin Ihnen (Ihnen in Einzahl).
Nitçauçue, ich bin ihnen (in Mehrzahl).
Nitçaco, ich bin ihm.
Nitçacote, ich bin ihnen.

Gitçaue, wir sind Dir (männlich).
Gitçaun, wir sind Dir (weiblich).
Gitçauçu, wir sind Ihnen (Einzahl).
Gitçauçue, wir sind ihnen (Mehrzahl).
Gitçaio, wir sind ihm.
Gitçaiote, wir sind ihnen (Dat.).

Hitçaut, du bist mir.
Hitçaucu, du bist uns.
Hitçaco du bist ihm.
Hitçacote du bist ihnen.

Citçaut Sie sind mir. (Sie Einzahl.)
Citçaucu Sie sind uns. idem.
Citçaco Sie sind ihm. idem.

Es ist schwer sich des Vergleiches zu entwehren, den ein Engländer in Frankreich bietet: **Il avoir fain, moi vouloir manger.** Auch der Neger in den Colonien bildet seine Phrasen ähnlich mit Infinitiven und ein paar Hülfszeitwörtern. Ich bin weit entfernt, die baskische Sprache deswegen mit der der Neger in den Colonien vergleichen zu wollen, obgleich unser gelehrter Landsmann, der den babylonischen Thurmbau in seinem Mythridates bildlich darstellte, keine andere Verwandtschaften für die baskische Sprache findet als die der Wilden in Amerika, der Tschuktschen in Asien und der Congo in Afrika. Ihr Zahlensystem paßt im Wesentlichen ebenfalls in den engen Kreis der Auffassung dieser Völker hinein. Es geht nur

---

Citçacote Sie sind ihnen (Sie Einzahl).
Citçautet sie sind mir (sie in der Mehrzahl.).
Citçautegu sie sind uns (idem).
Citçaicote, sie sind ihm (idem).
Citçaizcote, sie sind ihnen (idem).

Çaut, er ist mir.
Çaucu, er ist uns.
Çauc, er ist dir (männlich).
Çaun, er ist dir (weiblich).
Çautçu, er ist Ihnen (Einzahl).
Çautçue, er ist Ihnen (Mehrzahl).
Çaco, er ist ihm.
Çacote, er ist ihnen.
Çait, sie sind mir.
Çaipu, sie sind uns.
Çaic, sie sind dir (männlich).
Çain, sie sind dir (weiblich).
Çaitçu, sie sind Ihnen (Einzahl).
Çaitçue, sie sind Ihnen (Mehrzahl).
Çaizco, sie sind ihm.
Çaizcote, sie sind ihnen.

bis zwanzig, und fängt dann wieder von vornen an, zwanzig und zehn für dreißig, mit zweimal, dreimal, viermalzwanzig für vierzig, sechszig, achtzig. — Die Basken sind sehr stolz auf die Einfachheit und Zierlichkeit ihres Idioms, und es mag wirklich alle Schönheiten erlauben, aber der innere Bau weißt doch auf ein Volk einer ganz jungen Cultur hin. Die baskische Sprache allein ist das beste Adelsdiplom, das ein Volk aufzuweisen hat, denn sie bekundet, daß die Herkunft dieses Volkes über alle Anfänge europäischer Cultur hinaus liegt.

Woher die Basken kommen, ist eine zweite Frage, über die die Gelehrten nicht einverstanden sind. Durch ganz Spanien und an der ganzen Nordküste von Afrika bis nach Kleinasien hin läßt sich eine ununterbrochene Kettenreihe von baskischen Worten in sehr vielen Namen

---

Beim Zeitwort haben verwickelt sich die Sache in derselben Art:

Othoiztu hut	ich habe dich gebeten.
Othoizten hut	ich bitte dich.
Ohtoiztuco hut	ich werde dich bitten.
hugu	wir — dich
hu	er — dich.
hutz	sie — dich.
citut	ich — euch
citugu	wir — euch
citu	er — euch
cituzte	sie — euch
cituztet	ich — sie (Sing.).
cituztegu	wir — sie —
cituzte	er — sie —
cituztete	sie — sie —
dut	ich — ihn.
dugu	wir — ihn.
duc	du — ihn (du männlich).
dun	du — ihn (du weiblich) ꝛc. ꝛc.

ins Unendliche noch 87 Formeln.

der Berge, Flüße und Städte verfolgen. Jerusalem selbst soll, wie die Basken behaupten, ein baskisches Wort sein. Das Alles läßt kaum einen Zweifel darüber, daß einst Völker, die dieselbe Sprache hatten, diese Länder bewohnten. Die Beziehung der zwölf Monate im Baskischen sind von Wetterbeobachtungen genommen. **Urtaril**, Januar, heißt: der Mond, der das Jahr beginnt (**Urte**, Jahr, **ar** erfassen, **il** Mond); *) **Otsail**, Februar, heißt nach Einigen Zusatzmonat, **) nach Andern: Mond der Kälte, (**Otz-il**); März, **Epail**, das Baumbeschneiden; April, **Jorrail**, Pfropfmonat oder Pflanzmonat (**sarcles**); Mai, **Ostaro**, Blüthemonat; der Juni hat zwei Namen, **Errearo** die brennende Jahrszeit, oder **Ekain**, höchste Sonnenhöhe; Juli, **Uztail**, Erntemonat; August, **Agoril**, der trocken Monat; September, **Jrail**, Farrenkraut Erntemonat; October, **Uril**, Regenmonat; November, **Acil** (oder **Aciil**) Säemonat; December, **Zatozil**, Ruhe oder Schlafmonat. — Dieser ewige Calender paßt aber nicht recht auf Spanien, deutet im Gegentheile auf eine viel nördlichere Natur hin. Eine andere Anweisung auf den Norden ist, daß die Basken nach Nächten und nicht nach Tagen zählen. Doch habe ich nicht Lust, daraus gewagte Schlüsse zu ziehen. Jedenfalls aber liegt in diesen Monatsnamen und in dieser Zeitberechnung eine Andeutung auf das ursprüngliche Vaterland der baskische Sprache und deswegen theile ich sie mit.

*) Eine zweite Bezeichnung des Januars heißt **Jlbaltz**, der dunkle Mond oder Monat.

**) In Rom waren Januar und Februar Zusatzmonate, die Numa an den Kalender des Romulus angehängt hatte.

2.

Als Spanien durch Rom in den Kreis des europäischen Lebens mit hineingezogen wurde, waren die Phönicier die eigentlichen Herrscher des Landes. Die Cantabrer waren von den Phöniciern entweder verdrängt oder besiegt und umgestaltet worden. Nur in den Gebirgsgegenden gab es noch unabhängige Stämme. Die Basken sollen die Abkömmlinge der Cantabrer sein, und in ihren Gebirgen die Urbewohner Spaniens verewigt haben.

Hannibal fand in ihnen tapfere Hülfstruppen, und später die Römer unbesiegbaren Widerstand; ihre Berge und ihre Armuth waren ihr bester Schutz. Die Germanen aber glaubten eine ernste Eroberung versuchen zu müssen. Die Könige der Westgothen, Eurich und Löwegilde, griffen sie mit ihrer ganzen Macht an.

Gegen Ende des VI. Jahrhunderts drängten die Gothen sie von Spanien, die Franken von Frankreich aus. Im Jahre 581 wiesen sie die Angriffe eines fränkischen Heerführers Bladaste siegreich zurück. In demselben Augenblicke von Spanien aus durch den Gothenfürsten Recarede (Richard) angegriffen und besiegt, fühlten sie sich von selbst auf Frankreich angewiesen. Es fanden erst einzelne und theilweise Einfälle in's Land statt. Im Jahre 588 aber kamen sie in Massen aus den Gebirgen in's Thal herab und eroberten bald die nördlichen Abhänge der Pyrenäen nebst den an sie stoßenden und von ihnen beherrschten Thalgegenden bis nach Oleron, Dar und Lapurdum (Bayonne) hin. Zu Anfang des VII. Jahrhunderts versuchten die beiden Könige Theodorich von Burgund und Theodobert von Austrasien, sie wieder zurückzudrängen; aber die Berg-

bewohner bekundeten solchen Muth und solche Tapferkeit, daß die fränkischen Könige troß manchen Sieges es endlich für klüger halten mochten, mit den neuen Nachbaren sich auf eine andere Weise zu verständigen. Sie gaben den Basken einen Herzog, Genialis, und traten dann diesem selbst und dem Volke, über das er herrschte, das Land ab, das sie bis jetzt durchzogen und halbwegs erobert hatten, und das von nun an nach ihnen das Herzogthum der Wasconie, und später die Gascogne hieß und mit den Städten Aire, Dar, Benearnum, Oleron und Lapurdum, die Chalosse, die Landes, Béarn, einen Theil von Guipuzcoa und die Thäler von Soule und Bastan umfaßte.

Nach dem Tode Genialis suchten sich die Basken von den Franken unabhängig zu erhalten; es kam zu neuen Kämpfen und zweifelhaften Siegen für die Franken. Aber noch einmal glaubte Dagobert klüger zu handeln, wenn er großmüthig dies tapfere Volk durch Zugeständnisse gewinne. So wählten die Basken selbst eine Zeitlang ihre Herzoge.

Nach und nach wurde ihr Einfluß im südlichen Frankreich immer größer. Als das südliche Frankreich mit dem nördlichen um die Herrschaft zu ringen begann, wurden die Herzoge der Gascogne die tapfersten Bundesgenossen der Könige von Aquitanien und der Herzoge von Toulouse. Sie verschwägern sich mit den Nachfolgern Chariberts, Königs von Aquitanien, und sind die siegreichen Stützen seiner unmündigen Erben gegen die Ansprüche der Herrscher von Nordfrankreich. Unter Clothar III. und Thierry III. geben sie der südlichen Partei sogar den Namen, und von nun an blieb die Bezeichnung **Gascons** mehr oder weniger allen Südfranzosen.

Ihr Land nahm zu, ihre Bedeutung vermehrte sich von Jahr zu Jahr. In den Kämpfen gegen die Mauren von

Spanien waren sie ebenso, wie gegen die Nordfranken, die tapfern Bundesgenossen der Fürsten von Aquitanien.

Auch gegen die Carolinger standen die Herzoge von Gaskogne stets auf der Seite der südlichen Fürsten. Karl der Große hoffte in Familienzwisten, die zwischen den Herrschern von Aquitanien eintraten, ein Mittel zu finden, sich einen festen Bundesgenossen im Herzogthum der Gascogne zu sichern. Der Herzog Hunold von Aquitanien hatte seinen eignen Bruder Hatton verstümmeln und in ein Kloster sperren lassen. Karl ernannte den Sohn Hattons, Loup, oder Lupus, zum Herzoge der Gascogne; und wirklich lieferte dieser später seinen eignen Onkel an die Nordfranken aus.

Aber dieser Lupus I. zeigte bald genug, daß er im Wesentlichen doch den Einflüssen folgte, die beständig die südlichen Fürsten gegen die Herrscher des Nordens von Frankreich trieb. Man hat das Benehmen Loups I. durch eine entfernte Verwandtschaft mit merovingischem Blute erklären wollen; als ob es einer solchen besondern Erklärung bedürfte, wenn sich die Richtung und das Streben der südlichen Fürsten überall ausspricht und bekundet.

Karl der Große war durch die Siege der Franken über die Mauren bis nach Spanien selbst hingezogen worden. Nach einem Feldzuge gegen die Mauren in Spanien wurde der Nachzug seines Heeres von Loup und seinen Basken in dem Thale von Ronceval überfallen und nebst seinem Führer, dem Helden Roland, niedergemacht. Karl rächte die That, und Loup starb durch Henkershand. Die beiderseitigen Nachfolger traten in die Fußstapfen ihrer Väter; noch zweimal suchten die gaskonischen Fürsten ihre fränkischen Oberherrn auf ihren Kriegsfahrten nach Spanien in den Thälern der Pyrenäen zu überfallen, was dann zur Hinrichtung von noch mehreren gaskonischen Herzogen, und

zuletzt zur Zernichtung der Herrschaft der Basken im Lande der Gascogne führte. Sie wurden wieder in ihre Berge zurückgewiesen, und an die Stelle des Herzogthums, das aus der Hand der Vascons in die der Aquitanen überging, trat eine einfache Grafschaft für das Land der Basken. Die Frankenfürsten zwangen sie von neuem nordfränkische Fürsten als ihre Grafen anzunehmen. Aber dies Amt war so gefährlich, daß bald kein Mensch mehr Lust hatte es zu versehen. So trat eine Art geduldeter und erzwungener Selbstständigkeit für die Basken ein. In dem engen Kreise ihrer Berge wußten sie sich dieselbe zu erhalten. Aber ihre selbstständige vorübergehende geschichtliche Rolle in den Ereignissen Frankreichs hört mit den Kämpfen in Ronceval auf.

Das Herzogthum der Gascogne bestand unterdeß fort; aber es war nicht mehr ein Erbland der Basken. Ein fränkischer — gallisch-fränkischer — Großer, mit Namen Azenar stiftete dieses neue Herzogthum der Gascogne in dem gallisch-fränkischen Theile desselben. Erst sein Sohn Sancho Sancion erhielt den Titel Herzog von Gascogne, zu dem die Basken von nun an nur dem Namen, kaum noch der That nach gehörten.

3.

Ohne von nun an Geschichte zu machen, erhielt sich das Land und Volk selbstständig und unabhängig. Es wurde und blieb eine Art unzugänglicher Insel im Ocean des europäischen Lebens und Treibens. Literatur, Wissenschaft, Kunst fanden keinen Zugang. Das Volk lebte dem täglichen Bedürfniße und führte eine patriachalische Existenz mit allen ihren Vortheilen und Nachtheilen. Erst als die Macht der

französischen Monarchie durch die Vertreibung der Engländer von Karl VII. an, sich auch im Süden Frankreichs mehr geltend machte, kam diese dann auch wieder mit den Basken in Berührung, doch hauptsächlich nur, um die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des so tapfern als unreichen Volkes anzuerkennen, und alle Privilegien zu sichern.

Diese Privilegien bestanden in dem Rechte, Waffen zu tragen, keine Steuern an die Könige von Frankreich zu zahlen, gegen geringe Zölle mit Bayonne zu handeln und den Fluß Adour zu befahren; ihren Cidre (Pomade genannt) durch Bayonne nach Bordeaux zu verschiffen, und endlich sich selbst zu verwalten.

In Bezug auf diesen letzten Punkt heißt es ins Besondere in den Privilegien der Provinz von Labourd *): „die Pfarrbewohner jeder Pfarre des Landes von Labourd, dürfen sich unter sich versammeln, um über die gemeinsamen Geschäfte ihrer Pfarre zu verhandeln so oft dies nöthig ist, und können unter sich besondere Statuten und Ordonnanzen machen, um ihre Holzungen, Felder und Wiesen zu unterhalten, und dies nach dem sogenannte Gesetze des heiligen Benedikt, und anders um nach ihrem besten Gutdenken für das allgemeine Wohl ihrer Pfarre zu sorgen."

Die Freiheit des Volkes bestand in seiner Gemeindeorganisation. Die Gemeindeversammlung fand gewöhnlich im Freien unter einer Eiche statt. Das Recht, als Bürger mitzusprechen, aber hatten nur die Hausbesitzer, und zwar die Besitzer von Häusern, die von Alters her zur Gemeinde gehörten, so daß wer ein neues Haus baute,

*) Les Coutumes générales gardées et observées au pays et baillage de Labourd et ressort d'icelui. Bordeaux 1770 §. 4.



nicht schon deswegen Gemeindebürger war. Erst nach und nach gewannen auch die neuen Häuser Sitz und Stimme im Rathe.

Aber wenn in der Gemeindeorganisation die Bürgschaft der Freiheit lag, so lag in ihr auch die Schwäche des Volkes. Die Basken konnten nicht recht über die Gemeinde hinauskommen. Als Volk und Staat waren sie ohne festern inneren Zusammenhang. Und das war denn die Ursache, daß nach und nach doch die französische Regierung sich in ihre Verhältnisse einzudrängen vermochte, weil sie die Interessen, die über dem Kreis der Gemeinde hinausliegen, in ihre Hand nahm.

Die Gemeinde verwaltete sich selbst, sie sprach auch selbst Urtheil über ihre Gemeindeglieder. Aber wo die Interessen höher hinaufreichten, wo Rechtsstreite zwischen Bürgern verschiedener Gemeinden, oder zwischen ganzen Gemeinden stattfanden, genügte diese Art nicht mehr. Und hier drängten sich nach und nach die Vertreter der französischen Centralmacht ein. Ein von dem Könige ernannter Bailli übernahm die höhere Verwaltung des Landes und die Rechtspflege, die über den Kreis der einzelnen Gemeinden hinauslag. Zuletzt wurde er der Richter über alle höhere Verbrechen, der Vertreter der Strafrechtspflege.

Nach und nach erlangte ein anderer höherer Beamter der Centralregierung die Obergerichtsbarkeit. Die königlichen Seneschals der angränzenden Länder und Provinzen wurden zu einer Art Appellgerichte, und erkannten dann noch besonders über alle politischen und öffentlichen Verbrechen, Hochverrath, Falschmünzerei, Verfälschung königlicher Siegel, und über alle Streitigkeiten der Adeligen des Landes unter sich und über ihren Adel.

Das war ungefähr die Organisation des Landes als

die Revolution ausbrach. Auch das Land der Basken verschwand als solches von der Karte Frankreichs und wurde einem französischen Departemente, dem der **basses Pyrénées**, einverleibt. Aber die Gebräuche des Volkes waren stärker als selbst die Revolution. Die Gemeindeverwaltung wurde im Wesentlichen nach dem Maßstabe der Revolution eingerichtet; aber das Volk blieb dasselbe, und wußte auch vielfach die Gesetze Frankreichs abzuweisen, so daß noch heute, trotz der Gleichheit, die das Gesetz eingeführt, überall das Erstgeburtsrecht durch die That aufrecht erhalten ist.

Die Basken schlossen sich der Bewegung der Revolution halbwegs an. Sie waren zu gute Republikaner, zu schlichte, arme Leute, um des Schreckens gegen sie zu bedürfen. Als es zum Kampfe kam, griffen sie freudig für Frankreich zu den Waffen, bildeten unter Harispe, der später zum General vorrückte, ein eignes Corps von Bergjägern und lieferten stets ihren Beitrag an tüchtigen Soldaten, so lange der Krieg dauerte. —

Land und Leute im Baskischen.

Bayonne, den — Juli 1845.

Das Ländchen der französischen Basken hat drei Provinzen, la Soule mit den Hauptorten Tarbets und Mauléon, Basse-Navarre mit den Städtchen Navarrens und St. Palais, und endlich Labourd, von St. Jean Pied de Port bis zu den Thoren und Straßen von Bayonne.

Ich fuhr von Oleron nach Tarbets und ging von hier nach Mauléon. In Tarbets fängt die Sprache der Basken an. Und mir schien es, als ob auch die Menschen und das Land gleich ein anderes Wesen annähmen. Die Leute werden feiner, kleiner, aber kracher, die Weiber schöner, schlanker, gewandter; mehr Stahlfederkraft wohin man sieht. Die Häuser werden enger, aber spitzer, höher, luftiger. Es sieht alles frischer, lebendiger, luftiger, lebensfroher aus.

Die Kirche von Tarbets liegt am Ende des Dorfes. Man gehe an keiner vorbei, wenn man das Volk kennen lernen will. Die von Tarbets giebt dem Reisenden allerlei Auskunft. Ein geräumiger Kirchhof ist die Vorhalle. Auf diesem stehen kleine Kreuzchen, von denen das untere Ende breiter als das Kopfende ist, fast alle gleich groß, und

ebenso fast alle ausgezackt und zierlich, in Reihe und Glied. Es herrscht eine militärische Ordnung, soldatenartige Disciplin und Reinlichkeit unter ihnen, und nur die zierlichen Zacken ließen eine große Coqueterie ahnden. — Die Kirche selbst ist sehr schlecht gebaut, graue Mauern und ein blaues Schifferdach. Aber die Fronte sah fast, wie in der Ebene bei Toulouse, über das Kirchlein weg. Sie macht sich nicht so breit, wie in der Ebene des Landes gaskonischer Art, aber sie hebt sich doch auf die Zehenspitzen. Sie ist im Gegensatz zu denen der Ebene mehr Thurm als Fronte, denn hinter ihr ist eine Art Glockenhäuschen angeklebt. Aber Alles das verhindert nicht, daß doch in dieser verlängerten Fronte, wenn auch keine so gewaltige Breitmacherei wie bei Toulouse vertreten, doch ein wenig Grosthuerei angedeutet ist. —

Ich kann versichern, daß ich in den ganzen Bearner Pyrenäen keine solche Kirche gesehen, ja nie vorher eine ähnliche; und ich möchte wissen, warum sie hier grade so und nicht anders ist, wenn sie nicht doch am Ende grade so und nicht anders zu den Leuten paßt, die in sie kommen.

Das Innere der Kirche war ebenfalls rein und krach, trotz hohen, wurmstichigen Alters. Was aber am meisten auffällt, sind drei Stockwerk Galerien um die ganze Kirche — mit Ausnahme des Chors — herum. In diesen Galerien sind die Männer, in der Kirche unten die Weiber. Die Geschlechter sind scharf geschieden. Ganz oben in den Galerien stand der Pult der Chorsänger.

Am Gewölbe waren plumpe, aber doch rein und frisch erhaltene Frescogemälde, die in der Kirche des kleinen Oertchens wieder auf die Lust an Pracht und Zierde hindeuten.

Ich fühlte, daß ich in ein anderes Land, zu andern Leuten getreten war. Auf der Straße kam ich bald an

einer Scheune vorbei, in der gedroschen wurde; aber nur Männer führten den Flegel und ich sah von da an keine Weiber mehr dies saure Werk verrichten. — Die Leute aber, denen ich begegnete, gewöhnten mir bald das Grüßen ab. Es ist ein schöner Brauch, dem vorüberziehenden Mitreisenden einen guten Tag zu wünschen. Aber die Basken sind so stolz, daß sie nie zuerst grüßen, und dem Gruße selbst meist kalt danken, ihn euch von oben herab wie eine Gnade erwiedern. Deswegen schaffte ich das Grüßen ab. Wenn aber der Gruß selten ist, so begegnete ich dagegen auch dem Bettelanspruche vorerst gar nicht mehr. In den Hochpyrenäen weiß oft die ganze Dorfgemeinde, ein ganzes Thal nur die paar Worte französisch: „un petit sou, s'il vous plait, Monsieur;“ die dann aber auch in der Regel Jung und Alt euch an den Kopf wirft. Ich sah später bettelnde Krüppel in dem baskischen Ländchen, — sah einmal eine ganze Schaar durch St. Jean Pied de Port ziehen, denn sie haben hier ihren Tag, wo sie überall einen freiwilligen Almosenzoll von Haus zu Haus einsammeln — aber die Straßenbettelei, besonders der Jungen und Rüstigen, verschwand mit dem ersten Schritt über die Grenze. Freilich sind die Reisenden seltener, aber ich denke mir, selbst wenn sie häufiger, würde doch das Straßenbetteln kaum öfterer vorkommen. Wie sie so stolzen Blickes, so ungebeugten Nackens den schwerbeschlagenen Knotenstock auf der Schulter, vorüberziehen, so haben sie viel eher das Ansehen, als ob sie einfach die Börse abfordern, aber gewiß kaum je einen Sou abbetteln würden.

Die Dörfer werden seltener, die Höfe häufiger. Jede Wiese, jedes Feld ist mit einer Hecke umgeben, eine feste Burg, in der man sich vertheidigen könnte. Der Knotenstock ist die Wehre. Kein Baske geht ohne ihn aus. Und

ihr braucht euch den Stock nur recht anzusehen, um auch seinen Herrn halbwegs zu kennen. Der Stock ist nicht plump, nicht lang und groß, und doch so nachhaltig als möglich. Er ist vom besten stärksten Holze, ein Mispelnast. Der Handgriff ist zierlich mit Draht und Seide umflochten, nicht dicker als ein Spazierstock, dann aber wird der Stock kolbenartig unten doppelt so dick, und ist hier mit Kupfer beschlagen. Nicht mit Eisen, denn die Wehre ist zugleich eine Zierde, sein Träger zugleich tapfer und prunksüchtig. Dieser Stock liegt stets auf der Schulter. Ich sah ihn kaum je zur Stütze herabwürdigen; die baskische Stahlkraft in Lenden und Waden bedarf überdies der Stütze nur selten.

Das waren die Erfahrungen, die ich von meiner vierstündigen Fußreise mitbrachte, als ich in Mauléon anlangte. Ein sehr schönes Thal mit üppigen, frischen Hügeln, Wiesen, Feldern, einer Menge Höfe, die, wie Landhäuser, an Ruhe und Wohlstand erinnern, und endlich die Pyrenäen im Hintergrunde — erhält man mit in den Kauf, wenn man die kleine Fußreise macht, und von Zeit zu Zeit stehen bleibt, um nach den Bergen hin zurück zu sehen.

Mauléon ist die Hauptstadt der baskischen Provinz „**du pays de la Soule**“ und der Hauptort der Unterpräfektur; aber hat dennoch nur etwa 1200 Einwohner. Die Städte und die Dörfer sind sehr klein, vereinzelte Höfe sind die Regel in dem ganzen baskischen Lande. Aber wie klein Mauléon ist, so besteht es doch aus zwei Städten, der obern und der untern. Die obere ist durch ein festes Schloß gekrönt. Die Engländer sollen dasselbe gebaut haben, und haben es wenigstens eine Zeitlang besessen. Ich ging hinauf und freute mich dort einer schönen Sonnenuntergangsaussicht. Aber ich war ganz erstaunt, als

ich in dem festen Schlosse keine andere Besatzung als eine alte Frau fand. Das Schloß macht von unten eine ganz erbauliche Figur, — die Mauern sind fest, die Thürme unbeschädigt, ein paar Kanonen sehen aus den Schießscharten hervor. Aber es sind nur die Mauern da, und nur zwei Thürme sind gedeckt. Ein offener Gemüsegarten bildet den Rest der Festung. Ob die Basken oder die Engländer diese hohle Schaale bauten, weiß ich nicht; denn die Geschichte dieses Ländchens ist ungeschrieben und vergessen; aber ich denke es wird wenige solcher Schaalenschlösser ohne Kernfestung geben. — Der eine der bedeckten Thürme dient als Gefängniß, der andere als Wohnung des Pächters und Gefangenwärters. Ich beneide ihn um seine Aussicht.

Am andern Morgen frug ich meinen Wirth, ob es nichts einer Buchhandlung Aehnliches im Städtchen gäbe. Er wieß mich an den Stadtschreiber, der zugleich Buch- und Spezereihändler ist. Ich machte dem Manne meine Aufwartung, und frug den Werken über das Land der Basken und den Werken für die Basken nach. Von den erstern keine Spur. Von den letztern kaufte ich eine Sprachlehre, und sah mir die Bibliothek des Volkes an. Sie besteht in einem Meßbüchlein, in der Uebersetzung der Psalmen Davids und der Nachfolge Christi. Das ist Alles und Alles. Nicht einmal einen Kalender, einen Almanach hat die baskische Sprache aufzuweisen. Und bedenkt man, daß die unendliche Mehrzahl aller Basken kein Wort französisch versteht, so wird die geistige Nahrung bis an die Gränzen der geistigen Hungersnoth herabgeschraubt. —

Während mir der Herr Stadtschreiber diese Vorlesung hielt, forderte sein Vater einen gedörrten Stockfisch und rollte ihn, ihm mit fester Hand den Rückgrad brechend, in ein

Papier. Eine Weile später kam ein Unterlieutenant und forderte Einquatierungs-Billete für sich und seine Compagnie, die gleich ankommen werde. Der Stockfisch und das Bajonnet paßten zufällig vollkommen zu der Literaturgeschichte, die ich hier kennen lernte.

Es war Markttag, und ich hatte um seinetwillen geeilt, heute hier zu sein. Der Markt findet unter und um eine geräumige Halle statt. Das Leben beginnt erst, recht gegen Nachmittag. Die Kornerndte, die die Arbeiter in Mehrzahl aufs Feld hinaus rief, hielt sehr viele Leute ab, den Markt zu besuchen. Dennoch war Volks genug vorhanden. Die Männer gingen ab und zu um die Kornhalle; die Weiber kauften in den Tuchladen ein; unterhalb der Halle auf einem freien Platze mit Bäumen war ein Obst- und Gemüsemarkt. Jeder Mann war ein Mann, vom ältesten bis zum Jüngsten. Sie traten ohne Ausnahme keck und fest auf, tragen den Kopf hoch, und sehen stolz um sich. Auch hier fehlt der Knotenstock nie. Ich sah hier eine Menge Frauen; sie waren alle feiner, schmucker als sonst die Frauen des Volkes, einzelne sehr schöne Erscheinungen; größer als die Catalaninnen, aber mit derselben Schwungkraft in jeder Bewegung, und dazu regelmäßige, oft ganz griechische Gesichter.

Aber das auffallendste auf dem Markt war doch eine sehr bedeutende Militairmacht. Rechts an einer Durchfuhr war ein starker Wachtposten der Nationalgarde, links ein Posten Linientruppen, wohl eine ganze Compagnie. Das war die Folge eines Aufstandes, der vor mehren Wochen hier stattgefunden hatte, und grade heute in Pau abgeurtheilt wurde.

Der Hagel zerstörte die Korn- und Maiserndte auf

viele Meilen weit um Mauléon. Dieser Schlag traf das Volk sehr hart; und die Basken sind nicht gewohnt, Schläge, welcher Art sie auch sein und von woher sie auch kommen mögen, ungerächt hinzunehmen. Mit der Zerstörung der Erndte stieg der Preis des Korns, und somit trat zur sichern Aussicht der zukünftigen Noth der gegenwärtige Verlust. Das empörte die armen Leute. Am nächsten Markt kam der Beigeordnete des Maire und verkündete den Preis, wie dies seine Pflicht ist. Aber bald schraubten die Kornhändler denselben noch höher hinauf. Und das brachte den Mißmuth zum Ausbruche. Die Masse wollte erst die Kornhändler zwingen, den bestimmten Preis einzuhalten. Ihr Widerspruch reizte das Volk immer mehr, und dieser gereizte Zustand stimmte dann auch seine Forderungen höher. Wenn man Anfangs nur den gesetzlich bestimmten Preis wollte, so forderte man bald einen geringen und nach und nach wollte man anstatt acht Franken nur sechs Franken zahlen. Der Aufstand wurde immer toller. „Die Stöcke hoben sich über den Köpfen."

Der Maire, der benachrichtigt wurde, eilte auf den Markt, gegürtet mit dem Zeichen seiner Würde. Er kam zu spät, das Volk war im Schuße. Der Maire versuchte es durch eine Rede zu beruhigen, aber der Schluß derselben war, daß man den gesetzlichen Preis zahlen müße. Da entstand ein allgemeines Pfeifen, der Schlachtruf, eine Art Hahnenschrei, (irricina heißt er) der den Basken eigenthümlich ist, erschallte über den Markt. Die Stöcke, wohl vierhundert, hoben sich, — und einer schlug den Maire nieder. Nur mit der größten Noth konnte er von seinen Freunden gerettet und in Sicherheit gebracht werden. Die Gensd'armerie mußte sich in ein Haus auf dem Markte flüchten. Die Masse herrschte, bestimmte den Preis, er-

zwang ihn, und Einzelne nahmen das Korn weg, ohne zu zahlen.

Am andern Tage rückte Militär ein. Es wurden viele Leute verhaftet, angeklagt, — aber nur ein paar schließlich und nur zu geringen Strafen verurtheilt. —

Dieser Aufstand war die Ursache, daß der Markt in gewisser Beziehung in Belagerungszustand erklärt war. Ich plauderte eine Weile mit dem Wachthabenden vor dem Posten der Nationalgarde. Er gehörte wohl den höchsten Bourgeoisie-Honeratioren des Städtchens an, denn er hatte seine Leinwand an seinem blauen Kittel mit rothen Litzen und blau- roth weißer Schärpe. Auch das blaue Barett war sehr fein, und überdies trug er weiße baumwollene Handschuhe. Der Mann sagte mir, daß der Aufstand eine verabredete Sache, ein Coup monté der Armen gegen die Reichen gewesen, und daß die Armen auf zehn Stunden in die Runde in Mauléon zusammen gekommen wären. Trotz „der vierhundert Stöcke" — man zählt nach ihnen wie anderswo nach Gewehren und Bajonetten — habe man nur sehr wenige gekannt. Es sei eine wunderbare Geschichte, die man sich noch jetzt nicht recht erklären könne.

Sie scheint mir so einfach als möglich, und die milden Strafen, die das Gericht verhängt hat, bekunden, daß die Geschwornen und die Richter diese Ansicht theilen. Aber so ists der Weltlauf, und ich hörte fast überall hier den Zufall als einen „Coup monté" — und meist „der Armen gegen die Reichen" darstellen.

Mein Freund in der Nationalgarde, der mir die ganze Geschichte erzählte, fand aber dabei Gelegenheit hinzuzusetzen, man habe rasch die Nationalgarde eingerichtet, und zwar so rasch, daß er nicht Zeit und Weile gehabt, sich um eine Sergeanten- oder Offiziersstelle zu bewerben, und das sei

allein Ursache, daß er nur als gemeiner Soldat fungire.— Ich fürchte fast, der Stolz der Basken ist vielfach auf dem Wege in Eitelkeit zu verkinden. Es wäre böse, aber ich begegnete manchem Zeichen der Art.

Als ich mir die Geschichte hier hatte erzählen lassen, ging ich an die andere Seite des Marktes, wo jetzt ein Kegelspiel eingerichtet war. Es war eigner Art. Sechs Kegel standen zwei und zwei nebeneinander. Der Spieler warf nach denselben mit einem Holze, so groß und dick wie die Kegel selbst, zwei Fuß lang, zwei Zoll dick. Er mußte fünf, nicht mehr und nicht weniger, von den Kegeln umwerfen. Nur Einer spielte, alle Umstehenden wetteten für oder gegen ihn. Und er gewann sehr oft. Wenn er zu oft hintereinander gewann, wurde das Ziel zurückgeschoben dadurch, daß er selbst ein paar Schritte zurücktrat. Alt und Jung, Spieler und Zuschauer nahmen den regsten Antheil Ein siebzigjähriger Greis, halbbetrunken, war der lauteste und keckste Wetter, und sah fast unangenehm in seiner, Spielsucht und Leidenschaft aufs Höchste ausdrückenden Art aus. Der Spieler aber mochte sich fühlen, so aller Augenmerk zu sein, und so ein Spieler der sein Geschäft versteht, ist der geachtetste Mann des Landes. —

Als ich glaubte, Alles gesehen und gehört zu haben, was es hier auf dem Markte für mich zu sehen gab, ging ich hinab in die untere Stadt, und aus dieser dem Fluß entlang zu einer alten Kirche — ich habe den Namen vergessen, — die am obern Ende der Stadt liegt. Auf dem Kirchhof fiel mir abermals die einfache Zierlichkeit der Grabsteine auf. Es herrschte auch hier eine Art Gleichheit unter den Kreuzchen in Reihe und Glied. Auf den meisten stand gar Nichts geschrieben. Neben den Kreuzchen kamen oft kleine runde Medaillons vor, auf denen meist **J. H. S.**

in zierlichen Verschlingungen die einzige Inschrift waren. Die Kreuze sind die neue, die Medaillons die alte Mode.

Auf dem Kirchhofe saß der Todtengräber unter einer Trauerweide und las in einem Buche. Zwei kleine Mädchen schaufelten unterdeß nahe bei ihm den Weg und die Gräber rein. Ich ärgerte mich, und sagte mir: So ist doch der Baske mitunter faul genug, seine kleinen Mädchen für sich arbeiten zu lassen. Der Aerger wurde so arg, daß ich am Ende den Mann frug: Seid ihr ein Baske? Er sagte Ja! — Ich setzte hinzu: Also ein baskischer Lump, aber ich that ihm doch Unrecht. Aus unserer weitern Unterhaltung wurde nach und nach klar, daß ihn die Mädchen gar nichts angingen. Zu allen hohen Festtagen lassen die Familien ihre Gräber reinigen, oder reinigen sie selbst auf. Die beiden Kinder putzten und schmückten des ihres verstorbenen Großvaters. Ich freute mich des schönen Brauches, und that dem Todtengräber Abbitte.

Ehe ich nach Hause ging, kaufte ich ein Stück Kuchen. Es war nämlich Elisatag, ich glaube so hieß die Tochter des Hauses, in dem ich wohnte. Sie war sehr artig, freundlich, und ich hatte ihr freundschaftlichst ein paarmal guten Tag gesagt. Dafür hatte sie mir einen von den Blumensträußen geschenkt, die sie in Massen zu ihrem Feste bekommen hatte. Ich dankte ihr mit einem Stück Kuchen, und habe selten zuvorkommendere Wirthe auf meinen Reisen getroffen.

Aber ehe ich zu Bette ging, stieß ich doch auch auf einen „Basken," im harten Sinne des Wortes.*) Er war ein Pächter aus der Umgegend, der zu tief in die Flasche

*) C'est un basque, heißt in Frankreich ungefähr so viel als: das ist ein Starrkopf, ein stätischer Gaul.

gesehen hatte. Es geschieht das alle Tage bei nicht wenigen, und bei den meisten regelmäßig, so oft sie in die Stadt kommen. Er sagte mir: „**Vous êtes Anglais.**" Ich antwortete: Nein! Aber er erwiederte: „Ich kenne mich darauf, und habe gleich gesagt, das ist ein Rother!" — „Aber ich bin keiner," antwortete ich. „Schämen Sie sich nur Ihres Landes nicht," erwiederte mein Baske, „ich kann die Rothen sehr gut leiden." — „Ich versichere Sie, ich bin keiner, und wäre ich einer, so würde ich mich dessen schwerlich schämen." — Er wurde ganz blitzig. „Aber was sind Sie denn?" — „Ich bin ein Deutscher!" — „Ah so — ein Elsasser!" — „Nicht doch, ein Deutscher aus Deutschland." — Da schlug er in ein helles Lachen auf. „**Un Allemand de l'Allemagne même.**" Wahrhaftig, die Sache ist auch lächerlich genug; aber heute ärgerte mich das Lachen sehr. In England sagte man mir stets: **a frenchman.** Hier heißt es: **Vous êtes Anglais.** Daß ein ehrlicher Reisender ein Deutscher sein könne, fällt keinem ein; und will man es durchsetzen, so wird man ausgelacht. Es ist die Gelbsucht zu bekommen, denn es ist nicht Zufall.

Ich war im Ernste ärgerlich, und drauf und dran mit dem Basken einen deutschen Streit anzubinden. Denn als er noch eine Weile weinfroh und unschuldig mich neckte, wurde ich wild, sagte ihm: **Laissez moi tranquille et allez votre chemin.** Die Grobheit reizte den Basken, er sprach sehr laut, zum Bangemachen vom T o d t s c h l a g e n, aber er blieb doch fast ruhiger als ich erwartet hatte, und ließ sich endlich nach einer Weile ohne viel Sträubens vom Wirthe ins Haus und zu Bette bringen. Der Wirth sagte mir, er sei ein guter Mensch, aber habe einen bösen Sinn, wenn er voll sei. — **Plain**, es muß das wohl eine Uebersetzung aus dem Baskischen sein, denn die Franzosen sagen

nie: il est plain, und nur die Deutschen und vielleicht die Basken haben den edeln Ausdruck. — Doch glaube ich, und habe es noch ein Paarmal erfahren, daß man bei den Basken am besten wegkommt, wenn man sie baskisch, so stolz und keck behandelt, als sie es herausfordern à basque basque et demi! hilft gewiß auch hier.

Am andern Tage fuhr ich um vier Uhr von Mauléon ab, und war um sieben Uhr in St. Palais. Ich nahm meinen Platz weiter nach St. Jean Pied de Port, gab meine Sachen auf die Diligence, die erst gegen Mittag abging, und mir so Zeit ließ, St. Palais anzusehen, und auf gut Glück weiter zu gehen auf dem Wege nach St. Jean.

In St. Palais wollte ich in einem Kaffeehause frühstücken, aber es gab in demselben keinen Kaffee, sondern nur Wein, Bier und Branntwein. St. Palais ist der Sitz eines Tribunals erster Instanz, hat ein College communal, und 13 — 1400 Einwohner. Aber ich fand nichts dort, was mich hätte veranlassen können, nach dem Frühstück noch länger zu bleiben. Dennoch sah ich hier eine der merkwürdigsten Scenen, die es gibt. Die Kühe thun hier den Dienst der Ochsen und Pferde. Dafür geben sie auch keine Milch, — aber es ist einmal im mittäglichen Frankreich auf das schöne Geschlecht abgesehen. Da nun die Kühe Pferdedienst thun müssen, so werden sie auch wie Pferde beschlagen. Aber eine solche Beschlagung ist eine wahre Inquisitionsscene. Die Kuh wird in einen Zwangstall gesperrt, mit den Hörnern in ein festes Joch gebunden, um den Leib gehen zwei Gurten, an denen sie aufgehängt wird, und dann werden alle vier Füße an die vier Pfähle des Nothstalles festgebunden. Todesangst stand auf allen Zügen der Kuh, ihr Auge glühte, ihre Nüstern schnauften Rache. Es war ein höchst wunderbarliches Bildchen. —

Nachdem ich dasselbe, die einzige Merkwürdigkeit von St. Palais, in mein Tagebuch eingetragen, zog ich meines Weges weiter. Die Gegend wird nun nach und nach immer ernster. Von Tarbets nach Mauléon und von Mauléon nach St. Palais herrschte fast mittägliche Natur; schöne Hügel, wollüstige Baumgruppen, grüne üppige Wiesen. Von St. Palais nach St. Jean de Pied de Port nimmt die Natur ein ernsteres Wesen an. Die Eichen wurden vorherrschend, und bald traten sie in größeren Massen auf. Die Dörfer werden noch seltener; die einsamen Höfe überall die Regel. Diese liegen meist vom Wege ab. Auch die Dörfer lagen oft zur Seite. Ob daran der Weg oder die Dörfer schuld, weiß ich nicht, doch kommt darauf wenig an; die Cultur zieht die Menschen an die große Landstraße, und nur die altväterliche Schlichtheit erlaubt ihnen, ja veranlaßt sie oft, mit Hartnäckigkeit die Landstraße zu vermeiden. —

Ich kam noch durch vollkommen deutsche Gegenden; ich erkannte einzelne Stellen unsers Bergischen Ländchens am Rheine wieder. Dieselben Bäume, dieselben Hecken und Sträuche.

Es herrschte viel Leben im Lande; es wurde gemäht, gedroschen. Aber auf der Landstraße begegnete ich fast keinem Menschen während des ganzen Morgens. Vier oder fünf Stunden mußte ich gehen bis ich ans nächste Dorf Larcibeau kam, in dem's ein Wirthshaus gab. Und als ich in die Thüre des Wirthshauses trat, saß die Mutter auf der Schwelle und lauste ihre Tochter. Hunger und Durst schwiegen auf der Stelle, und ich wollte schon wieder weiter ziehen, als ich ein zweites Wirthshaus bemerkte, wo ich dann Eier, Speck, einen Kuchen und ein Glas Wein fand. Es war Alles schlecht, aber der Hunger desto besser.

Der fremde Fußreisende aber erregte das tiefste Staunen aller Leute, denen ich hier begegnete. Viele frugen: woher, wohin? So kam zuletzt auch ein Gensd'arme — die Gensd'armerie war dem Wirthshause gegenüber — und frug allerlei; dieser aber wurde ganz wirre. Von wo kommen Sie? Aus Perpignan. Wohin gehen Sie? Nach Bayonne. Was treiben Sie? Ich gehe spazieren. Warum reisen Sie? Zum Besten meiner Gesundheit. Er machte große Augen, frug noch allerlei und endigte damit, daß er eine Amtsmine aufsetzte, und meinen Paß forderte.

Es war nicht rein in dem Hause. Mir fiel die Nachbarscene oft wieder ein, so ging ich weiter, nachdem ich ausgespeist und die Zeche bezahlt hatte. Sie war wohlfeil, als ob nie Jemand hier gereist wäre. Eine Weile später legte ich mich in eine Wiese unter mein Regenschirmdach und freute mich des Lebens. Die Sonne warf ihre heißesten Strahlen herab, über die Wiese schillerte ein trockner glitzernder Duft, die Bäume reckten sich, — ich ruhte und genoß der Ruhe.

Nach einer Weile kam eine Frau und sprach mich baskisch an. Dann kam ihr Mann und sprach französisch. Er frug ob ich krank, daß ich mich in die Wiese gelegt; ich sollte in's Haus kommen. Ich dankte von Herzen, und versicherte, daß ich mich sehr wohl fühle.

Trotz meines Schirmes aber wurde mir die Sonne zu heiß, sie brannte glühend, wo der Schirm nicht deckte. Bäume, die weiter unten sich dem Wege näherten, schickten mir eine Einladung zu, und ich hatte nicht das Herz gegen sie so ungastfreundlich zu sein, wie gegen den Bauer und seine Frau. Nach einer halben Stunde hatte ich sie erreicht. Es waren einzeln stehende Eichen neben moosbedeckten Felsplatten: wie zum Ruhebette für einen Fußreisenden

gemacht. Hier hielt ich meine zweite Rast. Ich hatte eine Aussicht in die ganze Gegend. Es war ein weites Thal mit ferner allmählig aufsteigender Bergbegränzung. Eichen, Hecken, Wiesen und Felder wechselten auf sanften Hügeln mit einander ab. Hier und dort ein Hof mit Garten und Baumumgebung. Erst in meilenweiter Ferne kamen die Berge. Wolkenschatten fuhren langsam und bedächtig über diese ruhigen Bilder her. O, wer kann mir sagen, warum dann dies Alles so wunderbar schön ist, warum dies Alles das Herz so voll und tief durchglüht? —

Hinter einem Walde blickte eine freie Kirchthurmspitze hervor. Eine kleine blaue Dampfwolke aus den Bäumen aufsteigend zog vor den Bergen vorüber nach und nach zum Himmel. Auf den nahen Wiesen schaarten sich die Finken und flogen in frohen Zügen umher. In dem Baume über mir spielten summend tausend Fliegen, und über dem Baum stand eine Wolke, die lange Zeit brauchte ehe sie über ihn weggesegelt war. Wer sagt mir, warum das Alles so wunderschön?

Und ich weiß es nun, und es wurde mir auf Schritt und Tritt immer klarer, mit jedem Halt in einer einsamen Gegend immer bewußter, — warum einst die gottbegeisterten Dichter der poetischen Christenzeit sich in die Einsamkeit zurückzogen. Nie habe ich so oft, nie so tief in mich hineingesehen, als seit ich in den Bergen allein umherziehe. Mein ganzes Denken, mein ganzes Dichten und Trachten lag offen vor mir. Und die Größe des Schauspiels um mich zeigte mir die Kleinlichkeit desselben in mir, und die Einfalt der Natur legte mir die Wirren meines Herzens offen. Ich sah mich selbst mit allen meinen Eitelkeiten und Erbärmlichkeiten. In dem Spiegel dieser klaren Größe, dieser stillen Ruhe erschien mir das Bild so zwergartig, so

winzig und mitleidwürdig, daß ich mich seiner schämte. Ruhig, ruhig, armes Herz, — sei duldsam gegen Andere! —

Ja, ja, in der Einsamkeit der großen schönen Natur ist uns die Lösung des Räthsels, das da Leben heißt, am nächsten, steht uns der Gott, der dies Leben beherrscht, am verklärtesten gegenüber. Das ist der brennende Dornbusch, aus dem er zu seinem Propheten sprach. — — Ich lag wohl eine Stunde hier, bis mich die gestillte Ruhe wieder weiter trieb. Nach einem weitern Halt kam endlich die Diligence heran. Sie war so voll, daß neben dem Kutscher bereits ein Mädchen saß, und ich mich neben diese auf den Wagen setzen mußte. Meine Nachbarin war eine Nähterin, und eins der schönsten Weiber, die ich je sah; griechische Züge, dunkle Augen, schwarzes Wellenhaar, braune Haut, Farbe so fein und klar, daß das Blut und die Adern durchschimmerten, und ein Weib wie die Königin der Götter. Und solche Weiber sind nicht selten hier.

Der Wagen war so voll, weil der Herzog von Nemours in dem Lande erwartet wurde, und die auswärts lebenden Basken und „Basketen" zu den Festen eilten. Wir ließen zwei Tapezierer an dem Schlosse des Generals Harispe, eine Stunde vor St. Jean, und fuhren dann vor St. Jean selbst über einen Triumphbogen weg. Das machten wir einfach so. Der Triumphbogen wurde eben zusammen geschlagen und lag noch am Boden. Ich hätte auch hier eine Rede halten können für die Ehre, die man uns anthat; aber der Postillon fuhr aus Versehen ohne anzuhalten weiter, und so kam ich um die schöne Gelegenheit.

St. Jean Pied de Port ist eine Festung vierter Klasse, und hat 1200 Einwohner. Die Citadelle liegt auf einer Erhöhung und das Städtchen zieht sich in einer Hauptstraße von der Citadelle an dem Wege nach Ronceval ins Thal und über den Fluß hinab. Ich habe es hin und her durchlaufen, und nichts Merkwürdiges gesehen, wenn nicht auch hier, wie in Port, bombenfeste Steinhäuser, meist mit großen Eingangsthoren, die zu Gewölben und Kramläden führen, so daß die Wohnungen erst im obern Stocke anfangen. Die Straße ist enge, Balkons verengen sie oft noch mehr. Die alte Zeit, die kernige Art der Basken leuchtet hier noch sehr oft unter der Weißwascherei unseres Jahrhunderts hervor.

Am andern Morgen durchlief ich die Stadt noch einmal, aber ich hatte schon gestern Alles gesehen, und nur der pompöse Triumphbogen vor dem Hause des Herrn Maire war bei Tag noch stolzer.

Ich kam abermals auf einen baskischen Kirchhof, dieselben reinen, schmucken Steinkreuzchen, nur hier stattlich schwarz und weiß angestrichen. Vor ihnen lag meist auf dem Grabe überdies eine schwere und große Steinplatte. In der Stadt wohnte wohl der Adel des Landes und that etwas breiter. Auf dem Kreuzchen und der Steinplatte war stets dieselbe Inschrift. Unter diesen hießen viel, „**Maitresse**" de **Petoteguy**, „**Maitre**" de **Joureguy**. Ich frug später nach, was dies **maitre** und **maitresse** zu bedeuten habe, und hörte, daß es die zweite Klasse der Gesellschaft, die Arbeiter, die Handwerker, den dritten Stand, bezeichne, während die hohen Herrschaften sich **Monsieur** und **Madame** nennen.

Nach St. Jean Pied de Port war ich eigentlich nur gegangen, weil es am Wege nach Ronceval, oder Roncevaux, wie es hier heißt, liegt. „Roland“ klingt in jedem deutschen Herzen, wie ein Ton der heiligsten Jugendträume nach. Ich wollte eine Pilgerfahrt zu dem Schlachtfelde thun, wo des größten deutschen Kaisers erster Held fiel. Nach meiner Berechnung reichte es hin, wenn ich gegen zehn Uhr von St. Jean aufbreche, um Abends wieder zurück zu sein. Aber ich hatte abermals ohne den Wirth, oder besser diesmal ohne den hohen Gast gerechnet. Ich wollte stolz zu Pferd dem Schatten Rolands gegenübertreten. Aber siehe, in ganz St. Jean gab's kein freies Pferd mehr. Die Stadtlöwen, hatten sich zusammengethan, alle Pferde gemiethet, sich uniformirt, und eine Ehrengarde gebildet, um so dem Herzog von Nemours einmal zu zeigen, was die Basken für Kerle sind. Ich ging von Haus zu Haus, aber fand kein Pferd; es sollte heute Hauptmusterung stattfinden.

So wurde ich denn gewungen, auch den stolzen Roland ganz demüthig zu Fuße zu besuchen. Mein Verdienst war nur um so größer, denn der Weg geht fünf, sechs Stunden immer bergan, und zuletzt ganz steil einen mehr denn eine Stunde hohen Berg hinauf. Es ist ein gutes Stück Arbeit, und Held Roland wird mir's zum Guten anrechnen.

Ich nahm einen Führer und weiß nicht, ob er nöthig war; aber alle Welt rieth dazu, und es mag immerhin in diesen Gränzländern ganz gut sein, einen solchen mitzunehmen. Er war ein Maurer seines Handwerks, ein Schmuggler seines Berufes, und erzählte mir ein paar Geschichten, wie er nahe dran gewesen, bald von den Carlisten, bald von den Christinos erschossen zu werden, denn er schmuggelte für beide. Aber nur die Carlisten haben

redlich gezahlt; die Christinos sind ihm noch heute den Lohn schuldig. Es ist dies Gewerbe ein saures Stück Brod; denn die armen Teufel, die nicht auf ihre Rechnung schmuggeln, verdienen nur etwas, 15 Prozent, wenn die Waare sicher an Ort und Stelle gelangt. Wird sie weggenommen, so haben sie die Mühe umsonst gehabt. Und das ist nachgerade immer öfterer der Fall, seit Spanien anfängt, eine Verwaltung zu bekommen.

Nach einer Stunde Gehens kamen wir an die Gränze. Ein kleiner Fluß scheidet hier die französischen und spanischen Basken, die aber rechts und links ganz dieselben Leute sind. In Valcarlos kamen wir an das erste spanische Dorf. Ich denke mir, es heißt Val-Carlos von Karl dem Großen. Der wird sich gewundert haben, als er hier durchzog und an dem Rathhause das spanische Wappen und den Anschlag: „**Peaza de la constitucion**“ las.

Trotz der unverkennbaren Verwandtschaft aber sahen die spanischen Basken doch bald viel wilder, viel sonnenverbrannter aus, als die französischen. Wir begegneten nach und nach einer Menge ächter Arabergesichter und auch vielen cirkassischen Weibern. Mitunter auch Spanierinnen, gedrungen, voll, frisch, lebendig, gluthaugig. Mein Führer kannte sie alle, und alle sagten ihm freundlichst guten Tag, und frugen: Was Neues jenseits? Viele forderten Tabak, und als mein Führer selbst keinen mehr hatte, forderte und erhielt er welchen mit derselben Umstandslosigkeit. Das versteht sich von selbst.

Bis an die Gränze war der Weg eine breite, fahrbare, gut gehaltene Landstraße; jenseits des die beiden Völker scheidenden Flusses war nur noch ein Fußpfad für Menschen und Maulesel gangbar. Die Gegend wurde fast

mit jedem Schritte wilder. Man findet hier bald eine Baumfülle, als ob es keine Aexte in Spanien gäbe. Und wirklich lag dieser Holzschatz bis jetzt unberührt, doch sahen wir den Anfang der Civilisation in einem Holzwärter, der natürlich damit begann, hier und dort im Holze zu lichten.

Die Wälder, durch die wir zogen, waren Anfangs Kastanien- und wurden später Buchenhaine. Wir begegneten Bäumen die Menge, die so aussahen, als ob sie die Schlacht von Ronceval mit angesehen haben müßten. Sie reckten ihre alten Glieder so geheimnißvoll in die Luft hinaus, als ob sie wunderbare, vergessene Geschichten zu erzählen hätten. An ein paar Stellen kamen wir an Felsfestungen vorbei. Geschlossene Burgen, die nur die Geheimnißkundigen zu öffnen wissen, und die für Jeden, der nicht glaubt, nichts als Felsen und Steinblöcke sind. Einmal mußten wir vor einem solchen Wartthurm vorbei, und wurden am Fuße desselben nur durch eine Steinplatte über einem tiefen Abgrunde gehalten. Hier genügt ein Mann, um einem Heere den Weg zu sperren. An einer andern Stelle liegt ein kleiner schroffer Felsberg mit grünem Moos bekleidet, mitten im Thale zwischen hohen, buchengekrönten Bergen. Es ist ein Riesenzelt, in dem irgend einer der zwölf Helden haust. Bald hinter diesem steinernen Zelte im grünen Kleide beginnt der letzte steile Berg. Das war ein saures Werk, so sauer, daß ich Karl und Roland und alle seine Helden vergaß und nur an meine Sünden dachte. Im halben Berge wollte ich ruhen, aber der Führer versprach eine Herberge, die nur ein paar Schritte höher liege. Es war noch eine halbe Stunde, und wir kamen — wenigstens ich, und ich denke auch mein Führer — matt und athemlos oben an.

Der Wirth war der Holz- und Wegewächter. Er ist

Neuerung hier. Ich frug, was er eigentlich hier zu thun habe, und mein Führer sagte, daß er, wenn Räuber sich zeigten, die Reisenden bewaffnet begleiten müsse. Sein Gewehr hing an der Wand. — Seine Frau reichte uns Brod, Ziegenkäse und Wasser. Das war Alles, was sie hatte. Und sie forderte dafür nicht mehr als es werth war. Als ich aber ihrem sechsjährigen Burschen ein Zweisousstück geben wollte, lief dieser weg; ich warf ihm dann das Geld aus der Ferne zu. Er glaubte ich wollte spielen, hob es auf, und warf mirs zurück. So unglücklich und so glücklich sind die Leute hier, die Kinder wissen nicht, was Geld ist.

Noch eine kleine Strecke Steigens über einen Weg, den der Aufseher ausgebessert hatte, brachte uns auf die Scheidecke des Bergers, auf der eine verlassene Capelle steht, die gegenwärtig zum Viehstalle dient. Die Revolution ist hier vorübergezogen, und die Restauration noch nicht wieder bis hieher gedrungen. Ich frug hin und her, hoffte eine Sage zu finden, die an unsere Helden erinnere: aber ich fand nichts. Mein Führer, der hier alle Welt, jeden Stein und jeden Baum kannte, wußte von Roland wohl, der mit „Samson" in Ronceval von den „Egyptiern," setzte er hinzu, überfallen und erschlagen worden. Er erzählte mir auch wie die französischen Helden erst bis ins Thal auf der Seite der französischen Pyrenäen vorgedrungen, dann zurückgetrieben und in Ronceval alle aufgerieben worden seien. Noch wußte er eine Sage von der Rolandsquelle, die der Held, vor Durst verschmachtend, auf wunderbare Weise aus dem Boden habe sprudeln machen, indem er sein Schwerdt bis an das Heft in die Erde gestoßen und wieder hervorgezogen; worauf dann die Quelle unversiegbar zu fließen begonnen.

Das war Alles, was bis auf ihn gekommen; aber er sagte, in Ronceval sei ein Hirte, der noch viel schönere Sachen erzähle, und alle Geschichten Rolands, „Samsons“ und der zwölf Helden Karls kenne. Leider fanden wir den Wissenden nicht zu Hause; als ich den Wirth nach den Sagen frug, antwortete dieser, daß er nie Zeit und Lust gehabt, sich um dergleichen zu kümmern. Die Helden und ihre Wundergeschichten schlummern in den Büchern; im Volke scheint kaum noch eine Spur von ihnen übrig zu sein.

Es war fast Abend, und ich hatte nur noch eben Zeit, mir heute die Abtei und die Gegend anzusehen. Das Kloster ist ein aus vielen Häusern groß und klein zusammengeschachteltes Gebäude. Die Kirche ist einfach, kräftig, im byzantinischem Style gebaut. Die Gegend hat eine eigne Einsamkeit, die mehr als alles Andere zu den Erinnerungen dieses Ortes paßt. Die Schlacht fand nicht an dem Kloster selbst, sondern in dem nahen Thale statt. Vielleicht starb Roland hier oben, und deswegen wurde die Abtei hierher gebaut. Die Geschichtsquellen aber sind über diesen ganzen Vorfall so sparsam und unbestimmt, daß Alles den Sagen überlassen bleibt, wodurch denn freilich für uns die Ereignisse derselben nicht weniger fest gegründet sind, als ob sie durch Pergament und Siegel bewiesen wären.

Der Abend und der Hunger riefen uns wieder in unser Wirthshaus zurück. Es gehört zum Kloster und ist ein Klostergebäude mit weiten Kreuzgängen, hohen Zimmern und kleinen Fenstern, die überdies nur hölzerne Laden mit einer einzigen fußhohen Scheibe in der Mitte haben.

Das Essen war ganz gut; aber es war ein Fastenessen. Der Wirth lachte tückisch, als er mir sagte: „Sie bekommen heute nur Fische.“ — „Habt ihr nichts Anderes?“

frug ich. — „Wohl, aber ich darf Ihnen nichts anderes geben Mir wär's ganz einerlei, aber — aber." — Genug er fürchtete sich vor den Geistlichen im Kloster, und wohl auch vor dem Volke im Hause. Das Kloster war mehrere Jahre ohne Geistliche, seit Monaten hausen wieder dreizehn Chorherrn dort, und es schien fast als ob sie ihr Regiment wieder ziemlich fest angelegt hätte. Wenigstens flößten sie dem Wirth, der eine kluge dicke, philosophische Sancho Pansa-Erscheinung war, den gehörigen Respect ein.

Nach Tisch ging ich in die Küche hinab. Es herrschte dort ein ganz eigenthümliches Leben. Die Herberge liegt an der Gränze, halbwegs von Bayonne und Pamplona. Sie ist von allen Leuten besucht, die auf der Gränze zu thun haben. Der Wirth selbst ist ein reicher Schmuggler. In der Küche saßen wohl zwanzig Leute um ein wahres Riesenfeuer, über welchem Riesenkessel hingen: es wurde gekocht, gegessen, geraucht, geplaudert. Die Gesellschaft bestand aus Schmugglern, Maulthiertreibern und Arbeitern. Alle sahen wie ganze Kerle aus, traten auf, als ob sie sagen wollten: Hier bin ich! Es waren fast ohne Ausnahme schöne Männer, und das banditenartige in ihren Zügen stand ihnen ganz wohl an. Zwischen durch liefen mehrere Mägde, an der Ecke des Feuers saß ein zwölfjähriges Mädchen auf den Hacken und putzte Schuhe. Sie war schön und schön beleuchtet. Eine schwarze Zigeunerin zwischen Zigeunern und Banditen. — An die Küche stieß ein Zimmerchen, in dem mehrere Doppelgewehre in der Ecke standen. Hier saßen drei Herren. Sie hatten ein Zeitungsblatt vor, den **Fandango**, den spanischen Charivari, und freuten sich köstlichst über die Witze gegen Don Carlos und Espartero, die hier erlaubt waren. Wenn ich spanisch könnte, — würden diese Scenen ziemlich sicher den Entschluß zu einer Reise

in dies Land neuer Erscheinungen und Eindrücke zum Durchbruche gebracht haben. Aber ich war ein Stummer unter diesem rebelustigen und lautfrohen Volke.

Der Mond beleuchtete die stille, einsame Gegend. Als ich aber hinaus wollte, warnte mich der Wirth, und sagte mir, es seien neue Gensd'armen mit strengen Befehlen angekommen, die in ihrem Eifer mich für einen Schmuggler, Carlisten oder Esparteristen oder gar Trabucaire ansehen und wenig Umstände mit mir machen könnten. Es sei also klug nicht aus dem nächsten Bereiche des Klosters hinaus zu treten. Ich glaube, diese Warnung hat als niederschlagendes Pulver auf meine Einbildungskraft gewirkt. Wenigstens dachte ich trotz des Mondscheines und der hellerleuchteten Abtei mehr an Narvaez und seine Gensd'armen als an Roland und seine Genossen. Das und des Tages Werk trieben mich zeitig zu Bette.

Es war aber zu früh zum Schlafen; und in Ermanglung des Hirten, der mir die Rolandsagen erzählen sollte, mußte ich zu einem Buche meine Zuflucht nehmen. Herr Baron Taylor hat in seinem Werke über die Pyrenäen mehrere gesammelt, und liefert Auszüge aus den Chroniken und Dichtungen, die auf sie gefußt sind.

Li Romans de Roncisvals *) besingt die Rolandssagen mit achttausend Versen.

Der König Marsil, Beherrscher der Mauren in

---

*) Eine vermehrte Ausgabe eines andern Gedichtes des englisch-normanischen Sängers Turald, den Herr Fr. Michel in Paris herausgegeben hat.



Spanien, sieht mit Schrecken die Fortschritte des fränkischen Heeres. Er versammelt seine Helden, und fragt sie um Rath. — Blankardie, der Weiseste unter ihnen, schlägt eine Gesandtschaft an Kaiser Karl vor, was der König Marsil annimmt. Blankardie selbst wird mit dieser Ehre beauftragt, und zieht so ins Lager der Franken. Hier findet er Karl in Mitten seiner zwölf Pairs, und nach längerer Verhandlung beschließen auch die Franken eine Gesandtschaft an den König Marsil zu schicken. Alle Boten und Gesandten, die aber bis jetzt zu König Marsil geschickt wurden, fanden an seinem Hofe einen schmählichen Tod. Deswegen will Karl keinen seiner ersten Helden senden, und wählt auf den Vorschlag Rolands seinen Schwager Ganelon von Mainz. Dieser wagt nicht die gefährliche Ehre auszuschlagen, um nicht als feige zu erscheinen. Aber in seinem Herzen kocht die Rache. Blankardie ahnt, was in ihm vorgeht, stachelt auf der Reise seine Angst, kitzelt seine Habsucht, und bald sprechen sich beide unumholen gegen einander aus. Ganelon gibt den Plan an, Karl durch Zugeständnisse zu kirren, und wenn er befriedigt abziehe, den Rückhalt seines Heeres in den Pyrenäen zu überfallen. Die zwölf Pairs sind stets zur Deckung des Heeres die Letzten, es wird nicht schwer sein, sie in den Schluchten der Pyrenäen zu zernichten, und ihr Tod selbst beraubt Karl seiner bisherigen Unbesiegbarkeit.

Marsil nimmt diesen Plan des Verräthers mit Freuden an, und er wird mit Erfolg durchgeführt. In den Schluchten von Ronceval angekommen, sieht Roland die Heere des Feindes alle Ausgänge besetzen. Er ahnt, was vorgegangen, und ruft: „Ganelon hat uns verrathen. Hier werde ich sterben, und nie mehr das schöne Frankreich wiedersehen.“ Roland deckt den Rückzug, Olivier, Turpin,

Garnier und die übrigen Pairs sind um ihm. Als der Kampf beginnt, fordert Olivier Roland auf, in sein Horn zu stoßen, um Karl den Großen herbeizurufen. Aber er ist zu stolz, und so wagt er allein mit seinem Heere die Schlacht. Der Neffe Marsils ist der Erste auf den Roland stößt. Er war aus den Reihen hervorgetreten, um die Franken herauszuforderu; ein einziger Hieb Rolands fällt ihn. Olivier tödtet den Bruder Marsils; Turpin tödtet einen König der Barbarei. Es ist eine homerische Schlacht; zuletzt aber werden die Franken immer enger von den zahllosen Schaaren ihrer Feinde eingeschlossen. Das Siegen und Tödten selbst ermattet endlich die Helden. Roland sieht das Ende kommen, und entschließt sich dann in sein Horn zu stoßen. Als er wieder zum Schwerdte greift, bleiben ihm nur noch fünfzig Kämpfer übrig. Er stürzt sich von neuem in der Feinde Schaaren, trifft auf Marsil und haut ihm einen Arm ab. Ueberall, wo er hinkommt, fliehen die Feinde vor ihm, wie ein Schiff durchstreicht er die Wellen ihres Heeres, die sich aber auch hinter ihm stets wieder schließen. Endlich stürzt auch Olivier von hinten getroffen, drauf fällt Garnier und dann auch Turpin. Zuletzt sind nur noch zwei Leute und ein Pferd übrig. Dann hört man aus der Ferne den Klang der Hörner des Heeres der Franken. Aber sie kommen zu spät.

„Roland setzt sich unter einen Baum reich an Blättern und kehrt sein Gesicht Spanien zu, er denkt an tausend Sachen, an alle Länder die er erobert hatte, an das schöne Frankreich, an seine Landsleute, an die Franken, die ihm so viel Ruhm erwerben halfen. Der Markgraf (das ist sein Titel) kann sich nicht enthalten, zu weinen, und an sich selbst zu denken. Er beichtet seine Sünde und fleht die Gnade Gottes an. „O, wahrer Vater, der du nie

gelogen, der Du den heiligen Lazarus erweckt und Daniel vor den Löwen geschützt hast, Gott, empfange meine Seele in dem heiligen Paradies. Herr, in Wahrheit ich sage: mea culpa für alle Sünden, die ich alle Tage begangen habe." Er reichte seinen Handschuh gegen Himmel, seinen Helm hielt er unter seinem Arm. Der Tod ereilte ihn, als er die Hände gefalten hatte; Gott schickte ihm seinen geweihten Engel; der heilige Gabriel und viele Andere trugen seine Seele zum Himmel."

So schließt die eine Hälfte des Gedichtes, die zweite erzählt die Rache Karls des Großen, die vollkommen war, und das Haus Marsils bis auf die letzten Sprossen ausrottete. *) — — —

Die Chronique de Turpin **) hat ein eigenes Capitel:

---

*) Nach einer Sage, deren Erfindung die Gelehrten nachweisen, soll Karl der Große selbst die Grabschrift seines tapfern Lieblings verfaßt haben, und zwar in folgender Art:

Tu patriam repetis; nos triste sub orbe relinquis:
Te tenet aula nitens; nos lacrymosa dies.
Tu qui lustra gerens octo binos super annos,
Ereptus terris, justus ad astra redis.

Du kehrst in dein Vaterland zurück, Du läßt uns hier auf Erden in Trauer. — Der glänzende Hof des Himmels besitzt Dich, uns der thränenreiche Tag. — Du, der Du acht Lustren und zwei Jahre alt warst, bist der Welt entrissen, und als Gerechter kehrst Du zu den Sternen zurück.

**) Cronique et histoire faicte et composee par le reuerend pere en Dieu Turpin archeuesque de Reims lung des pairs de France, contenant les prouesses et faictz d'armes advenuz en son temps du tres magnanime roy Charles le grant autrement dit Charlemaigne et de son nepveu Roland. Lesquelles il redigea comme compilateur dudit oeuure. Imprime a Paris pour Regnauld Chauldiere, le huitiesme iour de juing 1527.

„Wie Roland allein übrig blieb, und den König Marsil, nach vielen andern Sarazenen, tödtete; und dann unter einem Baum seine Leiden klagte.

„So war die Schlacht zu Ende, als Roland allein zurückkehrte, um das Land und die Heiden und Ungläubigen zu erspähen, und war noch weit von ihnen. Da fand er einen schwarzen Sarazenen müde und abgemattet von der Schlacht; der war in den Wald gekommen sich zu verstecken. Er nahm ihn, band ihn an allen vier Gliedern und ließ ihn an einem Baume des Waldes. Darauf stieg er auf einen Berg und erspähte die Heiden und sah sie in großer Zahl. Weswegen er zurückkehrte auf den Weg von Ronceval. Hier stieß er in sein elfenbeinernes Horn, auf dessen Schall ungefähr hundert Christen zu ihm kamen, mit denen er durch den Wald zurückging, bis zu dem, den er an einen Baum gefesselt hatte. Er entfesselte ihn alsogleich, hob sein Schwert gegen ihn und sprach: „Wenn du mit mir gehen willst und mir den König Marsil zeigst, so will ich dir dein Leben und deine Freiheit schenken; sonst mußt du jämmerlich sterben.“ Roland kannte Marsil, den König der Sarazenen, noch nicht, denn er hatte ihn nie gesehen. Sogleich ging der entfesselte Sarazene mit ihm und zeigte ihm zwischen dem ganzen sarazenischen Heere den König Marsil, groß und mächtig auf seinem rothen Pferde und mit seinem großen runden Schilde. Roland ließ somit den Sarazenen frei abziehen, fühlte großen Muth in die Schlacht zu gehen, empfahl sich der Gnade Gottes, und stürzte mit denen, die sich zu ihm gesellt, unter die Sarazenen. Da sah er einen Sarazenen, größer und stolzer als die andern, traf ihn mit einem einzigen Hiebe, und haute nicht nur ihn, sondern auch sein

Pferd in zwei Theile, und war der Hieb seines Schwertes so fein, daß die eine Hälfte des Sarazenen rechts und die andere links fiel. Als das die andern Sarazenen sahen, wählten sie die Flucht und ließen ihren Führer todt auf dem Felde; und gingen sie fort in Angst und Furcht. Darauf drang der tapfere Roland, gewaffnet mit seiner Körperkraft und noch mehr mit seinem Vertrauen auf Gott, in den Haufen der Sarazenen, sie verfolgend rechts und links, den König Marsil verfolgend, den er endlich zwischen den Uebrigen tödtete durch die Gnade Gottes und die Tugend. In dieser Schlacht aber wurden die hundert Gefährten Rolands, die er bei sich hatte, getödtet, und der besagte tapfere und edle Roland, von vier Lanzenstößen verwundet und von vielen Steinen und Pfeilen getroffen, wich den Sarazenen aus."

„Sobald Billigund den Tod seines Bruders Marsil erfuhr, ging er rasch von diesem Fleck mit den andern Sarazenen, die am Leben geblieben waren. Und Thedric und Balduin, wie wir eben gesagt haben, und die übrigen Christen, die hier und dort im Walde zerstreut waren, und sich in großer Furcht und Angst versteckten, so wie die übrigen Ritter und Gensd'armen flüchteten in die Seehafen. Karl der Große mit seinen Kriegern hatte die Spitze der Gebirge überstiegen, ohne zu wissen, was hinter ihm vorging. Roland aber, müde und abgearbeitet von einer so großen Schlacht und kummervollen Herzens ob des Todes so vieler mächtigen und tugendhaften Christen, kam trübe und traurig bis zum Fuße des Port cyseroen durch den Wald, er allein ohne irgend sonst Jemand, und war sehr verwundet und geschwächt durch die Hiebe der Sarazenen und Feinde Gottes. Er stieg von seinem Pferde auf die Erde herab, an dieser Stelle unter einem Baume; der

nahe bei einem Felsen von Marmor war, dort in einer grünen Wiese über Ronceval. Er hatte noch sein Schwert, das sehr schön war und sehr scharf an der Spitze. Und es war so stark, daß es unbeugsam war, glänzte und strahlte, und hieß Durandal, weil es hart schlug. Er würde eher einen Arm, als sein Schwerdt aufgegeben haben, das so schöne Thaten gegen die Feinde Jesu Christi und die Gegner des heiligen Glaubens vollbracht hatte."

„Da er nun so leidend war, so legte er sich unter den Baum, zog sein blaukes Schwert aus der Scheide. Und als er es so in der Hand hielt und mit großem Mitleiden betrachtete, sagte er mit lauter Stimme klagend und weinend: O schönes und glänzendes Schwert, das du so lange gedauert hast, und das du so breit, so stark, so mächtig von einem guten Künstler gearbeitet warst; dessen Kreuz von Gold ist, und dessen Oberfläche noch geziert und verschönert ist mit einem Knopfe von Steinen von Beris, worauf der Name Gottes steht, das einzige Alpha und Omega; — so scharf auf der Seite und von der Gnade Gottes umgeben. Wer wird außer mir deine heilige Kraft sehen? wer wird in Zukunft dein Besitzer sein? Sicher, wer dich besitzt, wird nie besiegt und geschlagen werden; er wird nie durch Zauber und Augentrügerei sterben, denn die Hülfe und Gnade Gottes sind mit seiner Vollkommenheit und seinem Schutze. O, wie glücklich bist du Schwert, würdig des Nachruhms; denn durch dich wurden Sarazenen getödtet und die Ungläubigen zu Tod gebracht. O, o, wie oft habe ich das Blut unsers Erlösers gerächt durch deine mächtige Hülfe, und zu Tode gebracht die Feinde der neuen Gnade in dieser neuen Zeit der Erlösung." — —

„O glückliches Schwert, dessen Gleichen es nicht mehr gibt und nie geben wird. Gewiß, wer dich geschmiedet

hat nie ein ähnliches gemacht, vor oder nach dir; denn Alle, die von dir verwundet werden, können nicht länger leben. Wenn durch Zufall irgend ein Ritter ohne Muth und Kraft dich nach meinem Tods befaßte, ich würde darüber im Herzen betrübt sein. Und wenn ein mißgeborner Sarazene oder Ungläubiger dich nur berührte, so würde ich darüber in großer Trauer und Angst sein.“ —

„Darauf schlug er dreimal in den Marmorfelsen, um sein tapferes Schwert zu brechen. Aber das Schwert spaltete den Fels ohne dadurch zu leiden. Dann nahm Roland sein Horn abermals und blies als ob der Donner rolle. Er hoffte auf Hülfe, um den Seinigen sein Schwert und Pferd zu hinterlassen. Aber er harrte vergebens. Endlich bließ er zum drittenmale in sein Horn, daß es brach und er selbst sich die Adern am Halse sprengte. Er spie Blut und seine Wunden öffneten sich von neuem. Der Ton seines Hornes hatte Karl den Großen erreicht. Aber Ganelon, der Verräther, hielt ihn ab, dem Rufe zu folgen, indem er dem Kaiser sagte: Roland blase oft ins Horn, wenn er den Hirsch im Walde verfolge.

„Als Roland so auf dem Grase lag, und vor Durst verschmachtete, kam Balduin, und suchte vergebens nach einer Quelle. Nicht im Stande, etwas für ihn zu thun, nahm er sein Pferd, um zu versuchen, ob er Karl den Großen einholen könne. In dem Augenblicke, wo er ihn erließ, kam Dietrich an, der dann mit seinen Gebeten dem Sterbenden beistand. Roland beichtete ihm noch einmal seine Sünden, und rief dann weinend und klagend aus: „Herr und Gott, Jesus Christus, Sohn des lebendigen Gottes, und du glorreiche Jungfrau Marie, ich bekenne euch von ganzer Seele, ich glaube an dich als meinen Erlöser, durch dessen Tugend ich von den Todten auferstehen

werde am Tage des Gerichts; und habe ich die feste Hoffnung, daß ich in diesem Leibe meinen Herrn und Erlöser sehen werde.“ Dann deckte er seine Augen mit seiner Hand und sagte noch dreimal: „Meine Augen werden sehen, was ich hoffe.“ — Noch einmal öffnete er sie, blickte zum Himmel auf, bis bald seine Seele aufstieg zu Gott dem Schöpfer, durch die Hände der Engel getragen, die sie zur himmlischen Ruhe brachten.“

Unterdeß war Karl der Große in Val-Carlos. Als er die Messe hörte, die der Bischof Turpin laß, wurde dieser auf einmal begeistert, sah den Himmel offen, und in den Lüften eine Schaar schwarzer Ritter, die die Seele Marsils zur Hölle trugen, während der heilige Michel und die Engel die Seele Rolands dem himmlischen Reiche zuführten. Nach der Messe theilte Turpin dem Kaiser mit, was er gesehen. In demselben Augenblicke langte auch Balduin an, und erzählte Karl'n das Ende seines Neffen. Sogleich brach Karl auf, eilte zum Sterbeplatze Rolands hin, fand ihn todt, und betrauerte ihn unter Jammern und Weheklagen. Er ließ ihm hier vor dem ganzen Heere ein Todtenamt feiern, bei dem brennende Bäume ringsum die Wachskerzen vertraten, und alle Tapfern des Heeres den Hingegangenen betrauerten. Dann aber kam die Rache. Er zog den Sarazenen nach, traf sie am Ebro und erschlug deren eine zahllose Masse, worauf er dann wieder nach Ronceval zurückkam, und noch einmal seinen Helden beweinte.

— — Auch die Spanier haben ihre Volkssagen und Dichtungen über das große Ereigniß dieser Thäler. Aber hier spielt Roland die zweite Rolle, er ist die Folie eines

andern Helden, eines Spaniers, des Ritters Bernard di Carpio, Neffen des Königs Alphons des Keuschen. Die Franken erschienen den Spaniern wie unberufene Eindringlinge. Und als solche bekämpft sie die Volkssage; nicht die Sarazenen, und auch nicht Lupus der Baske sind die Sieger der nordischen Fremdlinge. Und Roland stirbt hier nicht als Sieger und durch seine Siege selbst, am Ende ermattet und aus hundert Wunden tausend besiegter Feinde sich verblutend. Der tapfere Spanier besiegt ihn Mann gegen Mann.

So tritt dann Bernard in den spanischen Romanzen *) auf, und ruft seinen Rittern des Königreichs Leon ächt spanisch zu:

„Leoner, hört mich, Ihr, die ihr Euch rühmt Edelleute zu sein, daß keiner hoffe, sich mit mir wie ein Knecht zu benehmen."

„Ihr werdet, wie treue Vasallen, Euren König, und wie gute Spanier Euer Vaterland, und als Männer Euer Leben und das Eurer Brüder vertheidigen."

„Ihr werdet nicht zulassen, daß Fremde Euch unter's Joch zwingen, Euer edeles und reines Wappen, Eure muthigen Löwen gegen Lilien austauschen."

„Der nicht wenigstens drei Franzosen zu bekämpfen vermag, bleibe zurück. Wir werden dann weniger zahlreich, aber stets tapfer genug sein."

„Wären wir auch, ich und die mir folgen wollen, Einer gegen vier und mehr, das genügt, ganz Frankreich zu durchziehen." —

*) Nach Einzelnen aus dem XI. nach Andern aus dem XVI. Jahrhundert.

Eine zweite Romanze besingt die Herausforderungen der beiden Helden.

„Er spreizt sich, der Franzose, in seinem Marsche so rasch als keck. Seht wie er das spanische Heer verachtet, wie er von Stolz aufgeblasen ist, weil er sieht, daß sein Heer die Berge, Ebenen und Thäler deckt. — Denn die Germanen und die Lombarden stehen unter den Fahnen der Franzosen. Seht ihr sie in feiner neuer Seide gekleidet? Die Luft glänzt von ihren Schwertern, ihren Rüstungen wieder, und ihre Helme schillern in der Sonne.“

„Sie kommen, schlagt die Trommel. Laßt sie kommen — Bernard!“

„Da ist er, Roland, der sagt, daß er sehen will, ob Bernard so entschlossen und tapfer ist, als die Spanier ihn rühmen. Dort sind sie, die zwölf Berühmten mit dem alten Karl dem Großen in ihrer Mitte. — Sie stolzieren mit Königreichen, die sie in kurzer Zeit und mit wenig Mühe erobert haben; sie entfalten ihre mit Lilien besäeten Fahnen, sie kommen, um unsere Löwen und Schlösser hinzuzufügen.“

„Sie kommen, schlagt die Trommel, laßt sie kommen. — Bernard!“

„Roland ist tapfer, gradaus, unbesiegbar und allgeehrt. Er schreibt einen Brief an Bernard, und der Brief sagt: Einer von uns muß um der Ansprüche unserer Länder willen sterben. Ich habe eine Frau bei mir, die eine heilige Pflicht mich zwingt, nicht ohne Stütze zu lassen. Wenn ich in Spanien sterbe, wird sie es nicht wieder verlassen. Sie ist edelgeboren, wie Ihr und ich; ich befehle sie Euch. Befehlt mir auch Euren letzten Willen. Der Brief geht ab.“

„Sie kommen, rührt die Trommel, laßt sie kommen, — Bernard!“

„Bernard, ist groß und großmüthig, er hat Gedanken

im Kopfe, die bis zum Himmel reichen. Er antwortet: Ich habe einen blinden Vater, in dem Thurme von Luna; ich übertrage Dir, ihn zu befreien. Du findest meine Mutter, jammernd und trostlos im Kloster von Oviedo. Du magst sie verheirathen. Es quält mich ein Bastard zu sein, wie Du — und das ist mein Wunsch. Der Brief geht ab."

„Sie kommen, rührt die Trommel; laßt sie kommen — Bernard!"

„O Ritter Roland, hast Du Deine Seele Gott empfohlen? Wir werden Dich sehen, und wer Dich in der Schlacht sehen wird, wird vor Schrecken schwitzen. Man weiß, daß Du Tausende tödten wirst, sowohl von den Mauren als von den Unsrigen. Aber Du wirst Bernard nicht tödten. Wirst Du besiegt werden, Roland, großer Donner des Krieges? Ehre der Tapferkeit überall. Nein Roland, Du wirst sterben, aber nicht besiegt werden."

„Sie kommen; — rührt die Trommel. Laßt sie kommen, — Bernard!" — —

In einer dritten Romanze kommt es endlich zum Zweikampfe.

„Dieser unbesiegte Franzose, dieser römische Senator gleicht den alten Römern, der den tapfern Heiden Agrican besiegte und ihn sich zu bekehren zwang; der dem stolzen Alamon das werthvolle Horn entriß, mit dem er die Welt erschreckte in seinen kecksten Herausforderungen; der in Abraca allein ein ganzes Heer in die Flucht schlug, und der stets unbesiegt der Sieger der Gefahr und des Zufalls blieb. — Wie man die sterbende Flamme einen größern Glanz werfen sieht, zeigte er in diesem Kriege, der für ihn der letzte sein sollte, einen immer noch größeren und furchtbareren Muth."

„Aber sein stolzer Muth, sein gutes Schwert und schnelles Pferd genügen ihm nicht; denn der tapfere Krie-

ger, der auf dem Schlosse von Carpio geboren ist, hat das Alles auch."

„Und nachdem er Dudon leblos niedergeworfen, nachdem er den Markgrafen Olivier und seine zwei Söhne, den Weißen und den Schwarzen, erschlagen."

„Als er sah, welches Blutbad die Franzosen, die noch lebten, um sich verbreiteten, dachte er, daß nur der Tod Rolands dem Kampfe ein Ende machen könne."

„Der große Neffe Alphonsens sucht mit Muth den Neffen Karls des Großen auf; sie stoßen auf einander; beide sind mit Blut bedeckt."

„Sie greifen sich an, voller Muth, Kraft und Eifer. Beide besitzen die kräftigsten Herzen, die je in Menschenbrust geschlagen haben."

„Die Schlacht der beiden Heere ist unterbrochen, und man erwartet in Stille, mit Angst, das Ende dieses Zweikampfes."

„Das Glück war seiner Beständigkeit überdrüßig; der Himmel erwartete Roland, und die unbeständige Siegesgöttin ging von den französischen zu den spanischen Fahnen über." —

In einer andern Romanze*) wird Kampf der selbst beschrieben.

Als Roland Bernard nahe kommt, stürzt Einer auf den Andern los. Bernard, der seiner Kraft vertraut, wirft

*) „La segunda part de Orlando, con el verdadero succsso de la famosa batalla de Roncesvalles, fin y muerte de los doze pares de Francia: dirigida al muy ilustre señor don Pedro de Centellas conde de Oliva, etc., por Nicolas Esqinosa, nuenamente corregida. En Anvers, en casa de Martin Nucio, á la enseña de las Dos Cigueñas. M. D. LVII." In-4°.

seine Waffen weg, faßt Roland um den Leib, und so fallen sie zusammen auf die Erde hin. Roland erstickt in den Armen Bernards. ———

Es lohnt der Mühe, drum zu streiten, wer den Helden Roland besiegt hat, und so kann man den Spaniern halbwegs verzeihen, wenn sie seinen Tod für ihren Helden Bernard in Anspruch nehmen.

Die Basken, die wohl am meisten für die Schlacht von Ronceval verantwortlich sind, scheinen aber ihre That, wie überhaupt ihre ganze Geschichte, in dem engen Kreise ihres Alltagslebens vergessen zu haben. Mein Führer ließ die Ehre unangefochten den Egyptiern.

Dennoch entsinne ich mich eines baskischen Volksliedes, das mir einer meiner Freunde in Paris selbst ein Baske, vor mehreren Jahren zeigte und übersetzte. Es war sehr einfach, und der Sieger Rolands vollkommen würdig. Ein blinder Hirte steht mit seinem Sohne einem Knaben auf der Spitze eines der Felsen, die das Thal von Ronceval übersehen. Er sagt:

„Knabe was siehst Du? ich höre Pferde wiehern."

„Ich sehe ein Heer von Rittern und Kämpfern im Thale unten zahllos, wie der Sand am Meere."

„Schau hin, Knabe, was siehst Du? ich höre fernen Donner?"

„Vater, ich sehe die Berge von den Höhen hinab ins Thal rollen, und unsere Feinde zerschmettern."

„Schau hin Knabe, wie viele sind ihrer?"

„Wohl noch viele Tausende, ich kann sie nicht zählen."

„Schau hin Knabe, ich höre Schwerterklirren."

„Vater, das sind die Unsrigen, die ins Thal hinabsteigen, und mit Kampflust in den Feind stürzen."

„Schau hin, Knabe, wie viele sind ihrer?"

„Wohl viele hundert, ich kann sie nicht zählen.“

„Ich höre Todtesstöhnen, — schaue hin, wie viele sind's?“ —

„Wohl ihrer Fünfzig.“

„Wie wirds so stille Knabe, schau hin, wie viele sind's.“

„Dort kämpft noch Einer.“

„Schau hin, schau hin, wie viele sinds.“

„Ich sehe Nichts mehr.“

„Ich höre Nichts mehr.“

„Knabe, bete für die Todten *).“

Als ich all diese Sagen und Gedichte gelesen, und wieder durchgedacht hatte, löschte ich mein Licht aus. Aber es dauerte noch lange ehe ich einschlief. Mir gegenüber sang Einer der Gäste ein endloses Lied. Ich dachte mir, es muß ein Rolandslied sein, und ließ geschehen. Sonst hätte ich zu der Fee gebeten, die den drei Rolandsknappen den ewigen Pfennig, das Tischchen deck dich, und Knüppelchen aus dem Sack geschenkt hatte. Womit ich dem Sänger aufgewartet, will ich nicht verrathen; aber ich träumte doch die Nacht viel von der Fee und ihren Geschenken, und denke mir, die Sage ist trotz allen hohen Heldenthaten doch noch immer eines Platzes werth. Und wäre es nur, weil sie zu andern Zeiten uns so glücklich gemacht, wenn unsere Magd sie am heißen Ofen in den langen Winterabenden alle acht Tage erzählen mußte. Ich träumte fast mehr von dem brummenden Ofen der Kinderstube als von dem Knüppelchen aus dem Sack.

*) Das Gedicht war so einfach, daß ich den Gang auswendig behielt; doch stehe ich nicht mehr für jede Einzelnheit ein.

Am andern Tage aber frug ich dem Liede nach, und hörte, daß es eine Romanze, in der der Sänger der Wirthin sein Leid klage, daß er beim Spielen Alles verloren, daß sie aber deßwegen nichts für die Zeche zu fürchten brauche, da er ein Mann von Ehre sei. Das war der Inhalt, und der führte zu zwanzig und mehr Strophen, in denen Spiellust, Zechfreude und Galanterie gegen die Frau Wirthin die Zeche zahlen, für die der verdorbene Spieler kein Geld mehr hat.

Sobald als möglich besuchten wir die Kirche. Ich hätte mit dem Geistlichen plaudern mögen; aber der Wirth versicherte, sie verständen nur spanisch und baskisch; und ich hatte nicht Lust, sie auf die Probe zu stellen, ob sie lateinisch sattelfest, und zwar aus den besten Gründen, weil ich selbst sicher auf den ersten Stoß aus den Bügeln gerathen, wenn nicht vom Pferde gefallen wäre. Ich suchte ein paar Phrasen — aber ließ sie gerne wieder laufen, als ich überdies erfuhr, daß die Geistlichen sämmtlich neue Canonici und keine alten Roncevaler Mönche seien. Auch alle Bücher sind nach Pamplona ausgewandert. Von Roland ist in der ganzen Kirche keine Spur, und nur in einer Ecke der Sacristei, das Blut Christi, wie mein Führer sagte, standen zwei Streitkolben, eiserne Kugeln, drei Zoll im Durchmesser an Ketten und Griffen, beide etwa anderthalb Fuß lang. Nichts beweißt, daß sie aus Rolands Zeit stammen, aber Riesenwaffen und des Rufes Rolands ganz würdig sind sie jedenfalls.

Daß ist die einzige Reliquie, die hier an den Helden erinnert. Ueberdies kümmert sich Niemand um ihn. Die Spanier und Basken sahen ihn stolz als ihren Besiegten an, die Abtei, die ihm zu Ehren errichtet wurde, sprach ihr Nationalgefühl nicht an. Sie hatten eher den Siegern

als dem Besiegten ein Denkmal errichten mögen; und dieser Gegensatz erklärt es vielleicht, warum man an dieser, Roland geweihten Stelle von Roland fast keine Spur findet. Die Rolandsbresche liegt in den Pyrenäen der Bearner.

Aber in der Kirche waren Bauern, die lebendig an die Zeiten Rolands erinnerten. Es waren sicher im Wesentlichen ganz dieselben Leute, wie die, mit denen er zu thun hatte. Kleine gedrungene, schulter- und lendenstarke Erscheinungen, schwarzgebrannt und schwarzaugig. Die Kleidung war ebenfalls wohl noch heute dieselbe wie vor Tausend Jahre. Eine anliegende Jacke, über diese einen Mantelrock (fast wie die feinen Mantel-Paletots mit einer Reihe Knöpfe); enge Hosen, Strümpfe, und Sandalen mit Bändern kunstreich um die Fußknöchel und die Waden geschlungen. Das Barett vollendete den schönen, einfachen altherkömmlichen und fast neu geschmackvollen Anzug. Doch waren die so Gekleideten die Minderzahl in der Kirche, wohl Bauern von abgelegenen Höfen; die Uebrigen hatten einen Anstrich der Mode unserer Zeit, obgleich sie im Wesentlichen die baskische spanische Sammtjacke, Sammthose und Baretts beibehalten hatten.

Die Basken sind noch heute im Wesentlichen ganz das alte, frische, rüstige, kecke Volk, und würden noch heute vielleicht zwischen Frankreich und Spanien liegen, ein Gegner Beider, wenn ihnen nicht trotz aller Frische, der Geist fehlte, der aus Völkern ein Ganzes macht. Sie sind keck, muthig, rüstig, aber — sie wohnen vorzugsweise in vereinzelten Höfen. Die Dörfer, die Städtchen sind klein, liegen oft genug nicht an der Heerstraße und sind überdies in der Regel wieder in Gruppen und Unterabtheilungen zersplittert. Ihre Kampflust ist größer als ihr Vereinigungs-

trieb. Das hat sie verhindert, wie die Schweizer zu einer Selbstständigkeit zu gelangen, das hat ihren Nachbarn das Mittel gegeben, sie zu trennen, zu theilen. Und das ist noch heute die Ursache, daß der Bruch zwischen den französischen und spanischen Basken alle Tage größer wird, obgleich sie unverkennbar Brüder sind. An der Grenze kommt es alle Jahre zwischen den Hirten der französischen und spanischen Basken zu den blutigsten Kämpfen um die Bergwiesen. Vor ein paar Wochen fand abermals eine kleine Schlacht statt, und in Folge derselben nahmen die spanischen Basken einen französischen Bürgermeister und vier Bauern gefangen, wofür die französischen Grenzbehörden zwei Spanier festhielten. Die Regierungen sehen diese Reibungen wahrscheinlich nicht ungerne, denn wie sie eine Folge des Geistes sind, der die Basken beseelt, so sind sie die beste Bürgschaft, daß dieser Geist nicht dereinst zur Ruhe komme, wo dann die Basken sich sagen können: „Wir sind Basken und keine Spanier und keine Franzosen.“ Während des Aufstands der Karlisten und der spanischen Provinzen der Basken wurde der Gedanke einer spanisch-französischen neutralen Schweiz in den baskischen Ländern mehrmals angeregt; aber ich glaube der Geist des Volkes, der sie verhinderte wie die Schweizer zu handeln und sich ein selbstständiges Bestehen zu gründen, würde auch kaum erlauben, — wie, jene sonst freilich mehr als jetzt, ruhig zwischen den streitenden Intressen Deutschlands, Frankreichs und Italiens liegen, — so hier zwischen Frankreich und Spanien zu einer Art Achse für die Nachbarvölker zu werden. —

Ich hatte gesehen, was ich sehen wollte. Ich hatte die Pilgerfahrt zu dieser geweihten Stelle mit aller Andacht im Herzen vollbracht, ich hatte die Streitkolben Rolands

mit aller Demuth in meiner schwachen Hand gewogen. Das war Alles, was ich begehrte. Bis hieher und nicht weiter, — schrieb einst das Geschick an den Weg des großen Kaisers, und ließ ihn ein kleines, geschichtloses, unzusammenhängendes Hirtenvölkchen finden, an dem sich seine Macht brach. „Mensch gedenk, daß du Staub bist, und zu Staub werden wirst," rief hier der sterbende Roland seinem großen Herrn zu. Der alte Kaiser aber ahnte vielleicht ebenfalls hier, daß sein Werk kein Menschenwerk, sondern ein Beruf des Geschickes, dem ein höherer Wille, als den der Mensch macht, seine Gränze bezeichnete. Und deswegen fiel der größte Held Karls des Großen unter den Streichen der schlechten Hirten des kleinsten Volksstammes, auf den der Eroberer je gestoßen war. —

Auf der Rückkehr nach St. Jean gings nur bergab. Der Führer führte — und ich trieb. Er wollte vorauf sein, und ich unbewußt neben ihm gehen. Das ist das Unheil der Führerschaft, das Heil des höhern Strebens, das in dem Gesammtwirken liegt. Aber auf Reisen hole es der Kuckuck.

Am Ende aber fand ich ein Mittel, den Führer an meine Schritte zu fesseln. Ich erzählte ihm die Sage von den drei Knappen Rolands. Der arme Teufel horchte auf, als ob er hoffte, die Fee einst wieder zu finden. Ich wünsche es ihm von Herzen; aber ich fürchte, er wählt als Baske den Knüppel.

Ich weiß nicht, was ich wählen würde. Der Stock, der Tisch, der Geldbeutel, — es ist Eines kaum mehr werth als das Andere, und deswegen begnüge ich mich für heute mit der Lehre, die ich in Ronceval fand, und da an den Weg des großen Kaisers schrieb: „Menschlein, bedenk das Ende, Du bist berufen, aber hüte Dich zu glauben,

daß es dein Werk und deine Kraft allein ist, die's thut." Goliath wurde von einem Knaben erschlagen — Rolands siegreiches und sieggewohntes Heer von einem Hirtenvolke zernichtet. —

In St. Jean herrschte ein Festtagsleben. Mariä Himmelfahrt wird im ganzen Süden vorzugsweise gefeiert, und ist in dem Lande der Basken für die Mehrzahl der Städtchen und Dörfer das Kirchweihfest. So auch in St. Jean.

Ein solches Fest besteht aus zwei Abtheilungen. Der Morgen gehört in seiner kleinern Hälfte dem müßigen Herumziehen, und die größere Hälfte der Kirche an. Der Nachmittag fällt dem Tanze anheim, der, nur durch die Vesperandacht unterbrochen, bis in die Nacht dauert.

Hier sah ich dann zum erstenmale den ächten **Saut basque.** Ein offener Platz unter Bäumen ist der Tanzsaal, ein blinder Tambourin- und zugleich Flageoletspieler und eine Violine bilden das Orchester. Zum Tanze des **Saut basque** tritt Einer nach dem Andern in den Kreis und bleibt von Anfang bis zum Ende allein sein eigener Herr. Alle tanzen im Kreise rund, in Ton und Tanzsätzen von vier Schritten, dreimal rechts vorwärts, einmal links zurück. Das ist die ganze Kunstwendung, so einfach als möglich. Aber beim Tanzen ist dann doch auch wieder jeder Baske ein Mann. Er jubelt in allen Gliedern, er hüpft, springt, schlägt Entrechats ohne Ablaß, klatscht abwechselnd von Zeit zu Zeit nach dem Takte in die Hände, ruft seinen baskischen Hahnschrei in die Luft, dreht sich, schmiegt sich, und schreitet dabei, den Kopf hoch, den Blick herausfordernd, so keck einher, daß man ihm die Kampflust

auf der Stelle ansieht. Die Melodie ist rasch, in abstoßenden, einfachen Sätzen, ein Marsch. Zwischen die Männer treten oft einzelne Mädchen, die dann zu der Keckheit die Grazie hinzufügen. Sie sehen wunderreizend aus, wenn sie zwischen diesen wilden, hüpfenden, übersprudelnden Tänzern mit fast gleicher Keckheit um sich schauend, dennoch mit weiblicher Milde einherschreiten, und so den Gegensatz der Frauenart zu dem wilden Treiben der Männer bilden.

So tanzen nur die Basken, und wer so tanzen kann, ist ein Baske. Das ist das lebendige Bild ihrer Keckheit, ihrer Tapferkeit, ihrer Lebensfrische, ihrer Freude an wilder Lust und frohem Jubel; — aber auch ihrer scharfen Abschließung, ihrer Vereinzelung, ihrer gesellschaftlichen Unabhängigkeit, — ihrer Ungeselligkeit im höhern Sinne des Wortes. Aus einem solchen Tänzer macht man Alles, aus einem Volke, das so tanzt, wird Nichts. Und so tanzten sie eine halbe Stunde unabläßig, und so von Stunde zu Stunde bis in die späte Nacht. Was das für Muskeln und Nerven sein müssen!

Zur Abwechselung wurde ein paar deutschen Walzern der Hals gebrochen, ein paar französische Quadrillen zum Fenster herausgeworfen. Man mußte Mitleiden mit ihnen haben. Spät Abends zogen die Tänzer militärisch geordnet, ihre Musik und den blinden Tambourinspieler an der Spitze, durch die Straßen; hielten an einzelnen Häusern, und tanzten abermals den Saut basque. Beim Mondschein von nur Männern getanzt, tritt der militärische Character desselben nur immer klarer hervor. Ja, ein Heer solcher Tänzer und nur die Natur, nur die Schneefelder eines wilden Winters, — wenn nicht ein armes Hirtenvolk, — wird dem Eroberer, der es zu begeistern weiß, ein: Bis dahin und nicht weiter! setzen. —

Am andern Morgen brach ich von St. Jean Pied de Port nach Hasparren auf. Abermals führte der ganze Weg durch ununterbrochene Hügelgegenden. Die Dörfer blieben selten, die vereinzelten Höfe waren die Hauptsache. Je mehr das Land aber der Ebene zuneigt, desto größer werden diese Höfe, die bald mit breiten, flachen, überragenden Giebeldächern und Balkonen den größten Aarauer Schweizerhöfen nicht mehr nachstehen. Ich sah einzelne, die wahre Bauernpalläste waren.

Ich hatte Hunger zu einem zweiten Frühstück, ehe ich an das erste Dorf gelangte, und fand dasselbe — das Frühstück nemlich — in meiner Jagdtasche und Weinflasche an einem kleinen einladenden Flüßchen. Nach Tisch gings wieder weiter; aber jetzt oft in Gesellschaft. Eine Menge Bauern und Bäuerinnen zogen mit Ochsen, Kühen, Kälbern und Schweinen, Gänsen und Hühnern auf den nahen Markt. Ich freute mich schon im Geiste des Marktlebens, als ich erst bei der vierten Anfrage — denn drei Bauern, die ich anredete, verstanden mich nicht, — hörte daß Hellen, wie der Ort, zu dem Alles zog, hieß, nur noch eine halbe Stunde weit sei. Als wir aber an eine Stelle kamen, wo die Straße sich theilte, mußte ich abermals erfahren, daß das Dorf, das so viele Leute mit Ochs und Esel zu seinem Markte rief, nicht an der Landstraße liege. Ich war zu müde, um einen Umweg zu machen, da ich überdies noch mehrere Stunden bis Hasparren zu gehen hatte.

Vor einem großen Hofe ruhte ich auf der Mauer, die ihn umzäumte, aus. Ich streckte mich auf sie hin, so lang ich war. Nach einer Weile kamen mehrere Kinder, die verwundert stehen blieben, und sich den Fremden ansahen. Zufällig fiel mein Stock, ihnen ganz nahe zur Erde. Keines aber rührte sich ihn aufzuheben. Ich hatte noch ein paar

andere Erfahrungen mit Kindern gemacht. Ein Bursche, dem ich auf der Landstraße begegnete, sah mich so kecken Auges an, daß er zur Neckerei herausforderte. Ich legte meinen Stock als Gewehr an, und that als ob ich Sturm gegen ihn laufen wolle. Er stand wie eine Mauer, und als ich im Nichts zu leid that, sagte er: „Wenn er mich berührt hätte, hätte ich einen Stein genommen." Mein Führer übersetzte mir den Gruß.

Auf dem Tanzplatze zu St. Jean Pied de Port waren eine Menge Knaben, die sich aber so wild, so frech als möglich benahmen. Sie stießen die Mädchen, sie neckten die Alten, sie spotteten des Fremden. Eine der Schönen, sie war sehr schön und sah sehr anständig aus, wurde von ihnen gestoßen — und zahlte dem, der ihr zunächst war, mit einer so gesunden Maulschelle, daß es weit wiederhallte. Der Bursche nahm sie lachend hin, und trieb sein Wesen vor wie nach fort. Es fehlte alle Pietät in ihrer ganzen Art, aber rüstig, keck, muthig war schon jeder Knabe.

Eine Stunde von Hasparren kam ich durch ein Dorf, Bulloc genannt. Das Dorf selbst liegt ebenfalls nicht an der Straße und theilt sich überdies, wie die meisten, die ich sah, in einzelne Hausgruppen. Es ist kein eigentlicher Dorfzusammenhang in ihnen. Am Wege lag nur das Wirthshaus, und an der Thüre desselben stand der Frau Wirthin Töchterlein, die so einladend war, daß ich mich zusammennehmen mußte, um nicht schwach zu werden, und hier zu bleiben. Neben dem Wirthshause war der Ballspielplatz, der nirgend fehlen darf. Auch in Bulloc war Kirchweih und so wurde Ball gespielt. In der Mitte eines breiten Raumes war eine Leine gezogen, zwei Spieler dies und zwei jenseits, die wechselseitig sich den Ball zuschlugen; — wer ihn nicht über den Strick warf, hatte verloren. Die

Leute spielten mit dem höchsten Eifer, mit Leichtigkeit und Anmuth in allen Bewegungen. Jedes Dorf hat seine Löwen des Ballspiels, und das ganze Dorf ist stolz auf sie. Oft kommt es zu Wetten zwischen verschiedenen Dörfern, und die Wetten führen dann fast jedesmal zur Berufung der Besiegten an das Gottesurtheil, das heißt zu einer Prügelei, bei der es sehr oft blutige Köpfe, mitunter Beinbruch und Todtschlag absetzt.

Auf der Mauer, die den Ballspielplatz eingränzte, sah ich dem Spiele zu. Das Wirthstöchterlein kam und lud mich zum Eintreten ein. Ich weiß nicht, warum ich härter als sonst war. Ich wollte früh in Bayonne eintreffen, um die Prinzen einziehen zu sehen, und hoffte in Hasparren eine Gelegenheit und im Falle der Noth ein Gefährt zu finden. Als mich die schöne Wirthin, — und sie war sehr schön — einlud, sagte ich ihr meine Gründe, aber sie antwortete, daß die Reise der Prinzen aufgeschoben sei. Ich hatte keine Ursache, sie für eine Lügnerin zu halten, und doch glaubte ich ihr nicht. Ich that ihr später Abbitte, aber zog vorerst, harten Herzens, meines Weges.

Und wurde dafür belohnt; denn die Wirthstochter in Hasparren war noch viel schöner als die in Bulloc. Sie war sogar eine der schönsten Basketen, die ich gesehen; aber die schönen Weiber sind hier zu Hause. Ihr Vater war dagegen so baskisch stolz, daß er den Gast kaum eines Grußes würdigte, stumm im Hause wie ein mißstimmter König Saul einherzog. Das Bild aber kam mir erst, als ich seine schöne Tochter vor ihm sitzen und die Harmonika spielen sah, während er allein zu Mittag aß. Aber die Harmonika that der schönen Wirthstochter vielen Abbruch, und das mürrische Wesen des Wirths, unterstützt durch den

neunstündigen Tagemarsch ließen mich so früh als möglich und thunlich, das Bett suchen.

Es war wirklich wahr, der Prinz hatte seine Triumphreise abbestellt, Und — erst jetzt fällt mir ein, daß das die Saulsstimmung des Wirthes ganz von selbst erklärt. Die Wirthin sagte mir am andern Morgen, daß sie große Opfer gebracht, und viel eingekauft. Die Triumphbogen gar nicht zu rechnen. Ich fürchte, der Prinz hat es mit den Basken auf immer verdorben, denn er hat ihnen einen Strich durch ihre Rechnung gemacht, bei der sie hofften, für ihren Stolz, ihre Prunksucht und ihre Lust an Festen zugleich die schönste Gelegenheit zu finden.

Ich hatte nur Zeit genug, die Diligence, die gegen Mittag durch Hasparren kommt, abzuwarten. Es war Sonntag. Ich durchlief das Dorf und seine Umgegend. Die Häuser waren alle ohne Ausnahme krach und rein wie ihre Bewohner. Die ganze Gegend war ein schöner, englischer Garten im größtem Style, mit Bergen und Thälern, Wiesen und Feldern, Flüßchen und Bächen, Schweizerhäusern, Hütten und Kirchthürmen. Es war eine Freude sich in diesem Garten zu ergehen.

Um zehn Uhr läutete die Glocke zur Kirche. Auf dem Kirchhofe herrschte dieselbe krache Zierde, die ich anderswo gesehen. Die Grabsteine waren seltener als in St. Jean, oft waren es nur einfache Schiefertafeln; in der Regel oben kleine Kreuzchen. Die Mehrzahl der Gräber war zum Sonntage mit frischen Blumen bestreut.

In der Kirche saßen, standen und knieten die Frauen unten im Schiffe. Auf dem Chor war die Schuljugend. In drei Stockwerk Galerien, gepfropft voll, waren die Männer versammelt. Der Gottesdienst war einfacher als anderswo, meist die Gemeinde, besonders die Frauen, nahmen

oft an dem Gesange Theil, der durch Choristen, hinter dem Hochaltare verdeckt, geleitet wurde. Abwechselnd sangen die Schulknaben und die Mädchen Solochöre. Selten sah ich einen erbaulichern Gottesdienst in einer römisch-katholischen Kirche. Nur war ein Chorsänger da, der eine Baßstimme wie Kanonendonner hatte, und donnerte, daß die Wände zitterten. Ich denke, ganz Hasparren ist stolz auf ihn. — Die Basken sind so fromm, daß das Läuten der Meßglocke augenblicklich einen Streit unterbricht, der nach der Messe augenblicklich wieder losgeht; — so fromm, daß ein Mann, der seinen Nachbarn in Rache zu tödten beschlossen, vorher die Messe und nachher die Vesper besuchen würde. — Ich las irgendwo von einem alten Volksbrauche, der sie charakterisirt. Der heilige Petrus ist in großem Ansehen, und besonders deswegen, weil er über den Regen gebietet. Tritt nun eine lange Dürre ein, so wenden sich die Basken an ihren Heiligen. Die Geistlichkeit zieht mit ihm in Prozession an den nächsten Fluß und hier ruft das versammelte Volk: „Heiliger Petrus hilf uns, — einmal, — zweimal — dreimal — willst Du uns helfen?“ Wenn dann aber der Heilige nicht gleich Regen schickt, so werden die frommen Basken wild, und rufen: „In's Wasser mit dem hl. Petrus! In's Wasser mit ihm!“ — Aber es ist doch so böse nicht gemeint. Die Priester treten für ihren Heiligen ein, versprechen in seinem Namen Regen, und müssen förmlich Bürgschaft für ihr Versprechen leisten. — Ob der Brauch noch heute besteht, weiß ich nicht. Aber bezeichnend ist er jedenfalls. Männer sind sie; und das sieht man ihnen überall, auf dem Tanzboden, auf dem Ballspielplatze und ebenso in der Kirche an; denn selbst hier ahnt man, daß der Knieende, der so keck zum Himmel aufsieht, wohl das Knie, aber selten, nur einmal, vor

der Hostie den Nacken beugt. — Ich möchte nicht, daß mein Volk ihnen gliche; aber ich wollte, daß es ihnen auch nur ein Zehntheil ihrer Keckheit ablernen könnte. Der Völker Art ist ein wunderbares Gemisch von Gutem und Bösem. Jede Tugend hat ihren Schatten, — und glücklich das Volk, bei dem die Schatten seiner Tugenden nicht verhindern, daß der Same, den diese ausstreuten, in dem Dunkel, den jene um sich werfen, Wurzel fassen und zu gesunder Frucht führen kann.

Bayonne.

1.

Bis ins elfte Jahrhundert hinein hieß Bayonne **Lapurdum.** Der Name soll halb baskisch (**Lapurra**, die Wüste) halb celtisch (**dun**, hoch, tief) sein. Der Name Bayonne hat eine ähnliche Doppelherkunft, halb französisch (**baie**) halb baskisch (**ona**, gut). Der Dialekt des Volkes in Bayonne ist ebenso eine Mischung, halb baskisch und bearnisch, halb die Sprache der Bewohner des Landes zwischen Bayonne und Bordeaux. Dieser Mittelzustand ist der Charakter der Stadt, sie gehört weder den Basken, noch den Bearnern, noch der Guienne an. Ihre Geschichte bis zur Herrschaft der Engländer in West- und Süd-Frankreich ist ohne alle Bedeutung, nur scheinen die Bewohner der Stadt und Umgegend schon gute Seeleute und Fischer gewesen zu sein. Die Wallfische aber kamen damals bis in die Bay von Bayonne herauf, und die Fischer des Landes fanden so eine reiche und leichte Beute.

Die Herrschaft Englands in Bayonne brachte der Stadt anfangs und eine lange Zeit hindurch nur Vortheile. Es lag im Interesse der fremden Herrscher, den Wohlstand und die Freiheiten der neueroberten Länder zu schützen und zu fördern. Die Letztern wurden überdies zu den Zwischenhändlern zwischen Frankreich und England,

und Bayonne insbesondere verschiffte nach England französische Weine, Tücher und Wolle.

Zu Anfang der englischen Herrschaft hatte Bayonne noch seine eigenen Vicegrafen. Bald aber starben diese mit einem kinderlosen Vicegrafen Bertrand aus, und die Engländer hatten nicht Lust einen neuen Unterherrscher zu ernennen. Die Stadt erhielt einen Prevot zur Verwaltung der Rechtspflege, einen Gouverneur als Befehlshaber der bewaffneten Macht, und endlich eine, der englischen mehr oder weniger nachgebildete selbstständige Gemeindeverfassung. Ihre erste Gemeindecharte ist aus dem Jahre 1215, und wurde wie die Freiheiten Englands dem hülflosen König Johann abgerungen. Durch dieselbe „bestätigt er dem Maire, Rath, Prud'hommes und Inwohnern der Stadt Bayonne so wie ihren Nachkommen dieselben Rechte wie den Bürgern von La Rochelle, vorbehalten, die Prevotei, die Gebräuche und Freiheiten, welche die Stadt Bayonne wie die Stadt La Rochelle besitzen soll. Das Alles für immer."

Die Gemeinde hatte einen Maire, zwölf Geschworne (juràts), zwölf Schöffen und fünfundsiebenzig Räthe. Der Maire wurde jährlich ernannt. Alle Bürger, die je ein Gemeindeamt bekleidet, wählten drei Candidaten, die fünfund zwanzig Jahre alt, edel, Kaufleute oder Rechtsgelehrte und nicht Handwerker, sein mußten. Der Sénéchal der Gascogne wählte Einen von diesen. Auch die Geschwornen und die Räthe wurden von denen gewählt, die bereits Geschworne oder Räthe gewesen waren.

Diese *freie Gemeinde* wurde vor Allem die Ursache des Aufschwunges in Bayonne. Die Stadt, die vor der Herrschaft der Engländer kaum des Redens werth war, und großentheils nur aus Fischerhütten bestand, wurde bald

eine ganz andere. An die Stelle der Hütten traten prachtvolle Häuser; das Stadthaus, das alte Schloß, der Dom, und eine Menge Kirchen und Klöster entstanden, und bekunden noch heute, welche Bedeutung damals die Stadt haben mußte. Sie wurde zu einer der bedeutendsten Seestädten der Engländer auf dem Continente. Ihre Schiffe wurden die Muster für alle Seefahrer, und die Bayonnesta, eine Bayonne eigenthümliche Ruderart machte sich bis ins Mittelmeer geltend. Die Venetianer änderten (1334) ihre Schiffe nach Bayonner Mustern.

In Bayonne brach der Seekrieg aus, in dem die Engländer zum erstenmale gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts ihre Ueberlegenheit bewährten. Auf den Staden von Bayonne liefen Schiffe aller Völker zusammen. Englische und normannische Matrosen geriethen hier eines Tages in Streit. Der Normanne zog seinen Dolch, aber der Engländer entriß ihm denselben und stach ihn mit seiner eignen Waffe nieder. Die Normannen rächten ihren Landsmann an bayonnischen Seeleuten, weil sie behaupteten, die Gerichte von Bayonne hätten den Mörder absichtlich straflos ausgehen lassen, und die Bayonner nahmen Rache für die Geopferten an andern normannischen Seefahrern. Die Engländer und die Holländer traten auf die Seite der Bayonner; die Picarden, die Flamländer und die Genuesen auf die der Normannen. Der Krieg fand gegen den Willen der Könige von England und Frankreich statt, war aber deswegen nicht weniger blutig und verwüstend. Es kam zu mehreren bedeutenden Seeschlachten, doch artete der Krieg in der Hauptsache eher in eine Freibeuterei der verschiedenen Gegner, Einer gegen den Andern, aus. —

Es scheint fast, als ob Bayonne in demselben die höchste Blüthe seines Seehandels und auch den Anfang des Un-

terganges desselben erlebt habe. Nach dem Kriege hoffte es sich durch Schutzgesetze wieder rascher wie seine Mitkämpfer erheben zu können. Bis dahin waren auf den Bauplätzen von Bayonne sehr viele Schiffe für Fremde gebaut worden. Die Bayonner, so klug wie andere Schutzgesetzler, bildeten sich ein, daß sie den Ausländern nur verbieten dürften, größere Schiffe in den Werken von Bayonne zu bauen, um sicher zu sein, bald allein große Schiffe zu besitzen. Die Folge war, daß die Schiffe anderswo gebaut wurden, und der Vortheil, den die Bayonner bis jetzt aus ihren Bauhöfen zogen, nachdem sie das Verbot wieder aufhoben, nicht wieder zu ihnen zurückkam. *)

Die Glanzperiode von Bayonne war zu Ende. Die Stadt und ihr Seehandel war noch immer bedeutend genug, um vor wie nach von ihnen zwanzig Schiffe und zehn Galeren, „comme de coutume," zu jeder englischen Kriegsflotte zu fordern. Es scheint auch, als wenn ihre Schiffe schon gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts Neufundland besucht hätten. Sie sind Mitbewerber um die Ehre, Amerika entdeckt zu haben, und behaupten, daß die Sprache der Neufundländer baskisch sei, wie denn dort noch heute der Wallfisch mit dem baskischen Worte **baccaloa** bezeichnet werde.

Aber grade in dieser Entdeckung, wenn sie unbestritten, liegt eine der Ursachen des Rückganges, der sich nun immer mehr in dem Glanze und der Handelsbedeutung der Stadt geltend machte. Der Wallfischfang war vielleicht die

*) Wir lächeln mitleidig über diesen unsinnigen Schutz. Die Nachwelt wird nicht besser von den Klugen denken, die noch heute der Natur Gesetze vorschreiben, der Freiheit eine Zwangsjacke anlegen wollen.

eigentliche natürliche Grundlage der Seemacht Bayonnes. Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts wurden die Wallfische immer seltener in der Bai von Bayonne, die bayonner Seeleute zogen ihnen nach, und sollen so Neufundland entdeckt haben. Aber die Entdeckung verhinderte nicht, daß dieser Handlungszweig von nun an mehr und mehr in Verfall gerathen mußte.

Die Flamländer und die Hanseaten wurden selbst in England zu den siegreichen Mitbewerbern der Bayonner, und trieben sie somit selbst von dem Markte ihres eigenen Oberherren weg. —

Es war nur zu natürlich, daß die Bayonner dann nach und nach auch unzufrieden mit ihren fremden Herrschern wurden, deren Handel unterdeß immer zunahm und des bayonner Handels nicht mehr bedurfte. Dennoch hatten sie nicht Lust, sich gleich zu den Franzosen hinüberzuneigen, aus Furcht „den tailles, fouages und andern knechtischen Steuern" unterworfen zu werden. Endlich aber mußte die englische Macht überall der des jungen französischen Nationalwuchses weichen, und so kam dann auch Bayonne wieder an Frankreich.

2.

Die Handelsblüthe von Bayonne hatte bereits aufgehört, ehe es wieder mit Frankreich vereinigt wurde. Die französische Regierung machte auch der Gemeindefreiheit halbwegs ein Ende, die die Handelsblüthe zum großen Theile hatte begründen helfen. Die Bürger verloren allen Einfluß auf die Wahl des Maire, die Zahl der Geschwornen wurde auf zehn, die der Stadträthe auf vierundzwanzig festgesetzt.

Die Natur selbst schien mit gegen Bayonne im Bunde zu sein. Gegen Anfang des sechszehnten Jahrhunderts versandete sich das Bett des Adour, der bis dahin die größten Seeschiffe bis nach Bayonne zu bringen erlaubte. Alle möglichen Bestrebungen der Stadt und die geistreichsten Wasserbaukünste haben diesem Uebelstande nie wieder durchgreifend abhelfen können.

Die Stadt hat von da an keine größere Bedeutung, und auch keine eigentliche Geschichte mehr. Nur von Zeit zu Zeit findet hier noch ein Ereigniß statt, dessen Wurzeln aber anderswo keimten.

Zur Zeit, als die Bartholomäusnacht wie ein blutiges Gespenst durch ganz Frankreich zog, und überall den Meuchelmord zu Hülfe rief, um die Protestanten zu belehren, daß der Katholicismus allein den wahren Gott erkannt, war Abiram d'Aspremont, Vizegraf von Orthez, Gouverneur in Bayonne. Der Bote des Königs, der von Stadt zu Stadt mit seinem blutigen Befehle des Mordes zog, langte endlich auch in Bayonne an. Aber der Vizegraf von Orthez antwortete auf den königlichen Befehl und schrieb: Sire, ich habe Euer Majestät Befehl seinen getreuen Einwohnern und den tapfern Soldaten der Garnison mitgetheilt; und ich habe unter ihnen nur gute Bürger und tapfere Soldaden, aber keine Henkersknechte gefunden. Deswegen bitten sie und ich Eure Majestät allerergebenst, unsere Armee und unser Leben, die Eurer Majestät, so lange sie dauern, gehören, zu möglichen Sachen, wie gefährlich sie auch sein mögen, zu verwenden." —

An einer solchen That darf man nicht vorüber gehen, ohne vor ihr den Hut abzunehmen, und ihr ein: Ehre dem Ehre gebührt! zuzurufen.

Ein paarmal trafen sich die Fürsten und Diplomaten

Frankreichs und Spaniens hier; die Bayonner Chroniken und Geschichten wissen sehr viel von den glänzenden Festen zu erzählen, die damals stattfanden. Aber auch nur die Feste gehörten Bayonne an, der Rest gehört in die Geschichte Frankreichs und Spaniens.

Dennoch liegt uns Eines dieser Zusammentreffen zu nahe, und hat zu tiefe Folgen auf alle Zustände der Welt gehabt, um nicht im Vorbeigehen unwillkührlich an die Scenen, die hier stattfanden, erinnert zu werden.

Am 14. April 1808 kam Napoleon Abends um 9 Uhr in Bayonne an. Er stieg in dem Pallast der Regierung ab, mochte aber den Ort nicht heimlich genug finden für die Ereignisse, die hier stattfinden sollten. Er bezog außerhalb der Stadt das Schloß Marrac, das einen schönen Garten und Raum zu einem Lager in der nächsten Umgegend bot. —

Sechs Tage später kam der Prinz von Asturien nebst seinem Bruder Don Carlos an. Beide wohnten in der Stadt in der alten Intendanz. —

Abermals sechs Tage später traf auch der Friedensfürst, dieser aber unter Begleitung einer französischen Escorte ein.

Am 1. Mai endlich kamen auch der König Karl IV. und die Königin von Spanien nach Bayonne.

Es ist bekannt, wie Napoleon, sie sämmtlich betrügend, den Sohn durch den Vater, den Vater durch den Sohn, den Buhlen durch die Buhle zu hintergehen suchte, und zuletzt durch die offenbare Gewalt die feine Maske der List sprengte.

Ein paar Wochen später wurde König Karl von Spanien nach Compiegne, Ferdinand und Don Carlos nach Valençay abgeführt. Der Bruder Napoleons, Joseph,

nun König von Spanien, langte am 7. Juni in Bayonne an. Alle spanischen Großen in Bayonne huldigten ihm. Achtzig Deputirte, unter denen mehrere Granden, der Bischof von Burgos, und vier Generale von Mönchsorden, entwarfen eine neue Constitution für Spanien. Die Höflinge, ohne Ausnahme, die mit der alten Königsfamilie in Bayonne angekommen waren, zogen mit dem neuen Könige wieder nach Spanien zurück. Nicht Einer fehlte, und Alles schien beim Alten bleiben zu wollen.

Napoleon konnte glauben am Ziele seiner Wünsche zu sein. Ludwig XIV. hatte die Phrase erfunden: il n'y a plus de Pyrénés. Napoleon konnte sie wiederholen, und sie war noch schöner als damals. Der Kaiser soll selten so guter Laune gewesen sein, als noch diesem Hauptstreiche seiner Politik. Die Bayonner wollen ihn oft gesehen haben, wie er die Kaiserin Josephine im Scherze nach einer Kahnpromenade auf den Boucaut bis an die Kniee ins Wasser zog und stieß. Er hielt alle Tage selbst eine Wachtparade, und war seelenvergnügt.

Aber dennoch geschahen allerlei Zeichen. Die Soldaten, die durch Bayonne kamen, waren meist mißvergnügt, in einem fremden Lande „Friedensdienste" thun zu sollen. Auf seinen Paraden wußte sie denn freilich der kleine Caporal meist wieder mit ein paar schönen Redensarten oder rothen Bändern so zu begeistern, daß sie am andern Tage frohen Muthes — ihrem Grabe zuzogen.

Die Bayonner aber hatten regen Theil am Geschicke des spanischen Königshauses genommen, so regen, daß der Kaiser es nicht vergessen konnte, und keinen einzigen Versuch machte, sich die Volksgunst durch die nie fehlenden Mittelchen königlicher oder kaiserlicher Herablassung, die er sonst so klug spielen zu lassen wußte, zu sichern. Er mogte es

auch kaum noch für nöthig halten, sich aus seiner Höhe um die kleinen Staubwirbel in der Tiefe zu kümmern.

Am Tage seiner Abreise von Bayonne erhielt der Kaiser die Nachricht des Ausbruches der Revolution in Madrid, und des Aufstandes des Volkes in ganz Spanien.

Er war an der Grenze seiner Herrschaft angelangt. Der Sohn des Volkes, der seine Mutter verrathen hätte, konnte nur durch ein Volk besiegt werden. Er stieß hier zum erstenmale auf ein solches. Und von da an neigte sich sein Stern dem Untergange zu.

In den Jahren 1807 — 1810 zogen durch Bayonne nach Spanien 508,696 Mann, 820 Kanonen, 34 Mörser, 55 Bombenwerfer 6374 mit Militaireffecten bepackte Wagen. Durch Perpignan zogen 80,000 Mann. Von fast 600,000 Mann kamen 53,300 wieder nach Frankreich zurück.

Der Kaiser der französischen Revolution mochte gerne an den großen Karl, mit dem das deutsche Reich und das französische Königthum zugleich beginnen, erinnern. Das Geschick nahm diese Herausforderung seines Günstlings, der von seiner blinden Liebe keinen Nutzen zu ziehen wußte, an. Es hatte in Ronceval an den Weg des großen Karls geschrieben: Bis dahin und nicht weiter! Es stand abermals hier am Wege, als das kaiserliche Heer, freilich nach vielen Niederlagen, von Pampeluna durch Ronceval und Valcarlos nach St. Jean Pied de Port zog. In Pampeluna hatten die Franzosen zum letztenmale in Spanien ihr Glück versucht und 20,000 Kämpfer blieben von beiden Seiten auf dem Wahlplatze, ehe die Besiegten an dem Wahlfelde Rolands vorbei nach Frankreich zogen. Es hieß für sie nicht: Bis dahin und nicht weiter. Sie waren bis an die Grenzen Europas in West und Ost gekommen, aber an diesen Grenzen angelangt, bekundete sich die innere Be-

wußtlosigkeit eines höhern Menschheitsberufes, und dann floß der Strom eben so schnelle wieder zurück, als ihn die entfesselte Kraft eines Menschheits- und Gleichheitsgedankens in der französischen Revolution bis an die äußersten Grenzen Europas getrieben hatte.

Die Siege Napoleons bekundeten und bekunden die Ohnmacht der alten Zeit; sie sind die Vorboten einer neuen. Der Messias, den die Stimmen in der Wüste der französischen Revolution vorhersagt, wird sicher dereinst kommen, und die Menschheit zu dem Ziele führen, das die Revolution andeutet, und das ihr entarteter Sohn in seiner blinden Eitelkeit und tauben Selbstsucht nicht mehr zu erkennen vermochte. —

Bayonne, August 1845.

Der Herzog von Nemours sollte an demselben Tage in Bayonne ankommen, an dem ich meinen feierlichen Einzug hielt. Obgleich er absagen hatte lassen, so waren dennoch alle Wirthshäuser voll. Ich wurde in dreien abgewiesen, und mußte mir zuletzt ein Zimmer in der Stadt miethen. Meine Wirthin war aber eine so köstliche gaskonische Erscheinung, daß ich mich über mein Geschick gar nicht beklage.

Die Stadt wie ihr Name hat keinen eigentlichen Character, sie liegt zwischen Frankreich und den Pyrenäen zwischen den Basken, den Bearnern und den Gaskognern. Die untern Klassen sind meist baskischer Herkunft, die mittlern sind mehr Abkömmlinge aller Mischungen, die hier stattfanden, die höhern Stände sind aus allen Weltgegenden zusammengeflossen, die Spanier aber vorherrschend.

Ich hatte eigentlich in Bayonne nichts Rechtes zu thun, und blieb nur um der Prinzen willen mehrere Tage

hier. An diesen Tagen suchte ich in der Umgegend das Schloß Marrac, und fand — eine Ruine.

In dem Dorfe Biaritz, eine Stunde von Bayonne, badet die Gesellschaft von Paris. Ich war zweimal dort, zuerst an einem Sonntage. Halb Bayonne zog an demselben mit hinaus, und es war viel Leben in der Straße, am Ufer und an den Badeplätzen. Noch auffallender als anderswo baden hier die beiden Geschlechter zusammen. Dafür haben dann aber auch die Männer gewöhnlich etwas längere Schwimmhosen an, oft selbst eine Jacke. Es gibt zwei Badeplätze, le vieux port und la plage des fouls. Der erste ist aristokratischer. Auf dem letztern herrschte ein Jubel, daß man seine Lust daran haben mußte. Die Bader waren heute meist Arbeiter und Grisetten, die sich einmal ein Vergnügen hoher Herrschaften zugestanden.

Die Ufer von Biaritz sind sehr schön. Der vieux port oder port-vieux, wie sie hier sagen, ist eine Riesebadewanne in den Fels gehauen, oder besser gespült. Ein abdachendes Sandufer, kaum fünfzig Schritte breit, führt zu einer kleinen Meeresbucht, die rechts und links mit thurmhohen Felsen eingefaßt ist. Zu beiden Seiten treten diese Felsen und Berge schützend in das Meer hinein, so daß dieser Hafen, diese Badewanne, stets ruhiges Wasser zeigt, wie auch die See stürmen mag.

Auf den diesen Hafen einschließenden Bergen hat man eine wunderbar schöne Aussicht. Die Kuppe rechts trug früher ein Schloß, auf der links ein Leuchtthurm; von beiden sind nur noch die Ruinen übrig, und beide dienen heute nur noch zum Ziele für die Spaziergänger, die sich der schönen Aussicht hier freuen wollen. Zur rechten Seite zeigt diese an einem hervortretenden Halbkreise die plage des fouls, das sanft abdachende Sandufer und hinter die-

Zur linken ist ein ähnlicher Halbkreis, nur noch viel großartiger, anfangs das flache Sandufer mit den dasselbe einfassenden schroffen Felsen. Dann treten nach und nach über diesen Ufersee die Berge der Pyrenäen hervor. Die ganze Kette in ihren Abstufungen von kleinen Hügeln im Vordergrunde und kolossalen Bergmassen im Hintergrunde zieht sich weit in das Meer hinaus und schließen dasselbe in einem unabsehbaren Halbkreise, dessen Spitze im Nebel verschwindet, ein. Zu unsern Füßen hat das Meer die Felsen ausgehöhlt, sie liegen nackt im Wasser da. Hundert Bilder, hundert Steingruppen, Grotten, Inseln, Buchten, Landzungen dienen im dunkelbraunen Steinkleide den blauen Wellen zum Spiele ihrer kecken Lust.

Und vor uns das Meer. Und schöner als anderswo. Durchsichtig bis in seine Tiefe, und azurblau, den azurblauen Himmel abspiegelnd. Es war eine gute Weile her, daß ich es nicht gesehen. Ich kam von großen, schönen, erhebenden Naturschauspielen, das Herz noch voll von all der Wollust, die sie mir so reich geboten. Aber das Meer trug den Sieg davon. Die Alpen sind ein Wunder Gottes, aber das Meer selbst ist fast eine Gottheit, so groß, so einfach, so ewig dasselbe, und so ewig all und überall anders.

Ich blieb bis die Sonne untergegangen war, und — nun ja, sehts Euch an!

Zwei Tage später ging ich abermals nach Biaritz. Ich dachte mir, ich will einen Tag dort zubringen, und mir das Badeleben ansehen. Es war ein Werktag. Die Bayonner blieben zu Hause, und so hoffte ich in Biaritz die Biaritzer Gäste zu finden. Ich kam um zehn Uhr an, durchzog die Straße, und fand kaum eine Seele in ihnen.

sem die graubraune Felseinfassung. Am Ende des Halbkreises steht ein stolzer Leuchtthurm und schließt die Aussicht.

An den beiden Badeplätzen waren nur ein paar Leute im Wasser und badeten schweigend.

Um eilf Uhr hatte ich Hunger. Ich hörte eine Glocke läuten und dachte, es ist wie anderswo in Bädern die Frühstückglocke. Wirklich wurde in dem Wirthshause gefrühstückt. Es war eine theure **table d'hôte**, aber als ich in das Zimmer trat, sah ich auf den ersten Blick, daß die Gesellschaft aus den Kammerdienern und Dienerinnen und andern Domestiken der Herrschaften bestand. Ich habe Nichts gegen solche, aber ich habe auch nicht Lust, mit ihnen zu frühstücken. Mit einen Handwerker und Bauern — immerhin ohne Umständen, sogar von Herzen gerne, und oft lieber als höher hinauf; — aber mit — Bedienten, — es thuts halt nicht. Ich ging weiter und aß bei einem Zuckerbäcker ein paar Kuchen. Dieser sagte mir, es sei ein zweites Gasthaus im Orte, in dem es besser bestellt, und ich beschloß, dort zu Mittag zu speisen.

Nach Tisch ging ich wieder auf die Jagd aus, ich suchte kein Grob-, sondern Feinwild, die Spur der Gesellschaft hier. Aber in den Straßen war kein Mensch. Alle Fensterladen waren fest geschlossen. An den Ufern, an den Badestellen kaum eine Seele, auf der Brandung die tiefste Stille und Einsamkeit. Ich entschloß mich bald zu einem größern Ausfluge, und ging über den Sand der Brandung der Seite die Pyrenäen zu. Die Meerluft durchspülte die Lungen, die Sonne war gemäßigt durch Wolken und Wind, die Berge waren belebt durch einen langsam heranschreitenden Sturm. Es war eine Wollust hier zu wandern. Aber keiner der Gäste ließ sich durch dieselbe verleiten, sein Zimmer zu verlassen. Ich war so allein, daß ich im Sande die Spuren meiner lieben Freundin fand, die hier vor Jahren badete. Von ihr hörte ich zuerst den Namen Biaritz,

und so oft er ausgesprochen wird, muß ich an sie denken. Aber sie war auch die einzige Baderin, der ich hier während mehrerer Stunden begegnete.

Gegen drei Uhr kam ich wieder an den alten Hafen. Man hatte mir gesagt, daß gegen drei Uhr das Baden recht beginnen werde. Es kamen auch ein paar Leute ab und zu, aber ich sah nie mehr denn vier, fünf zusammen im Wasser. Zwei, drei saßen auf Stühlen und sahen vom Ufer an einer Stelle, wo man vor der Sonne geschützt war, zu.

Hier hatte ich ein Abenteuer. Nahe unter mir spielten drei Mädchen aus dem Dorfe. Ein Bursche auf dem Felsen über mir warf sie mit Sand, und einmal regnete eine Handvoll Sand und Kiesel auf meinen Hut herab. Ich stand auf, ging hinauf, den Burschen zu züchtigen. Und er lief nicht weg, er stand da, fühlte die Ohrfeige im Geiste auf der Wange und sagte mit weinender Stimme und betrübten Gesichtes: **Je ne vous ai pas vu, pardonnez moi.** Es lag in seiner Art etwas keckes, sanftes, edles und ängstliches zugleich. Ich wurde ihm gut, und reichte ihm die Hand — aber ich dachte, der ist kein Baske mehr. —

Ich wartete auf die Badegäste, und wartete vergebens. Es kamen Einzelne, aber alle vereinzelt. Die Besitzer der Badehäuschen gaben sich auch so viele Mühe mich zu erobern, daß ich schon daraus hätte schließen sollen, daß sie nicht viel zu thun haben. Ihrer zwei hielten mir lange Reden, und der Eine blieb förmlich zur Wache bei mir. Ich hatte die Absicht zur Badestunde zu baden, aber sie kam nicht. Dagegen kam das Wetter, das auf den Pyrenäen gelegen, gegen vier Uhr in Biaritz an, und zwar bald mit dem tüchtigsten Platzregen. Ich war auf fünf Uhr vertröstet worden. Dann sollten die hohen Herrschaften in die

langweiligen Sandstraßen herabkommen. Aber ich fürchte, auch dann ists nur ein leeres an einander vorüber Paradiren. Genug — auch in Biaritz schien mir die hohe Gesellschaft die Zeit so lang als möglich in die Länge zu ziehen. Ich entsinne mich, daß auch die Freundin, deren Spur ich im Sande fand, mir oft gesagt: Es ist so langweilig als möglich dort. Wer ist Schuld daran? Die Natur wahrlich nicht; denn dies Ufer, die Felsen, die Bucht, das Meer sind hier so wunderbar schön, wie ich diese ewigen Wunder selten sah. —

Der Geist der Basken spielt in das Wesen der Bayonner hinüber. Sie sind unabhängig, gehören zur Opposition. Der Hauptplatz, auf dem das Theater und die schönsten neuen Gebäude und Kafféhäuser liegen, heißt **place de la liberté**. Sie haben auch ihren Landsleuten, die 1830 in den Julitagen fielen, einem Schneider und einem Studenten, ein Monument gesetzt, und einfach drauf geschrieben: „**les Revolutions justes sont les châtiments des mauvais rois.**“ Aber dann haben sie das Monument freilich auf ein solches Eckplätzchen hinter den Dom, der nebenbei gesagt zwar alt, aber weder schön noch ehrwürdig ist — versteckt, daß gewiß nur selten ein Fremder auf dasselbe stößt, und der Herzog von Nemours es ganz sicher nicht gesehen hat.

Am Abend versammelt sich die schöne Welt auf dem **place de la liberté**. Und die schöne Welt ist hier oft sehr schön, wenigstens der Mittelstand, die Grisetten. Es ist baskisches Blut, edler Wuchs, kräftiger Schlag, Feuer und Glut. Die Männer haben oft den baskischen, kecken

Gang, noch öfter aber die spanische Grandezza, die aber mitunter so aussieht, als ob sie nothgezwungen langsam gehe, und im Pathos auftrete, weil das Raschgehen und der Sprung eben Sprungkraft erfordern.

In meinem Hause fand ich eine englische Erinnerung. Die Fenster sind in der Regel noch englische Guillotinenschieber, und ich freute mich der alten Bekannten im fremden Lande.

Noch mehr aber freute ich mich der neuen Bekannten, meiner Wirthin. Im Jahre 1327 — nun das bezieht sich nicht auf meine Wirthin — beschlossen der Maire und die hundert Väter der Stadt, daß jedes „plauderhafte und zänkische" Weib in einen eisernen Käfig öffentlich ins Wasser getaucht werden solle. Beim Rückfalle neues Bad, und dann Verweisung aus der Stadt. Das zur Einleitung. Nun zu meiner Wirthin zurück. Wenn sie mich frug, ob ich frisches Wasser haben wolle, hielt sie mir eine Rede, und das eine, die sich gewaschen hatte, mit den pompösesten Demonstrationen und Gestikulationen im Telegraphenstyle. Sie war stets tragisch gestimmt, und sagte guten Tag und guten Morgen, daß es mir Herz und Nieren durchdrang. Am schönsten waren ihre Reden Abends, wenn ich nach Hause kam. Wir standen halbe Stunden lang zwischen Thür und Angel, und jeder, der Jean Paul gelesen, weiß, was man sich alles Schöne in diesem kritischen Momente sagt.

Sie war — ich dachte mirs so — Wittwe oder auch eine verlassene Madame de St. Alban, de St. Pierre oder sonst eine Heilige der Art. Am zweiten Abend war sie sentimental, ich frug: ob sie Kummer habe. Sie seufzte. Ich sagte: „Liebeskummer?" — Wer hat nicht seine Qualen? antwortete sie mit einem tiefen Seufzer. Der Himmel

tröste Sie, erwiderte ich. Mir wurde ganz mitleidsvoll zu Muthe. Aber in der Angst frug ich nicht weiter, sondern stand schweigend da, bis sie zur Thüre hinaus war. Erst am anderen Morgen, durch das Tageslicht beruhigt und ermuthigt, frug ich, nachdem sie mir mein Frühstück gebracht, und sie ihre Rede gehalten: was für Kummer sie denn eigentlich haben könne? Es war eine lamentable Geschichte. Ihr Mann war — — Bigame gewesen. Er hatte wahrscheinlich ihren Declamationen nicht widerstehen können, der Unglückliche. Als sie das Wort aussprach — es geschah erst nach vielem Zaudern — wurde ihr schwach, sie setzte sich auf den Stühl, und kam wieder zu sich, als ich im Erstaunen vergaß ein Riechfläschchen zu suchen. —

Ich hatte zwei Zimmer, jedes mit einem Bette. Die Dame hatte mir beide überlassen, und ich mich verpflichtet, daß wenn am Tage des Prinzenfestes der Andrang groß würde, ich ihr die beiden Zimmer abtreten, und dagegen ihres beziehen solle. Die Noth war groß, ich mußte mich ergeben.

Am Tage vor der Ankunft des Prinzen stürzte sie mit herabhängendem Haare in mein Zimmer. Mit Telegraphenbegleitung im Tone der höchsten Leidenschaft, rief sie aus: **Excusez, Monsieur, ne me regardez pas — voilà Monsieur! — un Monsieur qui veut prendre la chambre pour quinze jours!**

Ich erholte mich erst nach und nach von dem Schrecken. Ein einzelner Herr hatte nicht mehr Recht auf meine zwei Zimmer als ich. Es war nur ein Eingang zu beiden Zimmern, und kein Schloß an der Verbindungsthüre. Und sagte ich: Geben Sie dem Herrn Ihr Zimmer für heute und morgen, ich reise ja übermorgen ab. Mein Zimmer, was denken Sie, Sie können mein Unglück nicht wollen,

bedenken Sie doch — vierzehn Tage will er hier bleiben." Nach einer Weile und einer kleinen Pause, in der es ihr wie ein Licht aufging, setzte sie hinzu: „Schön, ich werde ihm mein Zimmer abtreten, und hier in diesem schlafen." Ich muß ein gar zu verblüfftes Gesicht gemacht haben, denn sie fuhr fort: **Oh, Monsieur,** — — und dabei eine tragische Stellung — **ne craignez rien, je suis trop vielle pour cela.** — — **Madame, que pensez vous, vous vous calomnez!** Aber sie hörte nicht mehr auf meine Einwendungen, stürzte hinaus, trat ihr Zimmer ab, und kam dann wieder, stets mit fliegendem Haar, zu mir, und sagte: **Voila, tout est arrangé.** Ich aber sagte ihr: Das geht nicht, was würden die Nachbarn sagen? **Monsieur, ils me connaissent, ils savent, ce que je suis, je n'ai pas à craigner la colomnie.** — Aber Ihr Ruf — aber ich weiß, daß Sie zu jung, zu schön, zu interessant sind, — um in demselben Zimmer schlafen zu dürfen, in dem ein Mann **entre deux âges** schläft. Deswegen bitte ich Sie in allem Ernste, sich eine andere Schlafstelle zu suchen. Ich werde mit Freuden zahlen, was Sie das Nachtquartier für diese beiden Nächte kostet.

Von da an waren die Reden viel kürzer; die Telegraphen spielten selten, aber es lag ein tiefer blasser Kummer auf den schmachtenden weißen Zügen und in den roth angeflogenen Augen der armen Frau. Wahrheitsgetreu aber muß ich doch hinzusetzen, daß ich die blassen Wangen mit den rothen Augen bereits vorfand, und sie also nicht auf dem Gewissen habe. Daran ist der gewissenlose Zweibeweibte allein Schuld.

Die Anwesenheit des Prinzen gab zu vielen Festen Veranlassung. Er wurde kalt empfangen. Das Fest war verschoben worden und die Reise durch die baskischen Lande

schien aufgegeben zu sein. Das verletzte die Basken und die Opposition beutete diese Mißstimmung aus. Der Stolz der Basken ist leicht gekitzelt.

Das Fest hatte manches Characteristische. Zwei Banden Tänzer, **cascarots** genannt, tanzten vor dem Wagen der Prinzessin beständig den **Saut basque**. Sie waren aufs pomphafteste herausgeputzt, weiße Hosen, weiße Jacken mit rothen Litzen und Bändern, weiße Baretts mit Bändern, Federn und Blumen, Sandalen mit Schellen. Vorauf die baskische Musik: Tambourine, Flageolot und Violine. Die Burschen machten ihren Landsleuten Ehre, denn sie waren unermüdlich.

Die Stadtlöwen hatten eine reitende Ehrengarde gebildet. Rothe Jacken, rothe Baretts und weiße Hosen. Ebenfalls höchst pompöse, und so militairisch in Anstand und Bewegung, daß sie keinem **Colonel de l'empire** Schande gemacht haben würden.

Die Nationalgarde zu Fuß aus der Umgegend war ebenfalls in baskischem Costüm gekommen, blauen Jacken, weiße Hosen, blauen Barretts. Aber nur wenig ächte Basken waren unter ihr, und es war leicht, die Gemeinden, die in das Land der Basken hinein, von denen, die mehr Béarn oder den Landes angehören, zu unterscheiden.

Unter den Festen war auch der Kletterbaum, und ich war Anfangs sehr erstaunt, daß es fast länger dauerte und mehr Mühe kostete als anderswo, bis die Preise herabgeholt wurden. Aber ein Baske ist zu stolz zu dergleichen, und die Wettkämpfer waren hergelaufenes Gesindel.

Dies Fest, so wie ein Ball im Freien, rief die Grisetten, die Arbeiterinnen von weit und breit hier zusammen, und es waren sehr viel, sehr schöne Personen unter ihnen. Der Gegensatz war auffallend, wenn man von diesen Ver-

sammlungsorten des Volkes in den Saal kam, in dem die höhern Stände zum Balle, der den Prinzen gegeben wurde, aus der ganzen Umgegend herbeigeströmt waren. Auf dem Balle unter freiem Himmel hätte man fast mit verbundenen Augen zugreifen können, und nur ein Unglücksvogel, ein Deutscher, würde auf eine Häßliche gestoßen sein. Hier in dem Saale suchte ich und fand ein paar sehr schöne Basken-Gesichter und Gestalten, — aber die Masse, die unendliche Mehrzahl war nicht schön, viele unschön.

Der Commandant der baskischen Ehrengarde tanzte die zweite Quadrille mit der Prinzessin, und tanzte wie ein ächter Baske. Er mochte sechszig Jahre alt sein, und schlug Entrechats, wie sie sonst nur ein Bursche von achtzehn Jahre aufzubieten hat. Alle Basken klatschten ihm und riefen ihm einen so schönen Beifall zu, daß die Wände widerhallten. Die arme Prinzessin wurde zur Figurantin, aber der Baske zeichnete sich aus. Und das war Alles Baskische, alles Ausgezeichnete und Bemerkenswerthe, was ich auf dem Balle sah. Denn, daß der Prinz und die Prinzessin sehr gnädig waren und viel Erfolg mit ihrer Gnade hatten, und daß der erste Beigeordnete des Maire, als er mit der Prinzessin tanzte, sich verblüffen ließ und nicht mehr fortkonnte, ist ganz einfach, und beweißt nur, daß das Prinzenhandwerk sehr leicht ist, und der Herr Beigeordnete kein Baske war. —

Ich hatte in Bayonne viel mehr gehofft, als ich gefunden, und viel mehr gefunden, als ich gehofft, denn meine freundliche Wirthin wird mir stets ein Andenken sein, mit dem ich, so oft es zu toll wird, die wildesten Grillen verscheuchen kann. —

VI.

Die Guyenne.

Geschichten.

1.

Der Name **la Guyenne** ist eine verdorbene Lesart von **l'Aquitaine.** Unter der Herrschaft der Römer gehörte der Landestheil, der später **la Guyenne** hieß, zu **Aquitania prima**; und so lange das aquitanische Reich unter den Gothen und Franken unabhängig bestand, bildete derselbe erst einen untergeordneten, dann einen bedeutendern und zuletzt den vorherrschenden Theil von Aquitanien. Als endlich der Name mit dem aquitanischen Königreiche und selbst Herzogthum verschwand, blieb nur noch der **la Guyenne** übrig, die dann nur einen kleinen Theil des alten Aquitaniens umfaßte. —

Die Geschichte der Guyenne fällt also mehrere Jahrhunderte hindurch mit der des aquitanischen Reiches zusammen. Unter Chlodwig I. wurde Bordeaux, die Hauptstadt der Guyenne, auch für mehr denn ein Jahrhundert die Hauptstadt von Aquitanien, bis diese Würde mit dem Tode Chariberts (630) auf Toulouse zurückfiel. — Als unter Karl dem Großen Aquitanien in Ludwig einen neuen König erhielt, wurde das Land in Grafschaften getheilt, und Seguin, Graf von Bordeaux, wurde hier der Statthalter, Lieutenant, des Königs von Aquitanien.

Der Andrang der Wascons und die Gründung eines neuen Herzogthums der Gascogne änderte auf eine Zeitlang die Bestimmung des Landes. Bordeaux und seine Umgebung wurden (842) dem neuen Herzogthum der Gascogne einverleibt und bildeten gleichsam seine äußerste Grenze gegen Norden hin. Bordeaux selbst wurde bald die Hauptstadt der Gascogne, was dann noch mehr dazu beitrug, dieser den baskischen Character nach und nach zu nehmen.

Zur Zeit, wo die Schwäche der letzten Carolinger alle Banden lößten, wählten die Großen des Herzogthums der Gascogne, nach dem Aussterben ihres Fürstenstammes, den Grafen Raoul von Poitiers zu ihrem Herzoge. Wie diese Grafen von Poitiers später Toulouse und das Herzogthum Aquitanien in Anspruch nahmen, haben wir anderswo gesehen. Sie nannten sich bald die Herzoge von Aquitanien, und so kam diese Benennung wieder zurück auf das Land, das sie eine Zeitlang verloren hatte. Bordeaux wurde zuletzt die Hauptstadt der Herzoge von Aquitanien und der Gascogne.

Die Tochter des letzten dieser Herzoge, Wilhelm's **IX.**, die alle seine Länder und Ansprüche erbte, ist jene Eleonore, die erst an Ludwig **VII.** von Frankreich verheirathet war, sich von ihm trennte, Heinrich Plantagenet, Herzog von Anjou, heirathete, und, durch die Erhebung des Letztern zum zweiten König seines Namens von England, die größte und mächtigste Herrschaft in ganz Südfrankreich an die englische Krone brachte. —

Die Ansprüche der Herzoge von Poitiers auf Languedoc und Toulouse blieben halbwegs unentschieden. Frankreich trat für die Grafen von Toulouse in die Schranken, und so mußte sich England mit einer Huldigung dieser

Grafen, die deren Selbstständigkeit ungefähr vollkommen aufrechtstehen ließ, begnügen. Und das ist denn die Ursache, daß der Name la Guyenne, Aquitanien, nach und nach nicht mehr bis zu dem eigentlichen Stammlande Aquitaniens reichte.

2.

Die Herrschaft der Engländer in der Guyenne und Gascogne dauerte ungefähr drei Jahrhunderte. Es kann nicht meine Absicht sein, die Geschichte dieser Herrschaft, die Kämpfe und Intriguen, die sie hervorriefen, ins Einzelne zu schildern. Nur wo diese bleibende Spuren hinterlassen, wo sie zur Bildung des Volkswesens, wie sich dasselbe nach und nach herausgestellt, beigetragen hatten, sind sie für uns von höherm Interesse.

Die Engländer waren und blieben für die Franzosen, die sie beherrschten, stets Fremde. Trotz Eid und Huldigung glaubten sich die Fürsten und Großen des Landes nicht recht zu Treue und Gehorsam gegen die Fremdherrschaft verpflichtet: der rege, bewegliche Geist des celtoromanischen Südfranzosen paßte vollkommen zu einer solchen Stimmung; und so wurde eine ewige Unruhe, ein Geist des Aufruhrs und der Intrigue nach und nach zum Wesen der Großen und Fürsten des südlichen Frankreichs. Bertram de Born ist ein Typ dieser Art. Er war berühmt als Troubadour und Held zugleich, und kämpfte mit seinen Liedern wie mit seinem Schwerte. Er hetzte die Söhne Heinrichs II. gegen ihren Vater und den Vater gegen die Söhne, die Vasallen gegen ihren Herrn, und den Herrn gegen seine Vasallen, bis ihn zuletzt die Rache des fremden

Herrschers, dessen Macht er auf alle Weise zu untergraben gesucht hatte, traf und zernichtete *). —

Dieser Geist der Unruhe, der Unstätigkeit erfaßte alle Fürsten des Südens. Zwischen Frankreich und England schwankend, standen sie bald auf der einen bald auf der andern Seite, stets zum Voraus gewiß, Schutz gegen den Freund von gestern bei dem Freunde von heute zu finden. Bis die Macht des hohen Adels gebrochen wurde, spricht sich dieser Geist in den Großen Südfrankreichs aus. Am klarsten trat er in den Kämpfen der burgundischen und orleanischen Factionen hervor. In den Reformintriguen in der Ligue wie in der Fronde waren die Großen des Südens abermals vorherrschend thätig, doch davon an andern Orten. —

Einen ganz andern Einfluß aber übte die Herrschaft Englands auf die Städte und Stadtbürger aus. Wir haben schon in Bayonne gesehen, wie dasselbe unter England zu Freiheit und zu Handelsblüthe gelangte. In ähnlicher Weise nahmen alle Städte der Gascogne und Guyenne,

---

*) Dante stellt ihn dar, wie er seinen eignen Kopf trägt, weil er die Glieder und den Leib (Fürsten und Volk, Vater und Söhne) zu trennen gesucht habe.

> Andavan gli altri della trista greggia.
> E'l capo tronco tenea per le chiome
> Per una mano a guisa di lanterna.
> . . . .
> Sappi ch' io son Beltram dal Bornio, quelli
> Che diedi al rè Giovane i mai consigli.
> (Dante. *Inferno* XXVIII.)

Es ist auffallend genug, daß auch Dante in ihm nur den Rebellen, nicht den Vaterlandsfreund, den Feind der Fremdherrschaft sieht.



und ganz besonders Bordeaux, einen höhern Aufschwung. Die Könige von England waren an sächsische Gemeindefreiheit gewohnt; die französischen Städtebewohner lernten bald in ihrer Verbindung mit London und andern englischen Städten, von welcher Bedeutung eine größere Gemeindefreiheit sei. Die englischen Herrscher bauten weniger auf die Fürsten und Großen ihrer französischen Besitzungen, und hatten so ein hohes Interesse, die Städte und Bürger fester an sich anzuschließen. Und wirklich fanden sie hier festen Boden; und wohl grade in dem stillen Bunde zwischen den Städten und Stadtbürgern und ihren neuen Oberherrn liegt der Grund, daß die Fremden sich 300 Jahre in Frankreich erhalten konnten. — Nach der Schlacht bei Taillebourg (1242) gingen fast alle englischen Besitzungen an Frankreich verloren. Nur die größern Städte, Bordeaux und ein paar Andere hielten fest an England, und retteten so die englische Herrschaft als sie über dem Abgrunde schwebte, und ihrem Untergange kaum noch ausweichen zu können schien. Ja, als Karl VII. endlich die Engländer vertrieben hatte, war es Bordeaux, das sich am ersten wieder gegen Frankreich empörte und von neuem erobert werden mußte.

Die Städte forderten nach dem Beispiele, das sie in England sahen, höhere Gemeindefreiheiten, und die Könige von England gestanden dieselbe gerne zu. So erhielt auch Bordeaux einen Rath von zwölf Geschwornen (Jurade) nebst zwei andern Räthen, den einen von dreißig, den andern von 300 Bürgern, die über die wichtigern Angelegenheiten der Stadt entschieden. Ein Sénéchal, fast immer ein Franzose, vertrat den König von England und in ihm die vollziehende Gewalt, und eine Art Obergerichtsbarkeit über die Urtheilssprüche des Maires und der Juraden. Ein

Connetable war der Befehlshaber der königlichen Truppen; der Maire dagegen befehligte die städtischen Milizen. Die Interessen wurden aber nach und nach so verbunden, daß oft genug die Engländer unter der Fahne der Stadt und die Städter unter der Fahne Englands kämpften.

Der Maire wurde jährlich vom Volke gewählt, und ernannte dann selbst seinen Stellvertreter. Die Jurade wurde alle Jahre am 24. Juli erneuert. Die austretenden Geschwornen hatten das Recht ihre Nachfolger zu bezeichnen. Jeder Bürger war zur strengsten Pflichterfüllung angehalten. Wer dreimal berufen nicht erschien, wurde für infam erklärt, und seine Thüre mit der Axt gesprengt. Dieser Ernst aber war wohl nicht überall stichhaltig.

Die höchste Stufe der bewußten Selbstthätigkeit scheint diese Bürgergemeinschaft in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts erlangt zu haben. Es genügte damals den einzelnen Städten nicht mehr vereinzelt ihre Rechte geltend zu machen. Es kam zu Verbindungen unter ihnen, und Bordeaux trat an die Spitze einer Art Conföderation kleiner Republiken aus den Städten Blaye, Bourg, Libourne, St. Emilion, Castillon, St. Macaire, Cadillac und Rions*) gebildet, die sich im Kriege wechselseitig zu schützen schwuren.

Aber nur zu bald scheint sich Verderbniß eingeschlichen zu haben. Jede austretende Jurade schlug stets zwölf neue Geschwornen vor. Dieser Vorschlag wurde nach und nach zur Wahl, worauf zuletzt die Austretenden den Neuzuwählenden zur Bedingung machten, sie am Schlusse des Jahres wieder zu wählen. So kam dieses Recht in die ausschließliche Hand von vierundzwanzig Familien, die von

*) Sie nannten sich: les filleules de la ville de Bordeaux.



Jahr zu Jahr abwechselnd ihre zwölf Geschwornen zur Verwaltung der Gemeinde lieferten. Wo dieser Mißbrauch nur möglich ist, deutet er noch auf eine Menge anderer hin, und bekundet an und für sich, daß der rechte Geist des Gemeinbürgerthums nicht herrschte; was dann abermals erklärt, woher es kam, daß Frankreich, nachdem es die Guyenne wieder erobert hatte, die freie Gemeindeverfassung so leicht wieder zernichten konnte.

Das Alles aber verhindert nicht, daß die Zeit der englischen Herrschaft in der Guyenne eine Glanzepoche für die Städte und besonders für Bordeaux war. Die Stadt erweiterte sich nach allen Seiten hin, zweimal wurde ihre Umzäunung zu enge; die Einwohnerzahl verdoppelte und verdreifachte sich. Ihr Handel und ihre Industrie vermehrten sich in derselben Weise. Besonders der Seehandel ward immer thätiger und blühender; da die Regierung denselben durch eine Menge Privilegien für Bordeauxer Schiffe und Kaufleute in den Häfen von England, der Normandie und der Bretagne, so wie endlich bei den Fischereien im oceanischen Meere zu fördern suchte. —

Als Bordeaux wieder an Frankreich kam, war es bereits bestimmt, die erste Handelsstadt seines alten und neuen Vaterlandes zu werden. —

Die Engländer mußten dem Enthusiasmus, den die Jungfrau von Orleans erregt hatte, überall weichen. Zuletzt fiel auch Bordeaux in die Hand der Franzosen. Die Stadt aber machte ihre Bedingungen, sie forderte, wie bisher, von allen Abgaben und gezwungenen Anleihen befreit zu bleiben, das Parlament für die ganze Guyenne zu besitzen, und eine königliche Münze zu erhalten. Dunois gab diese Bedingungen zu, aber Karl VII. sah in den städtischen Freiheiten ein Andenken an England. Sein

Sénéschal erhielt den Befehl, den herkömmlichen Eid: die Rechte, Privilegien und Gebräuche der Stadt zu achten, nicht zu leisten. Das wurde die Ursache, daß Talbot die Stadt ohne Schwertstreich für England wieder erobern konnte. Aber auch dieses abermalige Aufflackern der englischen Herrschaft in Bordeaux verhinderte ihren endlichen und schließlichen Untergang nicht. Bordeaux aber konnte nun schon eher als eine eroberte Stadt behandelt werden. Viele Bürger wurden mit Tod bestraft, und zwei Bastillen, das Schloß Trompette und das Fort du Ha, sollten von nun die Herrschaft der Regierung sichern.

3.

Eine Adelsaristokratie, die des Gedankens einer über ihr stehenden Regierung entwöhnt worden war; — und Bürger, die sich halb und halb an Gemeindefreiheit gewöhnt hatten, und in ihnen die Blüthe ihrer Stadt sahen, — sind die beiden Hauptbestandtheile des öffentlichen Lebens, die von nun an in der Guyenne thätig hervortreten.

Diese Aristokratie ging rascher zu Werke als die Bürger. Sie drängte sich vor, und ihre Geschichte spinnt sich schneller ab. Die erste Scene des Dramas, das sie von jetzt an spielte, war die **ligue du bien public**. Unter diesem schönen Namen suchte sie Karl von Berry gegen seinen Bruder Ludwig **XI.** zu führen. Die Grafen von Armagnac, Foix, Albert, d'Astarac und de Castres waren so sehr die Seele des Bundes, daß die ganze Partei nach und nach als die der Armagnaken bezeichnet werden konnte. Der ganze Süden nahm den regsten Antheil an dem Streite, und es gab keine Stadt, kein Schloß in dem sich die Par-

teien nicht unter dem Rufe: Armagnac! oder Burgund! bekämpften. — Ihr königlicher Führer starb, wohl auf seines eigenen Bruders Anstiften, vergiftet, was aber die Verbündeten nicht verhinderte, ihr Wesen fortzutreiben, bis zuletzt Ludwig XI. den Grafen von Armagnac und seine tapfersten Genossen in Lectoure belagerte und sie, nachdem ihr Widerstand gebrochen, trotz einer Capitulation, niedermetzeln ließ.

Das nächste Lebenszeichen sollte dann der städtische Freiheitssinn geben. Im Jahr 1548 versuchte die Regierung eine Abgabe auf das Salz zu legen. Die Abgabe selbst, noch mehr aber die Ungerechtigkeiten und Erpressungen, mit denen sie eingetrieben wurde, empörten das Volk in Land und Stadt gegen dieselbe. — In Bordeaux schien die höhere Bürgerschaft fast willig, sich die Abgabe gefallen zu lassen, aber das gemeine Volk stand auf, nahm das Arsenal und drauf auch das Schloß Trompette weg, und erschlug den königlichen Befehlshaber desselben. Die Regierung unterlag überall und sah sich gezwungen, durch lettres patentes zu versprechen, die Lage des Landes zu untersuchen, und die Erpessungen der Gabelairs, wie die Eintreiber der Salzabgabe hießen, zu verhindern.

Aber Heinrich II. war nur der augenblicklichen Noth gewichen. Er ließ den Herzog von Montmorency ein Heer sammeln, und als dies groß genug war, es nach Bordeaux führen. Trotz der friedlichen Absichten der Bürger, trotz der Abwesenheit jedes Widerstandes, ließ der königliche General eine Bresche in die Mauern der Stadt schießen, seine Truppen unter dem Rufe: Vive France! durch dieselbe in die Stadt einziehen, und diese selbst als eine eroberte behandeln. An die Stelle des Parlaments trat eine Commission; sieben Wochen blieb der Platz des Rathhauses mit Galgen besetzt, die nie leer wurden. Hundert fünfzig

Bürger wurden hingerichtet, Tausende wurden verbannt oder flohen. Die Stadt wurde félon (eidbrüchig) erklärt, ihrer Gemeinderechte beraubt und ihr Stadtrath durch achtzig vom Konig ernannte Prudhommes ersetzt.

Es ist nicht zweifelhaft, daß das Andenken an die englische Gemeindefreiheit den Aufstand halbwegs mit zu verantworten hatte. An die Stelle des Parteirufes: Armagnac oder Bourgoigne, trat sehr oft der: **Angleterre** oder **France**! Einer der Führer der Verschwornen in Bordeaux hatte sich wirklich an England gewendet, und die Ueberlieferung der Stadt an ein englisches Hülfsheer vorgeschlagen. Deswegen rückten dann auch die Franzosen unter dem Rufe: **Vive France**! ein, und mochten ebenso grade deswegen glauben, die Gemeinderechte der Stadt als ein englisches Andenken zerstören zu müssen. —

Während des Kampfes, den die Reformation hervorrief, zeigten die Hauptbestandtheile des Volkes denselben Geist, und ebenso stoßen wir dann auch hier wieder bei Freund und Feind auf dieselben Rückerinnerungen. Wir haben anderswo Gelegenheit gehabt, das Benehmen der Fürsten und Großen des mittäglichen Frankreichs während dieses Kampfes zu schildern.

Die Städte, in denen die Protestanten die Oberhand gewannen, dachten mehr oder weniger an ihre ehemaligen Stadtrechte. In La Rochelle zeigte sich der Geist des städtischen Republikanismus sehr offen, und Montauban ließ eine Münze schlagen mit der Umschrift: **Republique de Montauban**. Die Bauern wurden von den Städtern und ihren Geistlichen bearbeitet, und dieselben politischen Ansichten verbreiteten sich unter ihnen.*)

---

*) Ein katholischer Edelmann in der Guyenne bedrohte einen calvi-

Die englischen Rückerinnerungen in den Städten und unter den Bürgern des Landes erklären dann auch theilweise die furchtbaren Grausamkeiten der königlichen Heere und ihres Führers Montluc. Dieser durchzog das Land mit seinen „Laquaien", so nannte er die Henker. Oft griff er ihnen selbst in ihr Handwerk. Er erzählt eine solche Scene; und sie ist zu bezeichnend, um sie zu übergehen.

Er hatte befohlen, vier Hugenotten, die angeklagt waren, sich ihres Glaubens gerühmt, und den der Katholiken gehöhnt zu haben, auf den Kirchhof zu bringen. Einer derselben war Diakon. „Als ich ankam, zeigte mir Herr de Fontenilles die drei und den Diakon, alle gefesselt auf dem Kirchhofe, auf dem noch ein Kreuz war, das die Hugenotten zerbrochen hatten, und das zwei Fuß hoch sein konnte. — Ich hatte die zwei Henker bei mir, mit ihren Waffen versehen, und insbesondere mit einem recht scharfen Richtschwerte. In der Wuth sprang ich dem Verdier (einem der Hugenotten) an den Hals und sagte ihm: O du schnöder Plünderer, hast du gewagt, deine schnöde Zunge gegen den König zu besudeln?" Er antwortete: „Ach Herr, habet Mitleid mit dem Sünder!" da überkam mich die Wuth mehr als je, ich stieß ihn zur Erde, und sein Hals kam gerade auf das Stück des Kreuzes, und ich sagte zum Scharfrichter: Haue zu! Mein Wort und sein Hieb kamen zugleich und riß noch mehr denn einen halben Fuß vom Kreuze mit ab. Ich ließ die beiden

---

nischen Bauern mit der Rache des Königs. „Welcher König?" frug der Bauer. „Wir selbst sind die Könige. Eurer ist ein royot (der minderjährige Karl IX.) wir werden ihm die Ruthe geben und ihn ein Handwerk lehren, damit er sein Brod verdienen kann."



andern an eine Ulme hängen, die nahe dabei stand; und weil der Diacon nur achtzehn Jahre alt war, wollte ich ihn nicht sterben lassen. Aber ich ließ ihm so viele Hiebe durch den Henker geben, daß man mir sagte, er sei nach zehn oder zwölf Tagen gestorben. Und das ist die erste Execution, die ich, als ich aus meinem Hause kam, ohne Urtheil und Schrift machen ließ; denn ich habe sagen hören, daß man in diesen Sachen mit der Execution anfangen muß."

Die Bäume an den Landstraßen wurden die Wegweiser überall, wo dieser Kämpe der alleinseeligmachenden Religionsanmaßung vorüberzog. Die Regierung in Paris aber nannte ihn den „**Conservateur de la Guyenne.**" —

Es kann auch hier nicht meine Absicht sein, dem Kampfe, der endlich zur Thronbesteigung Heinrichs des Bearners führte, und von dem schon anderswo die Rede war, noch einmal Schritt für Schritt zu folgen. Es genügt angedeutet zu haben, welcher Geist die Kämpfenden beherrschte, und wie insbesondere das Andenken an die frühere größere Gemeindefreiheit in den Städten sich geltend machte, während das Andenken an die Herrschaft Englands ebenso die Gräuel eines Montluc und seiner Laquaien halbwegs erklärt.

Mit der Thronbesteigung Heinrichs **IV.** war der Kampf auch für die Guyenne zu Ende. Der südliche Fürst, der Nachbars-Sohn, war hier aller Welt recht. Bordeaux erklärte sich, trotz seines Katholicismus, gleich für ihn, und ließ Heinrich IV. nur in Unterthänigkeit bitten, sich in den Schooß der alleinseeligmachenden Kirche zurückzubegeben. Am Ziele des Strebens, das er durch die Religionskriege verfolgte, angekommen, ließ sich der kluge Bearner gerne erweichen. —

Von nun an ruht das Land aus; es kommt zwar noch

ein paar Mal in Bordeaux zu Aufständen gegen eine Abgabe, die ohne ihr Zuthun errichtet werden sollte; und zwar einmal zu einem so ernsten, daß die Regierung es für klug halten konnte, die Abgabe zurückzuziehen. Auch an der Fronde nahmen die Bordeauxer und die Gascogner Theil, aber das war weniger Ernst, so daß der Kardinal Retz von den Politikern der Guyenne sagen konnte, sie machten nur „einen unbegreiflichen Galimathias.“ Erst die Revolution berührte das Land wieder eigenthümlich, und grade um diese Eigenthümlichkeit selbst zu würdigen, ist es nothwendig, die Verhältnisse und Zustände, die Ansichten und Erinnerungen nicht zu vergessen, die wir bis jetzt thätig sahen.

4.

Montaigne und Montesquieu sind beide in der Guyenne, beide in der Nachbarschaft von Bordeaux geboren. Der Erstere war mehrere Jahre Maire von Bordeaux; der Letztere verlebte den größten Theil seines thätigen Lebens als Beisitzer im Parlamente der Guyenne. Wer kann sagen, von welchem Einflusse die Erinnerungen des Landes, in dem sie geboren wurden, in dem sie lebten und thätig in die öffentlichen Verhältnisse eingriffen, auf ihre philosophischen und politischen Ansichten waren! Wer darf behaupten, daß sie diesem Einflusse fremd geblieben sind, daß die Luft, die sie athmeten, nicht auf den geistigen Umschwung ihres Seelenlebens gewirkt habe? —

Das Land und die Stadt, die sich nach und nach an ein allgemeines Bürgerleben gewöhnt, in denen der Wohlstand eine höhere Geistescultur hervorgerufen, in denen die lange Verbindung mit England englische Gesetze, eng-

lische Freiheit, englische Staatsweisheit und englischen Stoicismus übergepflanzt hatten, war ein wohlgenährter Boden für die Philosophie eines Montaigne, für die Staatslehren eines Montesquieu.

„Die Moral Montaignes*) ist zweifelsohne nicht vollkommen genug für Christen; — es wäre zu wünschen, daß sie Allen, die nicht das Glück haben, Christen zu sein, zum Führer diente. Sie wird stets gute Bürger und Ehrenmänner bilden. Sie ist nicht auf Selbstverläugnung gegründet; aber sie stellt als Grundsatz das Wohlwollen gegen Andere, ohne Unterschied der Geburt, der Sitten und der Religion auf. Sie lehrt uns die Regierung, unter der wir leben, achten, den Gesetzen, denen wir unterworfen sind, gehorchen, ohne die Regierung und die Gesetze anderer Nationen herabzusetzen. Sie ist nicht heroisch: aber sie ist auch nicht schwach. Oft erhebt sie unsere Seele durch das Bild der Tugenden des Alterthums, durch die Verachtung der zeitlichen Dinge, durch den Enthusiasmus der großen Wahrheiten. Aber bald führt sie uns dann wieder zur Einfachheit des gewöhnlichen Lebens zurück, und scheint uns nur so hoch zu ihrem überirdischen Throne gehoben zu haben, um uns desto leichter zu der bequemen Ausübung unserer gewöhnlichen Pflichten und Hausmanns-Tugenden zurückzubringen."

Diese Moral Montaignes aber fußte dann als Philosophie in dem Zweifel, der, wie Pascal sagt, so weit ging, daß er am Ende an sich selbst zweifelte.

Montesquieu steht viel unmittelbarer unter dem Ein-

---

*) Ich schreibe diese Skizze Herrn Villemain nach, weil ich in so wenig Worten keine bessere und umfassendere aufzustellen wüßte.

flusse der englischen Rückerinnerungen, die in der Guyenne fortlebten, und der gesellschaftlichen Zustände, die sich in Bordeaux gebildet hatten. Sein ganzes staatsrechtliches System ist im Wesentlichen eine Uebertragung der englischen aristocratischen Constitution auf den höheren Mittelbürgerstand, wie er in Bordeaux nach und nach zum Durchbruche gekommen war. In seinem System liegt der Grundstein zum „Bürgerkönigthum“, zur „besten Republik“, wie wir sie später in Frankreich sich entwickeln sahen.

Montaigne und Montesquieu zusammen sind in gewisser Beziehung die Urväter der Philosophie und Politik des Mittelbürgerthums; — ein wenig Zweifel, ein wenig Gutmüthigkeit und viel Egoismus — dazu Freiheit, viel Selbstständigkeit und Ausbreitung dieser Freiheit und Selbstständigkeit im Interesse derjenigen, die eben das Heft in der Hand haben. —

Das war die philosophische und politische Schule, die in der Guyenne zuerst feste Wurzel schlug.

5.

Am Vorabende der Revolution waren die verschiedenen Bestandtheile des öffentlichen Lebens in Bordeaux und der Provinz ganz in dem angedeuteten Geist thätig. Das Parlament von Bordeaux gab (1762) den Ausschlag gegen die Jesuiten, indem es durch den scandalösen Prozeß gegen den Vater Lavalette veranlaßt, die Gesellschaft der Jesuiten als „jeder geistlichen und weltlichen Autorität nachtheilig, mit den Regeln der Polizei unverträglich, die natürliche Subordination, die alle Unterthanen dem Staatsoberhaupte

schulden, zerstörend," u. s. f. erklärte. Zum Theil in Folge dieses Urtheils wurde die Gesellschaft zwei Jahre später aufgelöst.

Das Parlament von Bordeaux nahm dann ebenfalls an dem Kampfe der Parlamente überhaupt und des von Paris insbesondere den thätigsten Antheil, und hatte ein gleiches Geschick wie seine Brüderinstitute, bald verbannt und bald wieder zurückberufen zu werden, je nachdem die Regierung in Paris sich stärker oder schwächer glaubte als die öffentliche Meinung. Ich habe anderswo angedeutet, wie die Parlamente die eigentlichen Vertreter des jungen, nach und nach zum Selbstbewußtsein gelangenden Mittelstandes waren, und wie ihr Ansehen und ihre Macht mit diesem selbst wuchs. In Bordeaux aber war der Mittelstand noch auf eine andere Weise vertreten, und zwar in seiner Gemeinde. Diese nahm an der allgemeinen Bewegung der Zeit Theil, und ging mit dem Parlamente Hand in Hand in ihrem Widerstande gegen die Alleinherrschaft der Regierung zu Paris. Der Kampf des Parlamentes gegen die allgemeinen Maßregeln der Regierung erhielt seinen Anstoß von Paris aus, aber die Gemeinde in Bordeaux verfocht ihre eigne Angelegenheit und stützte sich in ihrem Kampfe auf das Parlament. Die Regierung, die ahnte, daß die öffentliche Meinung ihr entschlüpfte, versuchte wenigstens die Macht zu retten. Sie widersetzte sich 1789 in Bordeaux der zeitlichen Wahl einer neuen Jurade, weil sie glaubte des bestehenden Gemeindevorstands von sechs Jurats sicherer zu sein, als des, den die Bürger wählen würden. Aber selbst von diesen sechs waren nur drei zu bewegen, das Amt länger zu versehen, als die Gemeindeordnung der Stadt es erlaubte.

Gegen diese Ungesetzlichkeit verwahrten sich die Bürger und klagten beim Parlamente, das dann durch Urtheil und

Spruch eine neue Wahl verordnete. Der Commandant der Provinz aber verbot die Wahl von neuem; und als später die Bürger dennoch eine solche durchsetzten, wurde dieselbe in Versailles für ungültig erklärt und vernichtet. Dies geschah am 21. Februar 1789, an demselben Tage, an dem die Regierung mit ihren umfassenden, aber zu spät kommenden Reformprojecten die Revolution selbst in Bewegung setzte.

Während so das Parlament und die Gemeinde von Bordeaux im Geiste der Verhältnisse, die oben angedeutet wurden, handelten, war der Adel des Landes auf eine andere Weise thätig. Er erließ 1788 eine Art Manifest, in dem er die Wiederherstellung der Generalstaaten der Provinz La Guyenne beantrug. Der Vorschlag aber fand bei dem Mittelstande nur wenig Anklang. Die bevorstehende Zusammenberufung der Generalstaaten beschäftigte alle Gemüther und ließ den Gedanken an Provinzialstände nicht recht aufkommen. Unterdeß bekundet der Antrag der **gentilshommes de la Guyenne**, daß derselbe nicht untergegangen war. Die Verhandlungen der Corporationen des dritten Standes in Bordeaux über diesen Gegenstand führten aber zu einem andern Antrage, und zwar dem, daß der dritte Stand in den nächstens zu berufenden Generalstaaten in gleicher Anzahl vertreten sein müsse, als die beiden andern Stände zusammen. Die Regierung nahm diese Ansicht an, und verdoppelte den Tiers-etat, wodurch der Grundstein zur Macht des dritten Standes gelegt wurde. Es war ganz in der Natur der Verhältnisse, daß Bordeaux, die reiche, mächtige Stadt mit selbstständiger Gemeindeverfassung, mit einem Andenken an englische Bürgerfreiheit, mit einem Rückblick auf die Ideen Montesquieus, am klarsten die Macht des Mittelstandes erkannte, und so war es ebenso natür-

lich, daß es auch den Anstoß zu dieser Anerkennung in den französischen Zuständen, wie sie sich zu Anfang der Revolution gestaltet hatten, gab. —

6.

Am 14. Juli wurde die Bastille in Paris gestürmt, nahm die Revolution das Schwert zur Hand, um es von da an nicht wieder niederzulegen, bis sie den letzten ihrer Söhne zernichtet, den letzten ihrer Grundsätze in der Anwendung umgestoßen. — Ein paar Tage später langte die Nachricht in Bordeaux an, und am 20. Juli sammelten sich die Bordeaurer Bürger in dem öffentlichen Garten, um über die Zeit und ihre Bedürfnisse zu berathen. Es mochten 30,000 Bürger versammelt sein; aber es fiel nicht die geringste Unordnung vor. Der Geist, der hier herrschte, war der einer halbwegs an die Freiheit gewohnten Bürgerschaft, der der Ordnung, der Ruhe, der Billigkeit. *) Sie dachten nicht einmal daran, die unregelmäßige Jurade abzusetzen und eine neue zu wählen. Ein Theaterstück: Wilhelm Tell — war von der Regierung verboten worden. Die jüngern Leute verlangten, die Versammlung solle dessen Aufführung verordnen; aber es genügte eine Stimme, die zu Ruhe uud Einigkeit mahnte, um diese Beschwerde fallen zu lassen, und sich nur mit der Bewaffnung der Nationalgarde zu befassen. Um diese nur handelte es sich für die wohlhabenden Mittelbürger Bordeaux.

*) „Ailleurs on se livra à des actes de violence contre la classe des privilégiés, ici on se montre vigilant, calme, et juste.“ Histoire de Bordeaux par Bernadeau.

Sie wollten gewaffnet sein, um selbst ihre Stadt und ihr Eigenthum zu schützen. Und ganz im Geiste des Mittelbürgerthums betreiben sie ihre Absicht mit der höchsten Regelmäßigkeit. Sie ernennen eine Commission, die die gesetzlichen Wähler der Jurade der Stadt (neunzig an der Zahl) veranlassen soll, die Bewaffnung zu vermitteln, und die Nationalgarde herzustellen. Und diese nehmen den Auftrag an, führen ihn aus, und beschränken sich auf diese einzige Thätigkeit, während wir fast überall in Frankreich die neu errichteten oder auch bereits bestehenden Behörden, denen die revolutionaire Bewegung in die Hand fällt, sich mehr oder weniger der ganzen Gemeinde und Staatsthätigkeit bemächtigen sehen, so weit sie dieselben erreichen können. Die Bordeaurer Commission zur Bewaffnung der Bürger legte ruhig ihr Amt nieder, als sie ihren Auftrag vollzogen hatte. —

Gleich in den ersten Tagen der Revolution aber fand dann ein Fest in Bordeaux statt, bei dem der Geist, der hier herrschte, in einer andern Weise sehr klar hervortrat. In einem öffentlichen Zuge wurden die Büsten Ludwig **XVI.** und Neckers nebeneinander getragen. Die Ludwigs war nackt und ohne Inschrift, die Neckers, mit Lorbeern und Blumen umgeben, trug den Spruch: **La plus belle couronne, qu'un mortel puisse porter!** — Die Krone, wem sie gebührt. Die ruhigen, ordnungsliebenden Bürger von Bordeaux setzten den Mann des Verdienstes über den gekrönten König. Der Geist des Republikanismus wurzelte hier in dem Wesen des Mittelbürgerthums.

Wir haben gesehen, wie anderswo im Süden Frankreichs der Ausbruch der Revolution bald einen gehässigen Charakter annahm, und besonders die religiöse Unduldsamkeit zu Blutscenen führte. Als die Bordeaurer von den

Vorfällen in Montauban benachrichtigt wurden, traten tausend und mehr Freiwillige der Nationalgarde vor, und erboten sich, nach Montauban zu ziehen, um die Ordnung wieder herstellen zu helfen. — Sie waren dann aber so vom Geiste der Gesetzlichkeit beseelt, daß sie ein paar Stunden vor Montauban liegen blieben, um erst die Genehmigung ihres Zuges durch die pariser Regierung zu erwarten. Sie kamen zu spät; — aber ihr Wille war gut.

Schon früher hatte eine andere Veranlassung den Geist, der in Bordeaux herrschte, ebenfalls zu bekunden Gelegenheit gegeben. Die Unordnungen, die in einzelnen Städten des Südens stattfanden, gaben dem Parlamente, das auch in Bordeaux sehr bald merkte, wie die Bewegung ihm über den Kopf wuchs, Veranlassung, sich gegen die Revolution, ihre Grundsätze und Verfahrungsweise im Allgemeinen auszusprechen. In andern Städten würden die unzufriedenen Parlamentsmitglieder schwer gebüßt haben; in Bordeaux erklärte die Nationalgarde sie der Ehre, die Waffen fürs Vaterland zu tragen, unwürdig.

Nur eine einzige Scene, wie deren anderswo so manche stattfanden, bekundet, daß auch hier im Boden der Gährstoff vorhanden war. Die Grundsätze der Duldung hatten die bordeauxer Stadtbehörde veranlaßt, den nicht vereideten Priestern ebenfalls Kirchen zu ihrem Gottesdienste abzulassen; aber diese Duldsamkeit führte zu Zwist und Unordnung, weil sie bei den beiden Religionsparteien auf Unduldsamkeit stieß; so mußten die Kirchen der nicht vereideten Priester geschlossen werden, die dann zu geheimen Versammlungen ihre Zuflucht nahmen und in ihnen das Feuer der Zwietracht, des Hasses und des Aufruhrs, so gut sie konnten, anbliesen. Im Jahre 1792 wurde eine solche geheime Versammlung in der Umgegend von Bordeaux überrascht,

und drei Priester gefangen nach Bordeaux gebracht. Sie wurden ein Opfer der Volksaufregung, und waren die einzigen, die, ehe der Schrecken sich hier festsetzte, der Revolution fielen. —

Der Geist, der in Bordeaux herrschte, war ein Geist der Ordnung, der Gesetzlichkeit, der Duldung, ja sogar des Republikanismus — aber nicht der der Gleichheit, nicht der der Democratie, sondern der des Mittelbürgerthums, des reichen Kaufherrn, des gewinnsüchtigen Krämers, des wohlhabigen Handwerkers. —

7.

Im Jahre 1790 wurden die Provinzen aufgelößt und Frankreich in Parlamente getheilt. Die Guyenne zerfiel in sechs Departemente: **la Gironde, les Landes, la Dordogne, le Lot, Aveyron,** und **Lot-et-Garonne.** Bordeaux wurde die Hauptstadt der Gironde.

Die Vertreter der verschiedenen Departemente, und schon früher die der Provinz der Guyenne gehörten in der **Assemblée constituante** so wie in der **legislative** der Partei der Bewegung an. Sie nahmen den thätigsten Theil an allen Schritten zur Begründung der Freiheit, und endlich selbst der Republik. Aber auch schon in der gesetzgebenden Versammlung zeigte sich der Geist der Mäßigung, der sie beherrschte, und der ihre Führer noch am Vorabende des 10. August veranlaßte, Ludwig **XVI.** Vorschläge zur Sicherung des Thrones und der Freiheit zu machen. Sie kamen hier zu spät, um zu retten, früh genug, um sich selbst, sobald ihre Schritte bekannt wurden, in den Verdacht des Verrathes an der Sache des Volkes zu bringen.

Erst im Convente aber erhielt die Partei der Gironde

ihre volle Bedeutung. Das Departement dieses Namens hatte vier Männer, Vergniaud, Gensonné, Grangeneuve und Guadet zum Convente gewählt, die durch ihr Talent und ihren guten Willen berufen waren, bald an die Spitze der Partei zu treten. — Sie waren die Söhne der Zustände und Einflüße, die wir in der Guyenne thätig gefunden haben, und bewährten sich als solche von Anfang an bis zu ihrem Ende.

Aber wenn sie auch an der Spitze der Partei der Gironde standen, so bildeten sie doch nur einen geringeren Theil derselben. Ein anderer Bestandtheil der Partei waren die Deputirten des mittäglichen Frankreichs, von Barbaroux geführt. In diesen herrschte das wilde Feuer des Südens, und zugleich, wenn auch unbewußt, der alte Groll gegen den Norden. Sie bildeten eine sehr bedeutende Phalanx der Gironde, und waren die Tonangeber in dem Kampfe der Provinz gegen die Hauptstadt.

Eine weitere Abtheilung der Partei stand unter der Leitung Buzot's. Er war Normanne, und ihm folgte die große Mehrzahl seiner Landsleute. Sie waren im Wesentlichen ebenfalls Leute der Freiheit, sie hatten ein Andenken des „alten, guten Rechts" aufbewahrt, sie dachten und handelten im Geiste der altnormannischen, freien Institutionen und des sie belebenden Rechtsbegriffes.

Neben diesen standen eine Anzahl Ehrenmänner, die mehr dem Norden angehörten. Roland, so wie auch Madame Roland, und Louvet, der Journalist, waren Pariser. Petion und Brissot, beide aus Chartres, suchten oft, der Eine in Wort und That, der Andere in der Presse, nach Pflicht und Gewissen, Recht und Billigkeit allen Parteiansichten gegenüber zu treten. Lanjuinais, ein Bretagner, stand

ihnen zur Seite, und kämpfte für seine Ansichten mit dem seinen Landsleuten eignen Feuer und Eifer. —

Diese verschiedenen Bestandtheile der Partei fußten dann wieder in der Mehrzahl des Convents in allen braven, ehrlichen, wohlmeinenden, ängstlichen Philisternaturen, die nach und nach vor ihrem eigenen Werke Angst bekamen, und sich gerne an die Leute anschlossen, die berufen — aber nicht auserwählt — waren, den jungen Riesen der Revolution zu bändigen.

Betrachtet man diese verschiedenen Elemente, aus der die Partei der Gironde bestand, so wird man bald genug finden, daß ihr der eigentliche innere Haltpunkt fehlte. Die Leute der Guyenne gaben wohl den Ton an; aber sie wurden nur selten vollkommen von den Ihrigen verstanden. Die Südfranzosen waren viel zu heftige Menschen, um die ruhigen Bordeaurer zu begreifen, viel zu kecke Gegner des nordischen Einflusses, um die Billigkeit der Mittelstadt und ihrer Vertreter überall anzuerkennen. Die Normannen waren Leute des Rechts, des Buchstabens des Gesetzes, keine Staatsmänner, sondern freisinnige Procuratoren. Sie standen oft auf der Seite der eigentlichen Girondisten, neigten sich zu ihren gemäßigtern Ansichten hin; aber behielten ihre ganze Unabhängigkeit, und traten ihren Freunden gegenüber, so oft sie dies nöthig glaubten. Brissot, von dem die Girondisten oft genug auch Brissotisten hießen, war ein Journalist, der oft den Ton der Partei angab, oft in den Ton derselben einstimmte, aber noch öfterer allein für sich stand, und seine eigne Ansicht allen Andern gegenüber verfocht. Petion spielte im Convente fast eine ähnliche Rolle, wie Brissot in der Presse, nur mit dem Unterschiede, daß er nicht wie der Tagesschriftsteller berufen und gezwungen war, sich in jeden Tageszwist zu mischen, und so

eine Würde behaupten konnte, die lange fast von allen Parteien anerkannt wurde.

Der „Morast", wie damals die Mittelpartei des Convents hieß, auf dem die Gironde fußte, war nur ein sehr unsicherer Boden. Die **Furcht** war die Triebfeder der Mehrzahl seiner Mitglieder; und deswegen konnte man sie, wie geduldige Schafe, durch den **Schrecken** leiten. In jener berühmten Sitzung des Convents (24. Mai 1793) versuchten die Führer der Gironde eine Reihenfolge von Maßregeln zum Schutze des Convents durchzusetzen. Danton sagte damals: „Was man Euch vorschlägt, annehmen, heißt die Furcht decretiren."

Eine Stimme aus der Mitte des Saales: „Wohlan, ich habe Furcht!"

Danton: „Ich widersetze mich nicht, daß Sie dem Bürger, der hier zittert, eine Angstwache geben; aber der Nationalconvent sollte der Republik nicht verkünden, daß er sich durch die Furcht beherrschen läßt." —

Cromwell nannte die ehrlichen, guten, that- und rathlosen Leute des Morastes, **people, who are waiting for providence.** *) Wer sie glauben machen kann, daß die

---

*) Thiers und Miguet in ihren Geschichtswerken gehören ebenfalls zu den Leuten **who are waiting for providence.** Sie fanden sehr klug heraus, was die Vorsehung eigentlich im Schilde gehabt, und traten dann von Anfang bis zu Ende auf die Seite der siegenden Parteien. Du sollst den Namen Gottes nicht vergebens anrufen. Die Vorsehung weiß schon, was sie beabsichtigt; wir Menschen aber tragen **unsere** Vorsehung im Herzen, und sie heißt: **Pflicht** und **Gewissen.** Und das ist **unser** Maßstab; und wer sich einbildet, den der Vorsehung gefunden zu haben, der erhebt sich ein wenig auf den Zehen, und denkt dann, er reiche Gott bis an die Schultern. —

Vorsehung auf seiner Seite ist, der kann auf sie rechnen. Die Partei der Gironde fußte auf diesen Leuten, die einer Angstwache bedürftig waren, und die auf den Fingerzeig der Vorsehung warteten. —

8.

Wie unzusammenhängend aber diese verschiedenen Bestandtheileder Gironde auch waren, so würden sie doch genügt haben, Frankreichs Geschick zu entscheiden, wenn die Führer der Partei den Leuten, die Furcht hatten, Vertrauen einflößen, wenn sie diejenigen, die auf die Vorsehung warteten, hätten glauben machen können, daß die Vorsehung einen Bund mit ihnen geschlossen.

Um aber Vertrauen zu erregen, muß man Vertrauen haben; um die Vorsehung an seine Schritte zu fesseln, muß man dem Gesetze gehorchen, das die Welt regiert. Die äußere Zusammensetzung der Partei der Gironde war Flickwerk; der innere Zusammenhang aber, die letzten Grundsätze, in denen sie wurzelte, auflösende Selbstsucht, zersetzender Egoismus. —

Der alte Staat, wie ihn der Geist des Katholicismus geschaffen hatte, war allumfassender Natur. Er wurde sich Selbstzweck, der Mensch verschwand in ihm. Nur der Staat hatte Rechte, die Menschen mußten sich fügen oder wurden gebrochen. **L'état c'est moi**, war in Paris so wahr als in Rom; und dieses **moi** war der Vertreter des Ganzen, jeder Einzelne ihm gegenüber rechtlos.

Wie der Protestantismus gegen Rom, so trat der Freiheitsbegriff der neuern Zeit gegen den alten Staat auf. Er erlangte die Erlösung des Menschen als solchen, die Anerkennung der Individualität gegenüber der Gesellschaft.

Aber wie die religiöse Emanzipation, so begann auch die politische vorerst mit der Protestation, mit dem reinen Gegensatz. Der Mensch war bis jetzt Nichts gewesen, und so sagten die politischen Protestanten, er soll von nun an Alles sein, der Staat war bisher Alles gewesen, und so erklärten die Freunde der Freiheit, daß er von nun an Nichts mehr sein dürfe. Gegenüber dem alten Begriffe der Allmacht des Staates trat der neue Grundsatz seiner Ohnmacht, gegenüber dem Staate als Selbstzweck mit Menschen, die nur Mittel für ihn waren, traten Menschen, die sich von nun an ebenso als Selbstzweck betrachteten, und für die der Staat nur ein Mittel sein sollte, die Zwecke der Einzelnen zu schützen und zu fördern.

Der positive Staat und die negative Freiheit waren die beiden Gegensätze. Die rein negative Freiheit aber ist eben so, wie der reine Protestantismus, nichts als eine Verneinung, und als eine solche einseitig, auflößend, ohnmächtig zernichtet.

Dieser verneinende Freiheitsbegriff, dem Staate gegenüber, beherrscht mehr oder weniger alle Personen der Revolution, die Girondisten wie die Bergleute, und unter diesen wieder jede Spaltung der Partei, von Robespierre herab bis zu Hebert und Roux. Alle suchten den Theil des Staates als solchen so klein als möglich zu machen. Robespierre und seine letzten Anhänger fanden dann freilich wieder einen höhern Gesammtzweck, eine Art Menschheitspflicht des Einzelnen gegen das All; doch davon später. Für die Mehrzahl der Männer des Berges ging der Rechtsbegriff fast gänzlich verloren, so daß er zuletzt sich vollkommen überschlagend auch den Einzelnen gegenüber nicht mehr vorhanden war. —

In der Gironde aber war der politische Protestantismus, der Begriff der verneinenden Freiheit gegenüber dem Staate, der Begriff des Individualismus als Zweck des Staates am klarsten ausgesprochen.

Der von Condorcet abgefaßte, von den Führern der Gironde berathene und beschlossene, von der ganzen Partei angenommene Constitutionsplan trägt die Spuren dieser Ansicht in allen seinen Hauptbestandtheilen. In der Erklärung der Menschenrechte, auf die die Constitution gefußt ist, werden alle Freiheiten des Menschen, Denk-, Preß-, Religionsfreiheit u. s. f. geschützt; die Gleichheit aber ist einfach die Gleichheit vor dem Gesetze; sie besteht darin, „daß Jeder sich der gleichen Rechte bedienen könne" (**puisse jouir des mêmes droits.**) Nicht eine Ahndung kommt in der ganzen Constitution vor, daß die Gesellschaft eine Pflicht habe, dafür zu sorgen, daß dieses gleiche Recht nicht zum Mißbrauche der Starken gegen die Schwachen, der Reichen gegen die Armen, der Mächtigen gegen die Machtlosen führe; nicht eine Andeutung liegt in dem ganzen Machwerke, daß es eine Pflicht für die ganze Gesellschaft gebe, dafür zu sorgen, daß nicht nur der Einzelne befugt sei, sich seiner Bürgerrechte zu bedienen, sondern auch in einem Zustande erhalten werde, der aus diesem Rechte eine lebendige Möglichkeit macht.

Die Constitution trägt dann natürlich die Spuren der Einflüsse ihrer Zeit. Sie ist demokratisch genug in Bezug auf die äußere Organisation des Staates. Das Volk selbst und zwar fast ohne Ausnahme wählt die gesetzgebende die vollziehende Behörde, die Verwaltung und auch seine Richter. Mit Stolz sagt der Verfasser der Constitution; „**Il n'y a plus de populace;**" und er war sicher im besten Glauben, daß sein Werk das Mittel sei, ihr ein Ende zu

machen. Aber wo es sich dann um die thatsächliche Durchführung des Grundsatzes einer wirklichen Gleichheit, um die Anerkennung einer durchgreifenden höhern Pflicht handelt, da tritt auch wieder der eigentliche Geist, der die Gironde beseelt, hervor. Sie will kein Steuerwesen, das den Reichen nach seinem Reichthume, den Armen nach seiner Armuth belastet; sie denkt nicht an progressive Steuern, sondern schlägt eine gleiche Vertheilung derselben unter alle Bürger nach ihren Facultäten, **également réparties entre tous les citoyens en raison de leurs facultés,** — vor.

Durch den obigen Begriff der Gleichheit und des auf ihn gefußten Steuersystems stellt sich der rein verneinende Charakter der girondistischen Freiheit sehr klar heraus. Und dieser negative Charakter stieß dann selbst die demokratische Organisation, die so stolz ausrief: **il n'y aura plus de populace!** wieder halbwegs über den Haufen. Die Bürger waren Alles in Allem, wählten ihre Gesetzgeber, ihren Ministerrath, ihre Ortsverwaltung, ihre Richter; — aber sie hatten kein Recht in ihren Sectionen über etwas anders als über Localinteressen zu berathen. In Bezug auf die Localinteressen selbst war ihr Recht rein aufs Berathen beschränkt, und die Verwaltung der Regierung überlassen. Die Administratoren sollten die Delegirten der Regierung und die Agenten des Volks sein, aber die Regierung gab den Ausschlag. Die Localbehörden und die Verwaltung der Departemente standen unter der unmittelbaren Abhängigkeit der National-Versammlung.

Das ist der Geist, der die Constitution der Gironde durchweht. In der Verhandlung über dieselbe trat dieser oft noch klarer hervor. Vergniaud, unstreitig einer der ersten Führer, wenn nicht der erste, der Partei, hielt über diese

Constitution eine Rede, die sehr bezeichnend für das Wesen der Gironde ist.

Er sagte in seiner Einleitung: „Die vollkommenste Constitution würde diejenige sein, die dem gesellschaftlichen Körper so wie die Individuen, die ihn bilden, die größte Summe des möglichen Glückes sicherte.“ In der Ausführung dieses Grundsatzes trat seine Ansicht klarer hervor. „Der Mensch hat nicht nur die Liebe zur Unabhängigkeit von der Natur erhalten, sondern auch eine Menge anderer Leidenschaften, nebst der Industrie, die sie befriedigt, und der Vernunft, die sie leitet.“ — „Die Constitution würde das Wohl der Gesellschaft und ebenso der Individuen verletzen, wenn sie vernachläßigte, die besondern Leidenschaften im Intresse des Gesammtwohls zu benutzen, oder wenn sie die materiellen Facultäten der Individuen hinderte, oder selbst ihren Ausschwung nicht unterstützte.“ — — „Die Constitution verletzt das allgemeine Glück, wenn sie in ihren Mitteln, das Heil der Gesellschaft zu sichern, die Localitäten, die hinlänglich ausgebildet sind, um als ein Gebot der Natur betrachtet zu werden,*) hindert.“ — Als Beispiel führt er hier an, daß es verkehrt wäre, die Araber zwingen zu wollen, Korn zu säen, und die Egypter, ihre Nilufer unbenutzt zu lassen. Aber das Beispiel ist viel enger als der Grundsatz, der wirklich durch den Föderalismus zur Auflösung führen würde.

Es scheint, als ob Vergniaud geahnet, daß diese Constitution, die die verneinende Freiheit zum Grundsatze hatte

---

*) Des localités assez fortement prononcées pour être regardées comme le vœu de la nature. —

und durch sie zum Individualismus und zur Zersplitterung führte, auch den Kampf zwischen den Starken und den Schwachen, den Reichen und den Armen herbeiführen müsse. Und deswegen sagt er dann ebenfalls, daß die Constitution „der Corruption, die unfehlbar aus der zu großen Ungleichheit des Vermögens hervorgehen würde, durch weise Reglements vorbeugen müsse; *) aber zugleich ist sie, wenn sie nicht in Gefahr gerathen will, die Gesellschaft aufzulösen, verpflichtet, dem Eigenthum den vollkommensten Schutz zu sichern." **)

Die Anerkennung der Individualität ist so legitim als möglich, dies Streben nach persönlichem Glücke ist überall gerechtfertigt, wo die Person als solche in Betracht kommt; die Facultäten des Individuums sind seine Urrechte. Aber wenn es sich vom Staate, von der Menschheit handelt, so muß das Gesammtwohl dem des Einzelnen vorhergehen. Wo das Einzelnwohl die alleinige Grundlage für die Gemeinschaft wird, da ist Gesammtwohl nicht möglich. Es klingt zwar nur wie gesunder Menschenverstand, wenn Condort sagt, daß man das Heil der gegenwärtigen Generationen nicht zum Besten zukünftiger Generationen opfern könne; es ist noch klarer, wenn Guadet behauptet, es sei verkehrt, daß Frankreich den holländischen Käsekrämern die Freiheit erkämpfen helfen müsse. Aber dieser gesunde Menschenverstand ist nichts als der offenbarste Egoismus, der rückwirkend alle edlern Bestrebungen des Menschen und der Menschheit zernichten würde. Wer nicht an das Heil der zukünftigen Generationen denkt, fällt bald den Baum, um

---

*) Prévenir par des reglements sages la corruption etc.

**) La protection la plus entière aux propriétés. —

die Frucht zu pflücken; wer für das Nachbarvolk kein Opfer zu bringen im Stande, ist auch für den Nachbar in seinem Nebenhause keines aufopfernden Gedankens, keiner hingebenden Hülfe fähig. —

Der Grundsatz, in dem die Gironde wurzelte, war der der politischen Protestation, der Verneinung, der rein persönlichen Freiheit, des individuellen Genusses, der Selbstsucht und der Auflösung. —

9.

Im Gegensatze zu dieser Auffassung fußten die Männer des Berges — wenigstens die, die überhaupt in Folge eines Grundsatzes handelten — in einem ganz andern Boden, und zwar dem des Gesammtwohls. Der Staat war für sie nicht die Heiligung des Individuums allein, sondern er hatte einen höhern Zweck, den der ganzen Gesellschaft, den der Menschheit. Die Erklärung der Menschenrechte von Robespierre ist hier einer der klarsten Belege dieser Ansicht. Sein Grundgesetz wird erlassen „Angesichts des Weltalls und unter den Augen des unsterblichen Gesetzgebers." Das ist sein Ausgangspunkt. So kommt er bald zu dem Schlusse, daß das Gesetz nur verbieten kann, was der Gesellschaft schadet, nur gebieten, was ihr nutzt. Die Gironde stellte das Individuum, die Bergpartei die Gesellschaft an die Spitze. Daher kam die Gironde zu einem Begriffe der Gleichheit, die dem Einzelnen erlaubt, seine Rechte zu genießen, so weit er kann. Robespierre sagt dagegen in seiner Erklärung der Menschenrechte: Eigenthum ist das Recht, das jeder Bürger hat, „den Theil der Güter, den ihm das Gesetz verbürgt, zu genießen und darüber zu ver-

fügen.“ So steht das Gesetz über dem Eigenthum, die Gesammtheit über dem Einzelnen. Dies Recht des Eigenthums ist dann noch insbesondere beschränkt durch „die Pflicht, die Rechte Anderer zu achten;“ — „es darf weder der Sicherheit, noch der Freiheit, noch der Existenz, noch dem Eigenthum Anderer schaden;“ — „und jeder Besitz, jeder Handel, der diesen Grundsatz verletzt, ist wesentlich unerlaubt, unmoralisch.“

In der weitern Ausführung dieser Grundsätze kommt der Vertreter des Berges zu dem Gesetze, daß der Staat für die Unglücklichen sorgen, den Arbeitfähigen Arbeit, den Arbeitunfähigen das Nöthige zum Unterhalte verschaffen müßte. „Die Unterstützung des Nothleidenden ist eine Schuld des Reichen gegen den Armen.“ Die Reichen zahlen die Staatslasten in progressivem Aufsteigen nach ihrem Reichthum. In der Erklärung der Menschenrechte will Robespierre, daß die Armen steuerfrei sein sollen; aber er kam später folgerecht in seinem Grundsatze zu dem Schluße, daß auch der Arme für seine Armuth besteuert sein müsse, da erst das Opfer, das der Bürger dem Staate bringt, ihn zum thätigen Mitgliede mache, und so sagt er irgendwo: „Nehmt dem Bürger nicht, was ihm am wohlthätigsten ist, die Befriedigung, der Freiheit den Pfennig der Wittwe zu opfern.“ —

An einem Abende, an dem die Jakobiner versammelt waren, brach Feuer im Palais des Justizministers aus. Auf den Ruf zur Rettung eilten Viele weg. Robespierre trat auf die Tribüne und sprach gegen die Retter, indem er behauptete, daß die Angelegenheiten, die bei den Jakobinern verhandelt würden, von viel mehr Bedeutung als die Löschung eines Brandes seien.

St. Just in seiner Rede über die Constitution stellt

der Freiheit der Gironde, die er eine liberté des appétits nennt, die Freiheit des Berges, die der „Unschuld und der Tugend“ gegenüber; er bekämpft das persönliche Interesse durch das Interesse der größten Zahl der Bürger.

Das waren die Grundsätze der Führer der Jakobiner. Mit ihnen richteten sie sich an's Volk, und das Volk hörte lange ihre Stimme und gehorchte ihrem Winke.

Aber mit diesen Grundsätzen selbst wurden sie einmal durch den Widerstand des rein verneinenden Freiheitsbegriffes auch halbwegs wieder in die Auffassung des vorrevolutionairen Staates zurückgeworfen, und dann durch die Mittel, die sie anwendeten, um ihr Ziel zu erreichen, zu den schnödesten Verbrechern und keckſten Verhöhnern gegen ihre eigene Grundsätze.

Nach und nach kamen sie wieder auf den Standpunkt, daß der Mensch Nichts, die Gesellschaft, die Menschheit, der Staat Alles sei. So entstand ein neuer Absolutismus, der wie wunderbar es auch klingen mag, doch in gewisser Beziehung einen vorrevolutionairen christkatholischen Beigeschmack hat. *)

Im Geiste dieser Auffassung kamen dann die Jakobiner bald wieder zu Schlußfolgerungen, nach denen keine Freiheit und keine Individualität mehr möglich sind. Marat verlangte Gedanken- und Preßfreiheit, „um seine Gegner aufs Schaffot zu bringen“, und war offenherzig genug, es klar auszusprechen. Wer anders dachte als die Führer des Berges, der war ein Verräther am Volke, ein Bösewicht, ein

---

*) Buchez sieht nur diesen Beigeschmack, und ist nahe dran, Robespierre und St. Juste die Wiedertaufe des Katholicismus aufzuzwingen. —



Meuchelmörder. Die Journalisten wurden aus den Sitzungen der Jakobiner ausgetrieben, und selbst in dem Convente wurde den Mitgliedern untersagt, Journalisten zu sein.*) Zuletzt wurden alle Andersdenkenden förmlich als *Verdächtige* in Gefängnisse gesperrt, und Tausende verließen dieselbe nur, um ihrer Ansicht, nicht ihrer Verbrechen wegen das Richtgerüst zu besteigen.

Die *Mittel* endlich, deren sich die Jakobiner bedienten, waren oft die berechnetste Lüge. Selbstbewußte Verläumdung ist nicht selten ihre zweischneidige, doppelvergiftete Waffe. Der *Schrecken* wurde zuletzt ein vollkommen geordnetes System zur Lenkung der Menschen, oft zu ihrer Ausbeutung, durch die elendeste aller Menschenschwächen, die der *Furcht*. Das Volk, das Wunder der Tapferkeit that, wurde durch die Feigheit beherrscht.

Der Gegensatz, der so in den Jakobinern waltete, der *edle Grundsatz* und die *Entartung desselben*, der *schöne Endzweck* und das *schnöde Mittel*, trat in den Erfolgen immer klarer hervor. Die edlern Naturen, besonders des unteren Volkes, ließen sich durch den schönen Grundsatz mit fortreißen. Zu Hunderttausenden strömten sie dorthin, wo sie glaubten, daß dem Vaterlande, daß der Freiheit Gefahr drohe. Hunger und Elend, Noth und Entbehrung waren ihr tägliches Erbe, der Tod für's Vaterland ihr schönster Lohn. Die Geschichte hat keine erhabeneren Beispiele der Hingebung aufzuweisen.

*) Es ist nicht ein zufälliges Zusammentreffen, wenn die Engländer die Generale aus ihrem langen Parlamente, und die Franzosen die Journalisten aus dem Convente austrieben. Aber noch merkwürdiger ist, daß wie Cromwell, der größte General der englischen Revolution, so Marat, unstreitig der erste Journalist der französischen, diesen Befehl zu umgehen wußten.

Aber neben diesen Wundern des Grundsatzes, der die Jakobiner beherrschte, stehen dann auch die trostlosen Ergebnisse der Abart des schönen Grundsatzes, die Folgen des schnöden Mittels. Alle Feiglinge drängten sich um die tapfern Fahnenträger, die mit Schrecken Frankreich durchzogen. Alle schändlichen Leidenschaften versteckten sich hinter der Verläumdung, die zu einer Regierungsmaßregel geworden war. Die schmachvollsten Gehülfen der Heuchelei und der Selbstsucht sogen Geld aus dem Blute ihrer Mitmenschen. Und wie die Geschichte kaum schönere Scenen als die der Ergebenheit des Theiles des französischen Volkes, das dem Grundsatze folgte, aufzuweisen hat, so kennt sie auch nichts Demüthigenderes als die Folgen, die die Entartung dieses Grundsatzes und die Mittel, mit denen man ihn zu retten versuchte, hervorriefen. —

10.

So lange aber der Kampf zwischen den Girondisten und dem Berge dauerte, trat der Grundsatz der Jakobiner noch ungefähr rein dem der Girondisten gegenüber. Es waren Thatsachen genug vorgekommen, die ihr widersprachen, die den Umschwung und die Entartung mit Sicherheit verkündeten; man hatte sich von Anfang der Revolution Mittel bedient, die der Zweck heiligen sollte, und die ihn nur besudeln konnten. Aber noch stand der Grundsatz höher als die Ausartung, noch herrschte der erhebende Gedanke an das Wohl des Ganzen, noch war der Mißbrauch — wie grausenerregend er auch in den Septembertagen und in den kalten Herausforderungen Marats sein Haupt erhob — doch nur Ausnahme von der Regel gewesen.

Und hierin liegt die Ursache zugleich der Schwäche und der Kraft der einen und der andern Partei. —

Der Grundsatz der Gironde, die protestirende, verneinende Freiheit, der Staat ohne innern Gesammtzweck, die Gesellschaft, gefußt auf das Heil des Einzelnen, — führt nothwendig zur Vereinzelung, zur Auflösung, zur Politik, die da sagt: **chacun chez soi, chacun pour soi.** Der Grundsatz des Berges, die Freiheit im Dienste der Menschheit, der Staat begründet auf dem Gesammtzweck des Heils Aller, führt ebenso natürlich zur Verbindung, zur Vereinigung, denn es heißt für ihn: Alle für Einen, und Einer für Alle!

Die Gironde kannte keine andere Einheit des Staates als die der Regierung, *) die der Centralisation der Macht, und nicht die der Vereinigung des Geistes in einem gemeinschaftlichen höhern Streben. Durch ihre ganze Constitution findet man überall die Spuren der Centralisation der Regierung, neben der Auflösung aller höhern Gesammtthätigkeit des Volkes. So tritt ein Widerspruch ein, der auf den ersten Anblick oft unerklärlich erscheinen könnte, wenn wir die Gironde zugleich als Centralisten und in gewisser Beziehung wieder als Föderalisten handeln sehen. Die Einheit war eine äußere, die Zersplitterung war das Wesen ihres Strebens. Sie suchten Mittel einer äußern Einheit, die die Selbstthätigkeit des Volks in seinen höhern volksthümlichen Angelegenheiten zernichten mußte; und kamen zugleich zu

---

*) Condorcet sagte: **l'unité c'est — une organisation des pouvoirs simple et sagement combiné.** Er sah nur die äußeren Bande, nicht das innere Gesetz der Einheit.

einer Vereinzelung der innern Kräfte, zu einer Auflösung der besondern Bestandtheile des Volkes, die die Anklage des Föderalismus rechtfertigt.

Der natürliche Föderalismus ist die gesundeste Organisation der Staaten; er ist nichts Anderes als die Anerkennung der Lebensfähigkeit und Lebensthätigkeit aller besondern Bestandtheile einer höhern Gesellschaft, einer volksthümlichen Verbindung. Aber der Föderalismus ist nur gesund, wenn alle Theile des föderirten Staates in einem höhern Gesammtzwecke verbunden sind, und die Sonderzwecke jedes einzelnen Theiles sich ungestört im Kreise dieses Gesammtzweckes geltend machen können. Der girondistische Föderalismus, wie er sich mehr in ihren unwillkührlichen Richtungen als in ihrer klarbewußten Absicht andeutete, war im Gegentheile Folge der Abwesenheit jedes höheren Gesammtzweckes, Folge der natürlichen Zersplitterung, die unausbleiblich ist, wo man einen Staat nur durch äußere Mittel, nicht durch eine inwohnende Kraft zusammenhalten zu können glaubt. —

Der Grundsatz der Gironde erklärt es daher ganz natürlich, wenn sie selbst im Convente nie zum Gesamthandeln gelangen konnte, nie zu einer Partei wurde. Sie hatte bis auf den letzten Augenblick die Mehrzahl der Mitglieder des Convents für sich, aber sie war nie im Stande, in der entscheidenden Stunde als ein geschlossenes Ganzes aufzutreten. Der Geist, der die Menschen verbindet, fehlte ihr vollkommen, und jede größere, einflußreichere Verhandlung splitterte sie in so viele Theile und Theilchen, als sich Ortsinteressen und Personeneinflüsse in ihr geltend machten.

Die Girondisten erlangten nach und nach vollkommen das Gefühl ihrer innern Schwäche. Sie traten anfangs

angreifend gegen ihre Feinde auf; sie hatten sich gezählt und sahen, daß sie die Stärksten waren. Aber Zahlen haben nie und nirgend der Welt Geschick entschieden. Der Geist beherrscht und lenkt die Ereignisse. Und der Geist der Gironde war der der Zersplitterung. Die ersten Angriffe gegen den Berg zeigten dies sehr klar. Die Gironde war so stark, daß sie die Redner des Berges fast gänzlich von der Tribüne ausschloß, kaum zu Worte kommen ließ. Aber am ersten Tage, wo sie angreifend, thätig zu Werke ging, zerfiel sie in sich selbst; die Einen gingen rechts, die Andern links, und der Angriff schlug vollkommen fehl. Ein paar solcher mißlungenen Kraftanstrengungen genügen meist, um Freund und Feind zu belehren, wo Kraft und wo Schwäche liegen. Und von da an sehen wir dann die Gironde, obgleich stets die unbedingte Mehrzahl im Convente, nicht mehr angreifend, sondern nur noch vertheidigend zu Werke gehen; während der Berg, stets die geringere Zahl, nun alle Angriffe lenkt und immer kecker zum entscheidenden Kampfe herausfordert. Mit der vermehrten Gefahr reißt sich die Partei noch ein paarmal zu höherer Kraftanstrengung auf, aber diese hatte keinen Nachhalt, die Jakobiner brauchten nur dem ersten Sturme zu widerstehen, und konnten stets sicher sein, nach dem keckten Anlaufe die ganze Partei wieder in sich selbst zerfallen und ohnmächtig zersplittert hinsinken zu sehen. Zuletzt kam es so weit, daß jeder Einzelne das klare Bewußtsein in sich trug, wie er zum Untergange bestimmt sei. Bei Gelegenheit der Errichtung des Revolutionstribunals sagt Vergniaud: „Man wird uns nicht verargen, daß wir zu murren wagen!“ — Je näher die Stunde der Entscheidung für sie rückt, desto klarer spricht sich das Bewußtsein des nahen Unterganges in ihnen aus; und die Art und Weise, wie sie ihre schwarze Ahnung bekunden, ist oft so

rührend als möglich, die Art, wie sie dieselbe, als sie in Erfüllung ging, bestanden, war so edel, so männlich, daß sie gewiß die Hauptursache der Apotheose ist, die vielfach nach ihrem Tode ihr Erbe wurde.

Einzeln zeigten sie alle einen Muth, eine Aufopferung, die, wenn sie als Gesammtheit auch nur ein Theilchen ähnlichen Wollens und Könnens aufzubieten gehabt hätten, ihnen den unbedingtesten Sieg hätte verschaffen müssen. Aber der Einzelmuth, das Einzelopfer hilft dem Ganzen nur, wenn sie von einem gemeinsamen Geiste beseelt und getrieben, zur rechten Zeit und am rechten Orte als Gesammtmuth, als Gesammtopfer auftreten können. Dieser Geist aber fehlte, und so finden wir dann, daß die Leute, die allein und vereinzelt so tapfer starben, so edel Alles opferten, in Reihe und Glied wahre Feiglinge, schwache Selbstsüchtler waren, und weder Muth zum Handeln, noch Ergebenheit zum Opfern fanden. Der negative Staats-, Rechts-, Freiheitsbegriff sagt einfach: „Thue kein Unrecht!" der positive aber sagt: „Thue stets Recht!" Wer jenem folgt, ist ein guter Bürger, wenn er seine Hände in Unschuld waschen kann; wer diesem folgt, ist nur dann ein Mann seines Staatsgrundsatzes, wenn er Gutes thut, so oft er kann, thätig eingreift, wo es immer Noth thun mag.

Die Gegensätze sind sehr klar. Die Folgen waren unausbleiblich, nicht weil sie, wie das blinde Fatum des Alterthums, auf die Gironde herabkamen, sondern weil die Gironde selbst sie durch ihr eignes Thun und Lassen auf sich herabrief. Der Individualismus, die Ichsucht trieb sie — und zerstörte sie.

11.

Man sagte oft, die Girondisten haben nur zu sterben gewußt. Ihr Tod ist die Bluttaufe, die sie vor der Nachwelt von allen ihren Sünden als politische Partei reinwusch. Die Art, wie sie starben, ist aber selbst ein Beweis, daß sie in Mehrzahl dieser Bluttaufe vor einem höhern Richter, vor Gott und der Geschichte kaum bedurften. Ihr Grundsatz war der der Selbstsucht; aber sie wußten es nicht; sie hatten noch nicht von dem Baume der Erkenntniß gegessen. Der letzte Schluß ihres Grundsatzes: **chacun chez soi, chacun pour soi!** lag nur im Keime vor, und sollte erst ein halbes Jahrhundert später die Schaale brechen. Erst nach der zweiten Revolution wurde er ausgesprochen und zum Bewußtsein. Die Girondisten glaubten in Mehrzahl die Vertreter der Menschheit, die Freunde des Rechts und der Freiheit zu sein. Und diese Selbsttäuschung war um so leichter und natürlicher, als ihnen gegenüber, neben den paar gläubigen Jakobinern und dem edeln, Alles opfernden Volke der untern Klasse, eine Menge schnöder „Raubmenschen," *) die im Blute sich berauschten, in den Vordergrund traten.

In ihrer bessern Ueberzeugung, in ihrer guten Absicht war sie milde und gnädig gegen die besiegten Feinde der Republik und der Freiheit. Die Mehrzahl der Girondisten waren gute Republikaner, und suchten dennoch Ludwig **XVI.** zu retten, und gewiß nicht, den König um des Königthums

*) „**Hommes de proie.**" Marat nannte die Girondisten meist **hommes d'etat** und im Gegensatz hierzu erfanden die Girondisten nach der Analogie von Raubthieren den Namen: Raubmenschen.

willen. Buzot, der streng republikanische Normanne, schlug Todesstrafe für Jeden vor, der auf die Erneuerung des Königthums nur anzutragen wage; und suchte dann das Leben des Königs durch eine Aussetzung der Urtheilsvollstreckung zu retten.

Die meisten unter ihnen hielten länger als klug an ihren Freunden, die das Interesse des Vaterlandes und der jungen Freiheit dem ihrer Partei oder ihrer Persönlichkeit geopfert hatten. Ihr Glaube an den sinkenden Lafayette, ihre Theilnahme für ihn, wurde zu einer ewigen Anklage. Ihre Freundschaft für Dumouriez zu der letzten Ursache ihres Sturzes. *)

Die Mehrzahl der Girondisten suchte ihre Hände rein von Gold und Blut zu halten. Buzot und Barbaroux schlugen vor, daß jeder, der ein Amt in der Republik bekleidet habe, über die Vermehrung seines Vermögens Rechenschaft ablegen solle. Roland reichte einmal seine Entlassung ein, weil er den Unterschleifen in den Kriegsvorräthen kein Ende machen konnte. Sie waren gegen alle Ausnahmsgesetze; sie verlangten Recht und Gericht für jeden Angeklagten vom Höchsten bis zum Tiefsten hinab. Sie waren die Gegner der Blutherrschaft. Es gab Leute, die glaubten daß die Mörder des 2. Septembers eher Lohn als Strafe verdient hätten; Brissot antwortete ihnen: „Wenn Frankreich sie belohnte, anstatt sie zu zernichten, so müßte man bis an's Ende der Welt flüchten, und den Himmel beschwören, daß er das letzte Andenken an unsere Revolution

---

*) Brissot vertheidigte ihn noch am Tage, bevor die Briefe Dumouriezs einliefen, in denen er der Republik den Gehorsam aufkündigte.



zernichte!" Und Buzot sagte bei einer andern Gelegenheit: „Der, der einmal seine Hände in das Blut seines Gleichen getaucht hat, ist ein Entarteter, der nicht mehr in der Gesellschaft leben kann; — er muß Blut haben, immer wieder Blut, um den Brand seines eignen Gewissens zu löschen." —

Die Mehrzahl war bereit, ruhig ihr Leben für die Sache, die sie für heilig hielten, einzusetzen, sich dem allgemeinen Besten, wie sie es verstanden, zu opfern. In einem Augenblick des höchsten Kampfes zwischen der Gironde und dem Berge traten die Sectionen von Paris für den letztern mit einer Petition vor dem Convente auf. Einzelne Girondisten trugen darauf an, diese Petition der Sectionen von Paris vor die **Assemblées primaires** von ganz Frankreich zu verweisen, hoffend so die Departemente gegen Paris zu empören, die Pariser in den Departements-Urversammlungen zu schlagen. So wäre der Kampf zwischen den beiden Parteien bis in den Volksboden von ganz Frankreich hineingetragen worden. Vergniaud sah die Gefahr dieser Maßregel ein. Er sagte: „Sie kann den Convent, die Republik, die Freiheit zernichten; und wenn Euch keine andere Wahl bleibt, als die Urversammlungen zu berufen, oder uns der Rache unserer Feinde zu opfern, so schwankt nicht zwischen ein paar Menschen und dem Gesammtwohl. Werft uns in den Schlund, und rettet das Vaterland."

Noch am 31. Mai, am Vorabende ihres Unterganges, widersetzt Vergniaud sich jeder Maßregel, die zum Kampfe führen könne, „denn ein Kampf würde der Untergang der Republik sein".

So dachten nicht Alle. Es gab auch Leute unter ihnen, die von Eitelkeit und Selbstsucht getrieben wurden. Aber das war nicht der Grundton, nicht das Gesammtwesen

der Partei; — im Gegentheile erscheint dieselbe in Mehrzahl, jeder für sich, als edel, großmüthig, aufopfernd, das Recht, die Freiheit und das Heil des Ganzen wollend. Der Grundsatz, auf dem sie als Partei fußten, war der der Selbstsucht; die Gefühle, die sie als Einzelne treiben, die edler Menschen, die sich täuschen. —

Erst die Nachfolger der Gironde aßen von dem Baume der Erkenntniß.

12.

Vielleicht würde ihre persönliche Tüchtigkeit, trotz der Schwäche ihres Grundsatzes, dennoch genügt haben, sie zu retten. Aber zu all der Rath- und Thatlosigkeit, die die Folge des Letztern war, kam endlich noch der südliche Character der Gironde, gegenüber dem nördlichen des Berges. Robespierre, Marat, Danton, Desmoulins, Carnot, Merlin, Lebon, Legendre und die unendliche Mehrzahl aller wirklich einflußreichen Leute des Berges gehörten Nordfrankreich an. Paris war ihr Stützpunkt, und zugleich die Mitte der ganzen jakobinischen Bewegung, die mit den wilden, vorübergehenden Ausnahmen von Marseille und Lyon, die Grenze der Loire nicht überschreitet.

Der südliche Character der Gironde erklärt sehr oft ihre Verfahrungsweise, den weiten Anlauf und den kurzen Sprung, die schöne Phrase und die hohle That. Vor Allem waren sie abermals, wie so oft die Südfranzosen, stets **tard-avisés**, Spätklugen. Sie wurden erst Republikaner als das Königthum gestürzt war; sie waren sehr oft die Freunde der Macht von gestern. Sie hielten zu Lafayette, zum Könige, zu Dumouriez, als sie bereits in der öffent-

lichen Meinung von ganz Nordfrankreich zernichtet waren. Sie kommen überall einen Tag zu spät.

Die Hauptsache aber war ihr Kampf gegen Paris, gegen die Hauptstadt von Nordfrankreich. Gleich in den ersten Tagen nach dem Zusammentritte des Convents beginnt dieser Kampf. Die Deputirten der südlichen Departemente treten auf, und klagen gegen den überwiegenden Einfluß von Paris. Die Commune von Paris war die natürliche Vertreterin desselben, und so galt der Kampf ihr insbesondere. Aber er blieb so allgemein gehalten, daß ganz Paris auf die Seite der Commune hingedrängt wurde. Die südlichen Mitglieder der Girondepartei, Barbarour an der Spitze, verlangten eine Art Departementalgarde, um den Convent gegen die Gemeinde zu schützen, die Nationalversammlung der Hauptstadt gegenüber sicher zu stellen. Die Gemeinde von Paris hatte den 2. September zu verantworten, einzelne ihrer Mitglieder gehörten zu den ausgesprochensten „Raubmenschen." Aber die Angriffe der Gironde gegen sie erhielten durch den südlichen Beigeschmack, durch den Kampf des Nordens gegen den Süden, der unzufriedenen Provinz gegen die Hauptstadt, stets eine solche Richtung, daß ganz Paris sich mehr oder weniger getroffen fühlte. Barbarour ging bald so weit, einfach zu behaupten, daß es überall in einer Republik keine Hauptstadt geben dürfe; und er fand für diese Ansicht bald einen solchen Anklang, daß sogar Brissot, bei Gelegenheit seiner Ausweisung aus dem Jakobinerclubb von Paris, diesen einen Vorwurf machte, sie nennten sich die Metropolitan-Gesellschaft, während es doch ebenso wenig Metropole mehr gebe, als eine erste, zweite und letzte Stadt, da alle gleich seien, einerlei ob groß oder klein.

Diese Ansicht griff unter den Girondisten so um sich,

daß Condorcet sich am Ende gezwungen glaubte, sie zu bekämpfen, und die Nothwendigkeit einer Hauptstadt vertheidigen, den Nutzen einer großen Metropole zeigen zu müssen.

Dieser Angriff gegen die Hauptstadt, gegen Paris, der im Süden wurzelte, den wir seit Jahrhunderten dort sich immer wieder erneuern sahen, wurde die Hauptwaffe der Jakobiner gegen die Gironde. Marat sagte in seinem Blatte: „Sie wollen, daß Gras in den Straßen von Paris wachse!"

Erst nach und nach aber nahm das Volk von Paris den Handschuh auf. Mehrmale versuchte insbesondere der Faubourg St. Antoin, in dem die höhere Arbeiterklasse, die rüstigen, kräftigen und wohlhabenden Handwerker vertreten waren, den Frieden herzustellen, und insbesondere der Gironde Vertrauen gegen Paris einzuflößen. Am 22. Oktober 92 schickte diese Vorstadt eine Deputation an den Convent, um die Parteien zu warnen, sich nicht wechselseitig einem Verdächtigungssystem zu überlassen. Sie zeigte den Conventsmitgliedern, wie es leider in der Natur der Sache liege, daß die Verschiedenheit im Grundsatze, der Unterschied in Bezug auf das Ziel, auch zur Verdächtigung der Absicht führen. Sie mahnt zur Eintracht und zum wechselseitigen Vertrauen, und erklärt sich stets bereit für den Convent einzutreten, so oft ihm Gefahr drohen könne. Ihre Vertreter sprechen sich schließlich gegen eine besondere Wache für den Convent aus, und sagen: „Wendet Euch an das Volk, fordert 6000, 10,000, 20,000, — eine Million Kämpfer und Vertheidiger, aber laßt das Wort force armée nicht das Gesetzbuch eines republikanischen Volkes besudeln." — Am 22. März 1793 schickte der Faubourg St. Antoin eine neue Adresse an den Convent, in der er abermals gegen alle innern Kämpfe und Zwiste

der Parteien auftritt. „Ihr verdächtigt Euch wechselseitig, und verschlechtert Euch Alle durch den Verdacht."

Aber die Stimme des Volkes, das höher stand als seine Führer, verhallte ohnmächtig in dem Parteikampfe. Erst als es zu spät war, scheint die Gironde gefühlt zu haben, daß in Paris allein der Schwerpunkt der Revolution, daß hier allein das Mittel liege, Kraft und Macht zu erlangen, und dann versuchte sie in den letzten Tagen ihres Bestehens sich auf Paris selbst zu stützen. Mehrere Sectionen traten wirklich für sie in die Schranken; der Mehrzahl aber kam dieser Umschwung zu spät. Die Gironde wendete sich an die „honnêtes gens", wie sich die reichern Leute nannten, und stieß hierdurch abermals das Volk vor den Kopf. Die reichern Leute, die wohlhabenden Kaufleute und Krämer von Paris würden gewiß im Stande gewesen sein, ihr Wort mitzusprechen; aber sie hatten zu lange ohne Führung abseiten gestanden, um sich gleich in die aufgeregte Rolle, die sie jetzt übernehmen sollten, zu finden. Im Augenblicke der Gefahr stoben sie auseinander: „**Quelques coups de données**" genügten, um mehrere der Sectionen, die sich am Ende, zu spät, für die Gironde erklärten, wieder im Geiste der Bergpartei zu reformiren.

Der Glaube an den Haß der Gironde gegen Paris hatte Wurzel gefaßt, und zum Unglücke war ein Südländer in den letzten Kampftagen zwischen der Gironde und dem Berge Präsident des Convents. Als die Gemeinde von Paris gebieterisch dem Convente gegenübertrat, glaubte der Präsident eine noch stolzere Sprache führen zu müssen, und sagte: „Ich aber erkläre Euch, im Namen von ganz Frankreich, daß wenn man sich durch diese sich stets erneuernden Insurrectionen je an der Nationalversammlung vergreiffen sollte, Paris zernichtet werden, und man bald



an den Ufern der Seine den Platz suchen wird wo Paris gestanden hat." Diese unkluge und hohle Drohung wurde von den Gegnern der Gironde als Losungswort durch Paris verbreitet, und war gewiß nicht die Ursache, — wohl aber eine der Haupttriebfedern des Unterganges der Gironde. —

13.

Die Gironde wurde in Paris besiegt. Sie versuchte, in den Provinzen ihre Fahne noch einmal zu erheben, aber es gelang ihr nur, ihre innere Ohnmacht noch offener an den Tag zu legen. Ihre Bestrebungen in der Normandie, in der Gironde, in Marseille und Lyon, und ganz besonders der durch seine Folgen so unheilvolle Meuchelmord Charlotte Corday's, hatten kein anderes Ergebniß, als die Herrschaft des Schreckens zu fördern, und so lange sie dauerte, aufrecht zu erhalten. In der Gironde selbst wurde der Widerstand der Partei fast ohne alle Anstrengung besiegt. Als der entscheidende Kampf in Paris heranrückte, klagte Vergniaud (am 4. Mai) daß die Provinz ihre Vertreter im Convent nicht gehörig unterstütze. Die Kraft fehlte überall, und der Mittelpunkt hoffte sie vom Umkreise. In einem Briefe, den Vergniaud am 4. Mai an seine Freunde in Bordeaux schrieb, liegt die ganze Vertrauungslosigkeit der Partei am Tage. Er sagt: „Macht, daß unsere Mitbürger uns die Vollmachten zurückziehen, von denen es unmöglich ist Gebrauch zu machen, ohne hervorleuchtende Zeichen ihres Vertrauens."

Am andern Tage langte dann eine Adresse der 24 Sectionen von Bordeaux an, die sehr kräftig gehalten war: „Gesetzgeber, als wir Abgeordnete wählten, stellten wir sie

unter die Schutzwache des Gesetzes, der Tugend, Alles dessen, was heilig auf Erden ist. Wir glaubten sie unter Menschen zu senden; — und sie sind in diesem Augenblicke unter dem Dolche von Meuchelmördern. — — Was sagen wir? Vielleicht sind sie nicht mehr. — Wenn dies gräßliche Verbrechen vollbracht worden, dann zittert, Gesetzgeber, zittert ob des Ausbruches unserer Entrüstung, unserer Verzweiflung. Wenn der Blutdurst uns unserer Brüder, unserer Vertreter beraubt hat, dann wird der Abscheu des Verbrechens unsere Rache lenken. Und die Canibalen, die alle Gesetze der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit mit Füßen getreten haben, sollen nur unter unsern Stößen erliegen!"

„National-Convent, Pariser, einst so stolz und groß, rettet die Abgeordneten des Volks, rettet uns vor unserer Verzweiflung, Euch vor dem Bürgerkriege. Ja, wir organisiren auf der Stelle unsere Nationalgarde; wir fliegen nach Paris, wenn ein Rachedekret uns nicht zurückhält. Und wir schwören, unsere Brüder zu retten, oder auf ihren Gräbern zu sterben "

Am andern Tage schrieb Vergniaud einen zweiten Brief, in dem er seine Freude ausspricht, daß das Departement endlich hervorgetreten. Dann aber sagt er: „Männer der Gironde, erhebt Euch! Der Convent war nur schwach, weil er verlassen war. Unterstützt ihn gegen die Wüthenden, die ihn bedrohen. S c h l a g t u n s e r e M a r i u s d u r c h S c h r e c k e n! und ich verspreche Euch, Nichts soll ihrer Feigheit gleichkommen, wenn nicht ihre Verruchtheit. Dann wird der Convent wirklich des französischen Volkes würdig sein. Weise Gesetze werden an die Stelle von

Blutgesetzen treten, und die Süßigkeiten *) der Freiheit würden uns Ersatz geben für die Plagen der Anarchie."

„Männer der Gironde, kein Augenblick darf verloren gehen. Wenn ihr großen Ernst entwickelt, so werdet ihr die Leute zum Frieden zwingen, die jetzt den Bürgerkrieg herbeirufen. Euer großmüthiges Beispiel wird Nachfolge finden, und so wird am Ende die Tugend siegen. Wenn Ihr aber in Apathie verbleibt, dann streckt Eure Arme aus, Eure Ketten sind bereit, und das Verbrechen wird herrschen." —

In Folge dieser Aufforderungen traten wirklich die Bordeaurer am 9. Mai in ihren Sectionen zusammen, erklärten sich in Insurrectionszustand, und wählten Commissäre, die den Auftrag hatten, dahin zu wirken, daß der Friede im Convente hergestellt bliebe. Aber wenn diese Bestrebungen irgend ein Ergebniß hatten, so war es nur das, die Stunde der Entscheidung in Paris, um so rascher herbeizuführen. Erst als diese geschlagen hatte, wurden die Bordeaurer recht lebendig. Am 10. Juni erklären sich die Sectionen von neuem in **insurrection morale**, während ihre Commissäre eine **Commission populaire du salut public de la Gironde** bilden, eine **force departementale** von 1200 Mann decretiren, und die übrigen Departemente auffordern, es ihnen gleich zu thun, um die gesammelten Departementsabtheilungen nach Paris zu führen. Der Convent hatte zwei Repräsentanten nach Bordeaur geschickt, die sich bald gezwungen sahen, die Stadt zu verlassen. Aber als es dazu kam, die **force departementale** aus der Natio-

---

*) „Douceurs de la liberté" ist bezeichnend genug für die Vertreter der Genußtheorie der Gironde.

nalgarde zu bilden, fanden sich nur 60 Freiwillige, und endlich mit der größten Mühe und vielen Opfern nur eine Zahl von 400 Leuten, die zum Aufbruche bereit waren. Diese wurden nach Langon geschickt, wo sie sich mit der bewaffneten Macht der übrigen Departemente vereinigen sollten, aber vergebens auf dieselben warteten, bis sie zuletzt vom Convent entlassen werden konnten.

Schon am 2. August löste sich die **Commission populaire** wieder auf, und mußte das Feld räumen. Der Convent erklärte sie, so wie Alle, die ihr öffentlich zugestimmt hatten, für Verräther am Vaterlande. Er schickte zwei neue Repräsentanten nach Bordeaux, die aber ebenfalls noch unverrichteter Dinge, und nicht ohne Gefahr, wieder abziehen mußten. Zwei neue Repräsentanten, Tallien und Chaubron-Rousseau, aber sammeln in Réole ein kleines Heer, schließen die Zufuhr an Korn ab, und wissen es endlich dahin zu bringen, daß die Section Franclin, die meist aus Arbeitern und Tagelöhnern bestand, sich für den Convent erklärt, die Gemeindebehörde entsetzt, uud die Repräsentanten in die Stadt ruft. Bordeaux wurde dann in Kriegszustand erklärt; ein Kriegsgericht, an dessen Spitze ein ehemaliger Lehrer, Lacombe, stand, und das aus zwei Schauspielern und einem Handlungsreisenden gebildet war, entschied über das Geschick der Bürger. Alle Gemeindebehörden wurden aufgelößt, alle Bürger entwaffnet. Der Schrecken erhob hier sein blutiges Haupt mit aller Keckheit. Tallien sagte: „Damit der Baum der Freiheit tiefe Wurzeln faße, muß man seinen Fuß mit dem Blute der Föderalisten und Aristocraten begießen.“ Aber der wilde Proconsul fand in Bordeaux zwei Augen, die ihn bändigten; eine schöne Gefangene, Dona Theresia Cabarrus, wußte sein Herz zu erweichen, und als dann eine mildere Herrschaft über Bordeaux kam,

wurde Tallien abberufen, und durch Andere ersetzt. Julien von Paris wurde sein Nachfolger, und unter ihm hieß es dann wieder: „Das Blut ist die Milch der Kinder der Freiheit."

Es wurden in Bordeaux vom 23. October 1793 bis zum 27. Juli 1794 nicht weniger als 258 Männer und 46 Frauen hingerichtet. Die Geldstrafen betrugen 5,452,300 Franken. —

14.

Barrère, einer jener Feiglinge, die die Angst zu Helden des Schreckens machte, sagte einmal: **Ce ne sont que les morts, qui ne reviennent pas!** Ein witziger Franzose hat darauf geantwortet: **Ce ne sont que les morts, qui réviennent.** Und in dem Wortspiele liegt die tiefste Wahrheit.

Die Bergpartei hat die Gironde besiegt, zernichtet, ausgerottet! Die eigentliche Herrschaft des Berges hat nicht ein Jahr gedauert, und diese einjährige Herrschaft der letzten Nachzügler der französischen Democratie genügte, um die Democratie bis jetzt in Frankreich niederzuhalten, ja um sie vielleicht für immer unmöglich zu machen. So oft sie sich zu erheben strebt, steht neben ihr das Medusenhaupt des Schreckens. Und Alle, die Etwas zu verlieren, Alle, die ein Andenken an die Zeit dieser Herrschaft des Berges bewahrt haben, sind dann stets bereit die unschuldigen Enkel schuldbelasteter Väter niederzuschmettern.

Und auch die Todten sind auferstanden, und gehen lebendig unter den Lebendigen um. Die Bergpartei hat ihren eignen Grundsatz durch die Mittel, durch die sie ihn zu verwirklichen suchte, zernichtet; während die Gironde

heute ganz Frankreich beherrscht. Wer auf den Boden der Verhältnisse steht, wird sich bald überzeugen, daß der Grundsatz der Gironde, der Grundsatz der rein verneinenden Freiheit, der Grundsatz der individuellen Selbstständigkeit ohne höhern Staats- und Gesammtzweck, ohne Absicht und Rücksicht auf das Ganze, während der Restauration immer mächtiger sein Haupt erhob, bis er endlich unter dem Julikönigthum den unbedingtesten Sieg davon trug, und heute unangegriffen Frankreich beherrscht, das heißt — Frankreich im Interesse einer neuen Mittelstandaristocratie aussaugt.

Und wunderbar, Bordeaux wurde wieder die Führerin, lieferte wieder die Leute, die sich an die Spitze der Verhältnisse drängten, während der ganze Süden seine Hülfstruppen sendete. Die Restauration der Bourbonen fand eigentlich in Bordeaux statt. Hier wurde am 12. März 1814 die erste weiße Cocarde wieder aufgesteckt, die erste weiße Fahne wieder entfaltet, Ludwig **XVIII.** zum Könige von Frankreich ausgerufen. Die Stadt selbst erhielt den Namen: **la ville du 12 mars.**

Ludwig **XVIII.** hatte Etwas vergessen, und manches gelernt. Er gründete seine erneuerte Herrschaft auf die Bedürfnisse und Ansichten des höheren Mittelstandes, auf die Grundsätze, die einst Montesquieu gelehrt und die Gironde verfochten hatte. Sein Nachfolger Karl **X.** aber wollte den alten Staat wieder herstellen, und so wurde die Opposition des negativen Freiheitsgedankens noch einmal thätig gegen ihn. Bordeaux trat noch einmal an die Spitze der Bewegung, De Cazes, Martignac und Andere wurden die klugern Wortführer der Gironde unter der Restauration, und neben ihnen standen die Politiker des Südens in Masse. Im Jahre 1830 erhob zwar die Democratie, die Bergpartei auf eine Weise wieder das Haupt, und wurde dann

auch wieder von Söhnen Nordfrankreichs, von Béranger und Carrel an der Spitze des pariser Volkes, geführt. Aber schon am Tage nach der Revolution hatte die Gironde, die sich die Lehren der Revolution gemerkt hatte, wieder die Oberhand, und Lafitte und Perrier, Guizot und Thiers gehören sämmtlich dem Süden an, wie sie sämmtlich Söhne des Grundsatzes sind, der in der Gironde angedeutet liegt, und der endlich unter dem „Bürgerkönigthum", unter der „besten Republik" zum Bewußtsein wurde, und da heißt: **chacun chez soi, chacun pour soi.** —

Der Weg des Berges im Jahre 1793, die Mittel, die er anwendete, das Blut, mit dem er die Democratie besudelte, haben dieselbe zur Ohnmacht verdammt. Frankreich war berufen, aber nicht auserwählt; ein anderes Volk wird den Beruf erhalten, und wenn es die Lehren der Geschichte begreift, wird es auch auserwählt sein.

Bordeaux.

Bordeaux — September.

Bald hinter Bayonne beginnen die Landes, unabsehbare Sandsteppen. Oft liegen dieselben fast nackt und nur mit Haidekraut bedeckt vor uns, oft fährt man durch dünne Fichtenwälder, in denen das kümmerliche Ansehen der Bäume den dürren Boden anklagt. Die Nutzung dieser Bäume trägt wahrscheinlich ebenfalls dazu bei, dies kümmerliche Ansehen noch zu vermehren. Man zieht aus den Fichten hier Harz und Pech. Zu dem Ende werden handbreite Splitter aus denselben ausgehauen. Aus diesen offenen Wunden rinnt dann das Blut der Bäume hervor. Sobald die Wunde kein Harz mehr giebt, wird sie höher hinauf vergrößert, so daß jeder Baum hier eine fünf, sechs, acht Fuß lange, handbreite Wunde oder Narbe zeigt. Die Wächter dieser Bäume kennen sie alle, wie die Hirten ihre Schaafe, bei Namen und wissen genau, Tag für Tag, welchem Baume sie von neuem zur Ader lassen müssen.

Das ist aber auch die ganze Culturgeschichte der Landes, wenn man die ergiebigen Jagden auf Wild aller Art nicht mit in Anschlag bringt.

Gegen Abend waren wir zu unabsehbaren Ebenen

gelangt. Die Bäume wurden seltener, das Haidekraut herrschte rings unangegriffen. An einer Stelle wurde ein Haufen verbrannt. Der Rauch zog sich klar und fein über die endlose Ebene hin, und bildete in der untergehenden Sonne aufs Täuschendste eine Meeresbucht nach. Ich glaubte eine Weile, daß wir wirklich eine Aussicht aufs Meer hätten, und selbst mein Nachbar auf dem Imperiale, ein Matrose, der nach La Rochelle ging, sagte erst, nachdem er sich den Meerbusen, von dem er nie gehört, eine gute Weile angesehen: Es ist nur eine Rauchwolke! Die untergehende Sonne aber hat auch hier ihre Wunder, und das Bild des Meeres, das sie hier vor uns aufstellte, war gewiß keines ihrer schlechtesten.

Wir kamen in der Nacht in Bordeaux an. Beim hellsten Mondschein fuhren wir erst durch lange Vorstadtstraßen, dann lenkten wir bei einem colossalen Triumphbogenthore links um, fuhren lange zwischen einer Doppelallee hoher Bäume und schöner Häuser hindurch, und gelangten zuletzt in den Mittelpunkt der Stadt, gegenüber dem großen Theater, das, als wir aus dem Wagen, stiegen mit seinen colossalen Säulen und seinen Steinbildern über dem Säulenfrontispice ganz ehrfurchtgebietend vor uns lag. Das Wirthshaus, das man mir empfohlen hatte, und das ich empfehlen kann, **l'hotel de Paris**, ist in der Allee d'Orleans, die selbst wieder nur ein Theil des **Place Louis Philippe**, oder wie die Bordeaurer sagen, des **place des quinconces** bildet. Die helle Mondnacht hob die Großartigkeit all dieser Alleen, Plätze und Gebäude noch mehr hervor. Schon ehe ich eine Herberge gefunden, hatte ich eine ganz erbauliche Idee von der Stadt.

Am andern Tage durchzog ich die Straßen, und fand dann, daß die Tageshelle den Eindruck des geheimnißvollen,

Alles vergrößernden Mondlichtes kaum herab zu stimmen geeignet war. Bordeaux ist eine sehr schöne Stadt, die prachtvollste, die ich kenne. —

Die **place des quinconces** besteht aus drei oder vier Plätzen, **Place Louis Philippe, d'Orleans, de Chartres** und **Hemicicle**, von denen der kleinste größer ist als die größten anderer Städte! Rings um diesen Riesenplatz sind Paläste aufgebaut; an den beiden Enden der Nebenplätze sind monumentale Badeanstalten, am Ende des Hauptplatzes stehen zwei colossale Schiffschnäbelsäulen. Die Nebenplätze sind mit Baumalleen besetzt, der Hauptplatz ist frei. Die Aussicht auf den Fluß und all die Schiffe auf demselben heben den Eindruck nur noch höher. Paris, London und Dublin haben nichts Aehnliches aufzuweisen.

Der „**Jardin public**“ ist fast ebenso großartig, nur scheint er öder, verlassener, und hier ahnet man, daß die Menschen für diese großen Plätze fehlen. Auf dem **place des quinconces** ersetzt die Aussicht nach dem Fluße, das Schiffleben, halbwegs die fehlenden Menschenwogen, die zu diesen Plätzen gehören.

Die Allee de Tournay mit dem Theaterplatze sind die belebtesten der Stadt, und gehören auch mit zu den schönsten. Abermals ein Residenzstadtviertel mit Palästen aller Art. Die **Cours de Touray, du Jardin public, de Place d'Arme, Rue de l'intendance, Fosse de Bourgoigne** rc. rc. stehen den Bourlevards von Paris kaum nach. Die Staden aber sind fast großartiger als die Quais von Paris und die gewaltige Steinbrücke über dem breiten Fluß ist eine der größten und schönsten, die es in Europa giebt.

Genug Bordeaux ist eine prachtvolle Stadt, „**la ville superbe**“, wie sie ein vielgereister, hochgelehrter und all-

geachteter deutscher Geograph, den ich hier zufällig sah, kaufte. — Das alte Viertel der Stadt ist dann freilich eine Stadt in altem Style, aber der Eindruck ist auch hier kein niederschlagender. Trotz der engen Straßen herrscht in den meisten eine solide Bauart; steinerne Häuser, eiserne Balkone sind die Regel. Die neue Stadt ist die Tochter der alten und wie runzelig und zusammengeschrumpft die Mutter auch oft erscheint, sie macht der Tochter keine Schande.

Aber freilich herrscht dann in dieser prachtvollen Stadt oft eine Art Oede, die höchst auffallend ist. In den Hauptstraßen ist des Hin- und Hertreibens genug, um sie zu beleben; aber wenn man sich von diesen Hauptadern entfernt, stößt man sehr oft auf eine wahre Todtenstille. Die place publique könnte heißen place secrete, denn auf diesem Riesenraume spielen in der Regel höchstens ein paar Kinder, während ein paar Soldaten in dem Schatten seiner Bäume ruhen. Man hatte mir aber so oft und so viel von der Stille und Bewegungslosigkeit in Bordeaux gesprochen, daß ich ganz verwundert war, als ich diese Oede erst in den abgelegenen Straßen suchen mußte. —

Ein unglückliches Ereigniß wollte im Gegentheile, daß ich am ersten Tage, den ich in Bordeaux zubrachte, Stadt und Straßen in der höchsten Bewegung fand. Bei einem Brande waren sechs Pompiers umgekommen, auf dem Schlachtfelde der höchsten Bürgerehre gestorben. Die ganze Stadt geleitete sie am andern Tage zu Grabe; und tausend und aber tausend Menschen drängten sich in den Straßen zusammen, durch die die Leichen im feierlichen Zuge getragen wurden. Es war fast nicht durchzukommen. Aber trotz der Menge sah man kaum die bewaffnete Macht, nirgend einen Polizeidiener, und trotz ihrer Abwesenheit herrschte die lobenwertheste Straßenzucht. Ueberall sind bei

solchen Gelegenheiten die Lotterbuben, groß und klein, thätig; überall giebt es dann Stoßen und Drängen, Treiben und Wogen der Menge. Nichts derartiges fand hier statt. Die höchste Ordnung, der höchste Anstand der Masse schien hier ganz natürlich, und die Abwesenheit aller Polizei und Militärmacht — mit Ausnahme der, die den Leichenzug begleitete, — schien darauf hinzudeuten, daß man gewohnt ist, auf diese Ruhe zu bauen.

Dennoch wäre diese Ruhe ein paar Tage vorher fast gestört worden, oder besser: sie wurde auf eine Probe gestellt, die höchst wahrscheinlich kaum eine andere, und selbst wohl keine deutsche Stadt, so gut bestanden haben würde.

Zu dem Balle, den die Stadt den Prinzen, bei Gelegenheit des Lagers in der Umgegend von Bordeaux gab, hatte man aus Nachsicht, Schwäche und Gedankenlosigkeit mehrere tausend Billette über die Zahl derer, die der Raum des Schauspielhauses zu fassen vermag, ausgegeben. Als nun der Saal voll war, mußten die Uebrigen vor der Thüre stehen bleiben. Die Polizei hatte Auftrag die ankommenden Wagen gleich leeren und weiter fahren zu lassen. So standen hier die Damen im Ballanzuge auf der offenen Straße, bis sich der ganze Raum des Platzes füllte. Die Geduld der Leute dauerte von neun bis ein Uhr. Sie klagten, sie schrieen ein klein wenig, aber dabei blieb's. Zuletzt wurden einzelne wild, und sangen das Lied der Oper Karls VI.:

Mort aux tyrans
Jamais l'Anglais ne regnera en France.

Dann kamen Dragoner, um die hohen Herrschaften im Ballanzuge nach Hause zu treiben. Die Nationalgarde aber widersetzte sich ihrem Einschreiten. Einzelne Stimmen sangen nun die Marseillaise, und zogen dann — ruhig nach

Hause. Ein Theil hatte endlich die Thüren zum Weichen gebracht, und kam so noch in den Tanzsaal. Getäuschte Hoffnung, unanständige Behandlung, Nacht, eine Masse von vielen Tausenden, Kriegs- und Freiheitslieder, — alle Elemente der Aufregung kamen hier zusammen, und Alles lief ruhig ab. Ja, nicht einmal so recht gestohlen wurde bei der Gelegenheit. Was für ein Fest das für die Taschendiebe in Paris, für die Picpokets in London gewesen sein würde, — wenn es nicht gar am Ende zu einem panischen Schrecken, zu Mord und Todtschlag gekommen wäre.

Am zweiten Tage, den ich in Bordeaux zubrachte, fand das Fest der Haarkünstler statt. Jedes Gewerbe hat in Bordeaux, wie fast überall in Frankreich, sein Jahresfest; und jedes solcher Feste giebt hier in Bordeaux Gelegenheit zu einer venetianischen Nacht. Wenigstens erinnerte das, dem ich beiwohnte, an die Bilder, die man uns von venetianischen Nächten macht. Ich sage absichtlich die Bilder; denn nur die Decorationen sind venetianisch, das Leben ist bordeauxartig.

Die Herren Haarkünstler hatten auf feingedruckten Zetteln alle anständigen Leute von Bordeaux zu ihrem Feste eingeladen, und nur anständig gekleidete Leute wurden zugelassen. Das Fest — wenigstens das ausgezeichnetste darunter, denn es gab deren drei — fand in Vincennes statt. Vincennes ist eine prachtvolle Villa, die in einer der Vorstädte liegt, und zu dergleichen Festen gebaut und eingerichtet wurde.

Durch einen breiten Baumgang, der mit Blumen geflochten und farbigen Lampen verziert und beleuchtet war, gelangte man zu einer hohen steinernen Treppe, die zu einem Erfrischungssaale führte. Neben diesem kleinen Palaste lag ein zweiter viel größerer, dessen Erdgeschoß aus

einem Ballsaale und einem zweiten Erfrischungssaale bestand. Rings um diese beiden Villas sind Bäumgänge, die wieder mit Blumen und farbigen Lampen verziert waren. Der Ballsaal war aufs prachtvollste erleuchtet und gedrängt voll von Herren und Damen der besten Gesellschaft. Wohl zehntausend Gäste mochten hier versammelt sein und sich in den Sälen und Baumgängen herumtreiben. Es war schwer zu tanzen, ja sogar schwer in dem Tanzsaale sich fortzubewegen. Genug, es war ein Saut der besten englischen Art, und würde dem edelsten Lord Englands, geschweige denn einen Fürsten des Continents, Ehre genug gemacht haben. Gegen Mitternacht wurde ein großes Feuerwerk abgebrannt, und dann zog die Menge nach und nach wieder der Stadt zu, und nur die unermüdlichen Tänzer blieben übrig.

Aber wenn das äußere Leben prachtvoll, wenn die dreißig Perückenmacher, die das Fest gaben, die Lords Englands und Fürsten des Continents in Schatten stellten, wenn die Decorationen an venetianische Nächte erinnerten, — so herrschte dagegen hier ein ganz anderes inneres Leben. Es wurde getanzt, aber es jubelte nicht in den Tänzern; die Masse drängte sich, aber es drängte Niemand den Andern. Es herrschte eine unbegreifliche Kälte, eine Ordnung ohne Gleichen. Man hörte kein lautes Wort, man sah keine kecke Bewegung. Es war schön, aber sehr langweilig. Sie tranken, hier in Bordeaux — — — Bier und Limonade.

Was mir ebenfalls auffiel, war, daß es nur sehr wenig schöne Weiber in dieser Masse gab. Bordeaux ist berühmt wegen seiner Grisetten, seiner Arbeiterinnen. Und sie sind wirklich oft sehr schön. Aber es scheint fast als ob auch hier die schönen Weiber meist dem Volke, den untern Klassen angehörten. Ich sah Mägde mit Kindern, Arbeiterinnen mit

ihren Körben und Päcken in den Straßen, die wirklich sehr schön waren. Aber ihr Anzug, ihr Kopfputz insbesondere, hebt auch ihre Art Schönheit meist sehr vortheilhaft hervor. Sie haben oft längliche Gesichter, lange, grade Nasen, schöne Augen, feinen Mund und Kinn, obgleich letzteres eher ins Spitze als ins Runde geht. Auf diese Gesichter paßt vollkommen das bunte Kopftuch, das sie wie einen Turban ums Haar zu schlingen wissen. Es sitzt nicht fest und hält doch die Haare fest zusammen; es spielt in Falten um den Kopf und fällt in Schleifen zu den Seiten herab. Genug, es ist der vortheilhafteste Kopfputz, den man sich denken kann. Im ganzen Süden findet man dieses Kopftuch überall anders, überall schön und vortheilhaft, aber am reizendsten hier in Bordeaux.

Natürlich sind die Haarkünstler keine Freunde desselben. Ueberhaupt ist diese Mode im Sinken begriffen; wer's nur halbwegs thun kann und mit der Zeit fortschreiten will, kauft eine Haube mit Blonden und Spitzen; wer aber den ganzen Sprung aus dem Bürger- und Arbeiterstande in den der höhern Gesellschaft wagt, sucht einen Hut zu erlangen, und ist so stolz auf ihn, wie meist die Leute, die in dem Hute das Zeichen der Befreiung sehen.

Auf dem Balle der Haarkünstler gab es Kopfputze aller Art, und so geschmacklos als möglich. Ich denke mir, das war mit Ursache, daß die Frauen weniger schön erschienen.

Doch sah ich auch auf den Sonntagsbällen, die fast mit ähnlicher Pracht, wie das Haarkünstlerfest, hier in **Vincennes**, **Plaisance** und **Champs élisées** regelmäßig stattfinden, nur wenige schöne Gesichter. Ich glaube fast, die schönen Frauen sind zu gut, um hierher zu kommen. Sie gehören der reinen Arbeiterklasse an, und die Bälle

streifen an das Grisettengeschlecht der losern Art. So viel ist sicher, auf den Straßen begegnet man oft dem, was man auf diesen Bällen vergebens sucht.

Aber selbst die Sonntagsbälle waren sehr anständiger Art. Es ging etwas wilder zu, es herrschte etwas mehr Lust, doch Alles das reichte nicht an Paris oder auch an Toulouse. —

Man braucht sich diese Bälle nur anzusehen, um bald zu fragen: Woher dieser Unterschied, woher dieser Gegensatz? Und wer dann sucht und forscht, findet die Antwort.

Es giebt in Bordeaux keine Population, die in die Rahmen der **Mystères de Paris** hineinpaßt; und die Abwesenheit der Auswüchse des Elendes erklären die Physionomie des bordeauxer Volkslebens von selbst. Woher es aber kommt, daß es in Bordeaux keine Mystères gibt, davon ein andermal. Für heute nur die Thatsache, die die angedeuteten Folgen hat, — Folgen die dann wieder die Thatsache selbst aufrecht halten helfen. Ursache und Wirkung bedingen sich überall. Der Keim treibt die Frucht und die Frucht wird wieder zum Keime. Die Abwesenheit des Elends als Character einer Volksklasse führt zu Ordnungssinn, zu äußerm Anstande, und Ordnung und Anstand beugen dem Elende vor.

Die Handwerker- und Arbeiterklassen sind in Bordeaux so redlich als möglich. Sie arbeiten rüstig, verdienen ihr Brod, legen etwas zur Seite, suchen mit dem Ersparten nach und nach ein Erbe, ein Haus, ein Grundstück zu erwerben, erwerben es in der Regel und führen dann ein Stillleben, dessen Genuß sie ihren Kindern vererben. Jeder Handwerker, jeder Hafenarbeiter hat sein eignes Haus, viele ihr Landgütchen. Die Arbeiter wohnen in der Regel in den Vorstädten, jede Familie allein, die Handwerker in den

abgelegenern Straßen der Stadt ebenfalls jeder in einem Hause für sich. Es kommt Manches zusammen, dies möglich zu machen. Beständiger, regelmäßiger Verdienst in den regelmäßigen Bedürfnissen des natürlichen Handels des Landes; eine große Stadt für eine verhältnißmäßig kleine Bevölkerung, große Capitalien der reichen Leute für den verhältnißmäßig geringen Umschwung des Handels.

Die Hauptsache ist die ständige, regelmäßige Thätigkeit, die Natürlichkeit des Weinhandels und der Arbeit, die er fordert. Jahr aus Jahr ein sind 1 Million Fässer für den Weinbestand nöthig. Der Wein selbst, so wie die Fässer fordern eine beständige Pflege, so daß die Arbeiter stets in Thätigkeit sind, und alle Tage ihr tägliches Brod verdienen. Die Arbeit ist nicht überanstrengend, und selbst im Winter ohne die Unannehmlichkeiten, die diese Jahreszeit fast für alle andern Arbeiten hat. Die Chais, die Wein- und Fässerlager, in denen die Küfer den Tag zubringen, sind geheizt. Ueberdies steht ihnen hier stets ein gesundes Getränk zu Gebote. Ihr Verdienst ist in der Regel zwei oder zwei und ein halber Frank.

Während so die Männer das tägliche Brod erwerben, sind die Frauen nicht müßig. Sie sind meist die Vorkäuferinnen der Märkte, und durchziehen mit ihren Waaren die Straßen. Sie verdienen oft so viel als die Männer, oft sogar mehr. Sie sind gutmüthig, obgleich heftig; ehrbar, obgleich frei in ihren Reden, sie sind witzig und gesprächig; sie sind eigensinnig, haben das große Wort, oft eine gesunde Faust, und treten wie Männer auf. Diese Eigenschaften helfen ihnen Einfluß auf ihren Mann und ihre Kinder ausüben, und der Mann und die Kinder befinden sich wohl dabei. — *)

*) **Les Bordelais en 1845.**

So stehen Mann und Frau sich rüstig zur Seite und helfen sich wechselseitig die Lasten des Lebens tragen. Die naturgerechte Thätigkeit des Weinhandels ist daran vor allem Schuld. Andere Ursachen sind hinzugekommen, zu verhindern, daß diese Natürlichkeit nicht ebenfalls durch die Unnatur der neuern Verhältnisse überwunden wurde; wie gesagt, davon ein andermal. Aber diese beständige Ursache wirkt schon lange, denn schon 1756 sagt ein Schriftsteller, der sich nicht genannt, über Bordeaux: „Wenn Ihr das Bild des Ueberflusses sehen wollt, Ihr findet es in Bordeaux. In Paris genießen nur wenige Leute, alle Uebrigen haben von dem Genusse nur die Nachahmung und die künstliche Gesellschaft derjenigen, die genießen. In Bordeaux findet ihr reiche Fülle, einen verallgemeinerten Ueberfluß, den Ueberfluß, der für jeden zum Genuß und Selbstbewußtsein wird. Man möchte glauben, daß der Pactole dort fließt, und fließt — für das Volk." *)

Das ist noch heute wörtlich wahr. Man erlangt dies Bewußtsein sehr bald in Bordeaux, und fühlt sich in ihm selbst auf eine so angenehme Weise berührt, daß man auf den stolzen Plätzen des prachtvollen Reichthums viel weniger an den Gegensatz erinnert wird, und in den einsamen Alleen sich leicht ob der Abwesenheit größeren Menschengewühls anderer Städte tröstet. Und dies Letztere um so mehr, wenn man endlich zu der Einsicht gelangt, daß grade die Ursachen, die Bordeaux verhindern mit andern Handelsstädten Schritt zu halten, auch die Ursachen sind, die noch heute es zur Stadt machen, in der Ueberfluß und Wohl-

---

*) Citirt im Jouanet statistique du Dep. de la Gironde.

stand herrscht und zwar Wohlstand — für das Volk —: für die Masse. *)

Die Börse in Bordeaux gleicht keiner von allen, die ich bis jetzt gesehen. Sie ist im Style Bordeaux's gebaut, groß und großartig. Eine hohe Domwölbung mit lichtreichen Fenstern und ringsum geräumigen Hallen, Säulen und Bogengängen. Aber in diesen Hallen sind eine Menge Buden und Kramladen aufgeschlagen. Die Wechselbanken ließe man sich schon gefallen, es greift das ins Geschäft der Börse hinüber. Aber da sind auch Brillen- und Fernglashändler, Tabacksladen und Buden, in denen der Matrose sich vom Kopf bis zu Fuß kleiden kann, Hemd und Unterhosen, Strümpfe und Schnupftücher findet. Endlich gibts auch Eßladen und Bäckerbuden dort. Genug, neben der großen Börse ist ein ganz kleiner Bazar angelegt, der Kaufmann und der Krämer hausen hier unter einem Dache.

Den ganzen Tag über steht die große Börse leer, und nur die Kramladen treiben ihre Geschäftchen ungestört fort. Gegen vier Uhr aber strömt die Handelswelt hier zusammen, um — zu hören, was es Neues giebt, und eine Stunde später mit den eingezogenen Erkundigungen wieder nach Hause zu ziehen. Geschäfte werden nur wenige gemacht, denn zum Weinhandel ist die Börse kaum nöthig, und der Handel mit Papier findet in Bordeaux nicht statt,

*) Es ist abermals einer von den natürlichen Zufällen, daß der Verfasser der tüchtigen Kinderschriften, ja fast der einzige namhafte Schriftsteller, den Frankreich in diesem Zweige der Literatur aufzuweisen hat, Berquin, „l'ami des enfants" — in Bordeaux geboren wurde und hier lebte und schrieb. —



oder ist wenigstens eine seltene Ausnahme. Es giebt kein Parquet an der Börse. In der letzten Zeit haben einzelne Kaufleute darauf angetragen, ein solches in Bordeaux einzurichten. Der Himmel gebe, daß es ihnen nicht gelinge! —

Die wenigen Geschäfte aber verhindern nicht, daß es hier noch lauter zugeht, als auf allen Börsen, die ich sah und hörte. Und daran ist vielleicht grade wieder Schuld, daß weniger Geschäfte gemacht werden. Ueber die Neuigkeiten des Tages kann man schon laut sprechen, die Geschäfte flüstert man sich meist ins Ohr.

Noch mehr hält den Fremden die feine Toilette der Börsenbesucher auf. Alle Kaufleute in Bordeaux ziehen sich fashionable an, um zur Börse zu gehen. Auch in ihren Häusern sollen sie, wenn ich dem Büchlein: „Les Bordelais en 1845“ glauben kann, sehr prachtvoll, in Sammt und Seide einhergehen. Die Schilderung, die das Büchlein von dem Comptoir und seinem Besuche macht, ist ganz orientalisch. Doch fürchte ich, der Herr Confrater hat etwas übertrieben. Wenigstens sah ich in den Comptoirs, die ich besuchte, nichts Auffallendes in dieser Beziehung. Im Gegentheile waren die Herren meist in so schlichtem Negligé, als ob sie nicht fürchteten, Besuch zu erhalten. Der Gegensatz zwischen Havre und Bordeaux ist sehr auffallend. In Havre giebt es kein Börsenhaus. Die Geschäfte werden auf offenem Platze unter freiem Himmel abgemacht. Die Kaufleute und Mäckler haben keine Zeit, ehe sie auf die Börse gehen, an ihre Toilette zu denken, wer ihnen zu nahe kommt, ist in Gefahr, ihnen die Baumwolle vom Rocke abzustreifen und mitzunehmen. Die Geschäfte werden rasch abgemacht, Einer eilt zum Andern, zehn Worte, und dann zu einem Dritten. Der Tag ist kurz, und die Geschäfte

drängen. Hier in Bordeaux hat Alles Zeit und Weile, und die Geschäfte gehen nicht rascher, als die schweren Ochsen, die im Hafen die Lasten hin- und herschaffen.

Diese Ochsen sind ebenfalls eine ganz eigenthümliche Erscheinung in Bordeaux. Ihrer Zwei, colossal wie die londoner Bierbrauerpferde, ziehen einen Schlitten, auf dem die Weinfässer von einem Orte zum andern gefahren werden. Es ist das gewiß sehr practisch, denn die Ochsen haben einen bedächtigen Schritt, und die Schlitten gleiten sanft über die Straßen weg. Der Wein wird dadurch nicht aufgerüttelt. Aber diese langsamen, schweren, soliden Ochsen passen doch als Bild zu der Art, wie der Handel in Bordeaux auftritt.

Es treibt ihn nichts und er treibt sich nicht. Ich sah am Hafenufer eine Krippe aufgeschlagen, vor der die leeren Pferde der Hafenkarren standen und Heu fraßen. Man hatte sie ausgespannt, ihres Zeuges entlastet — um eine Weile auszuruhen.

Unter den hiesigen Kaufleuten lernte ich — durch eine einzige Empfehlung — drei Männer kennen, die sich sämmtlich mit den Wissenschaften beschäftigten, von denen Einer ein eignes chemisches Laboratorium hat, und mit dem Andern hebräische und griechische Literatur besprechen kann. Ich zog meine Segel ein. Der Dritte hatte einen Turnplatz errichtet, der wenig Besucher fand. Sie waren freilich sämmtlich Deutsche, aber ich kenne auch anderswo deutsche Handlungsgehülfen, und sie haben weder Zeit noch Lust, sich mit dergleichen zu befassen. Ob es unter den französischen Handlungsgehülfen in Bordeaux Leute gibt, die ein ähnliches Streben haben, weiß ich nicht; aber daß sie Zeit dazu finden würden, ist nicht zweifelhaft. Der Clubb Bordelais, eine Art Jockeiclubb, nimmt diese Zeit den Rei-

cheren, das Kaffehaus, das Theater den weniger Reichen weg.

Neben dem activen Kaufmannsstande gibt es in Bordeaux auch eine sehr bedeutende Klasse von in Ruhestand versetzten Kaufleuten. Sehr viele Leute, die in den Colonien ein Vermögen erworben haben, lassen sich in Bordeaux nieder. Sehr viele Bordeauxer Kaufleute, die ihr Vermögen von ihren Vätern ererbt, und die bei dem gegenwärtigen Handel in Bordeaux nicht so leicht Gelegenheit finden, es wieder zu verlieren, arbeiten nur halb und halb mit, und ziehen sich zeitig von den Geschäften zurück. Alle diese Glücklichen der Erde besitzen in der nächsten Umgebung von Bordeaux Landgüter. Bordeaux ist von allen Seiten auf Meilen weit von solchen eingeschlossen. Die Mehrzahl sind Weingüter, oft auch zum Theile Wiesenland zur Viehzucht. Das Gut ist ein einträgliches, gibt Arbeit und Unterhaltung zugleich.

Diese ganze Klasse übt auf den Geist der Kaufleute in Bordeaux einen stillen, aber unablässigen und sehr bedeutenden Einfluß aus. Alle Welt ist thätig, aber Niemand überarbeitet sich. Es herrscht eine Solidität unter den Kaufleuten, wie an keinem andern Handelsorte, und eine Behaglichkeit, wie sie der Kaufmannsstand fast nirgends kennt. Sie klagen sehr, daß die Geschäfte schlecht gehen, daß es Nichts zu thun gebe. Sie mögen Recht haben zu klagen; — aber der Himmel verhüte, daß ihre Klagen erhört werden. Das wünsche ich ihnen von Herzen, und glaube ihnen das Beste zu wünschen, was ihnen begegnen kann.

Bordeaux hat ein paar schöne Kirchen, die für den Alterthumsforscher nicht ohne Interesse sind. Jeden Sonntag sind dieselben gedrängt voll. Das Volk ist gläubig, vielfach abergläubig. Gegenüber der Kirche St. Sevrin, (Severin) gibt es zwei Rosenkranz- und Bilderkräme, von denen der eine die pomphafte Aufschrift: „**Au très saint immaculé cœur de Marie**“ führt, während der andere sich viel bescheidner nur: „**Au St. Nom de Jesu!**“ nennt. Ob ihnen diese Schilder viel Käufer anlocken, weiß ich nicht; aber daß die Geistlichkeit, die lehrt: „Du sollst den Namen Gottes nicht vergebens anrufen!“ nichts gegen diese Herabwürdigung hat, wäre schwer zu erklären, wenn der heilige Schacher nicht eine alte Sache wäre.

In dieser Kirche St. Sevrin gibt es eine unterirdische Kapelle, die einem Heiligen St. Fort gewidmet ist. Das Volk hat aus ihm einen heiligen Stark gemacht, es bringt an seinem Festtage am 16. Mai die Säuglinge des Jahres hieher in die unterirdische Kapelle, und betet zu dem Heiligen, auf daß er sie stark werden lasse. Die Aerzte behaupten, dieser Brauch habe schon manchem Kinde das Leben gekostet, denn nur die Starken können die kalte Luft der Gruft ertragen. So wäre also die Sitte eine Art Probe, wer sie besteht, ist ein Schützling des heiligen Stark. Es erinnert das Fest an den St. Adresse, der bei Havre einmal ein Schiff rettete, weil der Capitain seine Matrosen mit der Pistole zwang im Namen des heil. Adresse — des heil. Klug und Umsichtig, — zu arbeiten, anstatt zu beten und sich dem Geschick zu überlassen. **Il faut aider le bon Dieu de faire du bon blée** sagte der Normanne.

In der Kirche St. Michaels gibt es ebenfalls ein unterirdisches Gewölbe. Aber es ist mehr ein Grabgewölbe als eine Betstelle. Wo heute die Kirche steht, war früher

ein Friedhof. Als die Kirche gebaut wurde, legte man die Knochen, Gerippe und Mumien in das besonders dazu gebaute Gewölbe. Der Kirchendiener, der heute die Gerippe und Mumien zeigt, kennt ihre Geschichte vom ersten bis zum letzten, und es ist ganz erbaulich ihm zuzuhören, wenn er die Krankheit der Mumie, die vor 700 Jahren — denn die Kirche ist aus dem 12. Jahrhundert — bereits Gott weiß wie lange der Erde angehört hatte, nennt und den Seeligen an einer Krebskrankheit sterben oder von einem Steine erschlagen werden läßt. Eine ganze Familie ist an vergifteten Champignons gestorben, ein Offizier im Duell geblieben. Er kennt sie alle, und ist ein Geschichtsforscher, für den kein Geheimniß zu tief, kein Dunkel undurchdringlich ist. Der Glaube ist seine Fackel, und sie leuchtet ihm und seinen Zuhörern zugleich, denn die bordeaurer Kirchengänger sind so gläubig als der Herr Küster selbst.

Die Belehrung des Volkes ist zum größten Theile in der Hand der Geistlichkeit. Nach der Julirevolution war der Geist, der diese geschaffen, auch bis nach Bordeaux gedrungen. Es wurde eine neue Schule, **école secondaire**, für den mittlern Unterricht eingeführt. Die Gemeinde war dabei sehr freigebig, übernahm die Kosten der Schule, und gab die Lehrer umsonst. Und in diesem Umstande lag die Ursache des Unterganges der Schule. Die hohen und reichen Leute in Bordeaux geben Nichts umsonst, und konnten sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß man überhaupt was Redenswerthes umsonst erhalten könne. Die allerärmsten Leute schickten ihre Kinder in diese Schule, was dann die Reichen und bald auch die mittlern Stände veranlaßte, die ihrigen zurückzuziehen, und sie in Pensionen unterzubringen, oder in die Schulen der **frères ignorantins** zu schicken. Aber diese „unwissenden Brüder" sind gar

nicht mehr so unwissend, als ihr Name glauben machen könnte. Sie sind ganz gute Lehrer geworden, und bringen den Kindern das bei, was die Eltern nur verlangen können, — und noch ein wenig mehr, als die Meisten verlangen würden. In diesem Mehr, in einer demüthigen Ergebung in die römisch-katholische Disciplin-Religion, liegt der Boden, auf dem die Jesuiten säen und Früchte zu ernten hoffen.

Wo die Dummheit und der Hochmuth der Reichen und der höheren Mittelklassen sie glauben macht, daß ihre Söhne entehrt seien, wenn sie mit den Knaben der Armen dieselbe Freischule besuchen, da geschieht ihnen ganz recht, daß die Jesuiten oder sonstige Ausbeuter sich an dieses Teufelshaar hängen und sie mit sich fort ziehen.

Die Geistlichkeit ist in Bordeaux noch heute sehr stark. An dem Tage, an dem ich das Lager besuchte, hatte der Herzog von Montpensier, der die Rolle des Bonvivant sehr gut spielt, und in seinen Abendgesellschaften eine Cigarre für jeden Besucher hat, einen Tagesbefehl erlassen, in dem er dem Offiziercorps anzeigte, daß alle Sonntage Morgens eine Messe im Lager abgehalten, und unterdeß kein Dienst sein werde, und daß er wünsche, — je désire, — die Herrn Offiziere möchten der Messe beiwohnen. Und das geschieht am grünen Holze. Der Erzbischof von Bordeaux hatte sich, wie es hieß, einige Mühe gegeben, diesen Tagesbefehl zu erhalten.

Wenn ich in Bordeaux ein paar deutsche Kaufleute fand, die sich mit den Wissenschaften ernster befaßten, so schließe man daraus keineswegs, daß die Wissenschaft über-

haupt in Bordeaux blühe. Alle äußern Bedingungen sind freilich vorhanden; eine fast vollständige Universität; eine Stadtbibliothek, gelehrte Gesellschaften, zwei Theater und eine Gemäldesammlung. Aber es fehlt im Wesentlichen der Geist, diese materiellen Bestandtheile zu beseelen.

Die Universität mag sehr gelehrte Professoren haben. Herr Laurent, Lehrer der Chemie, und Herr Rabanis, Lehrer der Geschichte, werden von allen Eingeweihten mit Achtung genannt. Die Vorlesungen des Herrn Rabanis haben auch ein größeres gemischtes Publikum, und sein wissenschaftliches Wirken ihm sogar die Thüre des Stadtrathes geöffnet. Aber dennoch ist sein wissenschaftlicher Einfluß nur von sehr geringer Bedeutung und in keinem Vergleiche zu der Stellung anderer Lehrer in Paris, in Rouen, ja selbst Herrn Fortouls in Toulouse.

Außer den beiden angeführten aber sind alle Uebrigen unbekannte, ungenannte oder wenigstens ungeschätzte Größen. Die Juliregierung hat Bordeaux im Jahre 1838 mit einer **Faculté des sciences et des lettres** beschenkt; aber grade die Hauptlehrstelle, die der neueren Literatur, wurde einem Manne übergeben, der wenigstes das Talent nicht hat, sich Zuhörer zu schaffen. Der Charivari kündigte den Bordeaurern die Wahl Herrn Francisque Michels an, indem er sagte: **Le Ministère a envoyé Monsieur Michels, comme professeur étranger à la literature à Bordeaux pour y apprendre le Français.** Bekanntlich behauptet man in Paris, daß die Bordeaurer kein französisch sprechen, sondern gaskonisch radbrechen. Es ist kaum zweifelhaft, daß ein Lehrer ernsten Strebens und tiefern Wissens in Bordeaux grade so viel Anklang gefunden haben würde, als Herr Taillandier in Montpellier und Herr Fortoul in Toulouse. Bordeaux ist kein sonderliches Feld

für die Wissenschaft, aber der Same, den man in dasselbe warf, würde auch anderswo kaum Früchte getragen haben.

Das Büchlein: les Bordelais en 1845 spricht auch über die Schulen. Der Verfasser ist seiner Sprache mächtig, und so sagt er:

Monsieur Francisque Michels étouffe à Bordeaux, — cela nous étonne; car il y a bien de l'aire dans la salle, quand il y fait son cours. —

Mr. de Collegno est un veritable savant — de moins à ce que disent les Sardes, ses compatriotes. — On a decouvert quelque chose — quoi donc? — un auditeur dans l'auditoire de Mr. l'abbé Sabatier. — — Mr. l'Abbé Roux — le public, persuadé, quil remplit tout seul la salle, n'y met jamais les pieds, de crainte de le gener. —

Mr. de Senlis trouve qu'on n'est pas assez avide de ses leçons, et nous sommes de son avis. —

Man kann daran was lernen; es ist auch gar zu grob und deutsch, so ohne Umstände zu sagen: „Er predigt leeren Bänken!"

Die Bibliothek ist erst in neuerer Zeit errichtet worden. Sie ist reich an Mitteln, es werden alle besseren, neueren Werke angeschafft. Ueber die Geschichte der Stadt und des Landes hat sie nur sehr wenig, so zu sagen gar nichts. Sie ist am Tage und auch Abends offen. Ich habe sie nur einmal besucht, und habe auch, wie in dem Auditorium Herrn Sabatier's, eine Entdeckung gemacht, — Einen Leser. Ich denke, es sind oft mehr da, aber viel mehr doch kaum je.

Es gibt in Bordeaux ungelehrte Gesellschaften für Apotheker, Mediziner, Ackerbauer, Gärtner, eine Société

linnéene, ein **Institut** und eine **Colonie agricole**, eine **Société philomatique** und noch eine Menge, Vorlesung verkündende Gesellschaften; — viel Geschrei und wenig Wolle, ein Name, ein Titel, alle Jahrzehen ein Lebenszeichen künstlich galvanisirter Glieder, sonst Nichts.

Das große Theater ist sehr schön, das heißt das Haus, das Gebäude. Es ist Bordeaux vollkommen würdig, und es gibt kein schöneres in London und Paris. Die Fronte besteht aus einer Reihe von zwölf colossaler Säulen, dem Tempelgiebel, und über diesem zwölf Statüen, die neun Musen und Apollo und ich weiß nicht welche Heiligen noch, um die Apostelzahl voll zu machen. Durch die offne Säulenhalle kommt man in die Vorhalle, die mit ihrer Domkuppel, ihren colossalen Statüen, ihren breiten Treppen einen wirklich großartigen Eindruck macht. Das Theater selbst entspricht diesem Vorgeschmacke nicht ganz, doch ist es noch immer so groß, daß es keinem in Frankreich und England nachsteht.

Aber in diesem prachtvollen Hause wird aufs Erbärmlichste gespielt. Die Truppe ist ganz jämmerlich. Die Oper in Toulouse ist dagegen wahrhaft meisterhaft. Und deswegen sagen denn auch die Bordeauxer dem Fremden meist: „Gehen Sie das Haus sehen, sie brauchen nicht den Abend dazu zu verwenden, denn die Schauspieler sind gegenwärtig sehr schlecht.“ Sie sind es aber immer, und werden es noch lange bleiben, denn die Bordeauxer selbst achten das Haus höher als die Leute, die darin spielen, und die Stücke, die darin gegeben werden.

Ich sah auch die Bildergallerie. Sie ist gar nicht sonderlich, und hat kaum ein Meisterstück, das der Mühe werth wäre, zu beschreiben, wenn auch manches Bild, das man sicher in der besten Gesellschaft nicht wegweisen würde.

Aber auch hier ist das Haus, le palais royal, wie es sonst hieß, die Mairie zu der der Palast jetzt erhoben ist, viel schöner als die Gallerie, die Schaale viel glänzender als der Kern. Daran muß man sich in Bordeaux gewöhnen, denn die Pracht, der äußere Glanz ist der Character der Stadt, und so ist es natürlich, daß man oft genug auf innere Leere stößt, wo das Aeußere Fülle und Ueberfluß versprechen.

Der Glanz der Stadt, diese Paläste, diese Plätze, — und ihnen gegenüber die Oede, die oft in den Straßen und auf den Spaziergängen herrscht, bekunden an und für sich, daß Bordeaux einst viel bedeutender war, als es jetzt ist. Seine Einwohnerzahl hat seit 1780 nicht zu, sondern abgenommen, und ist erst in neuester Zeit wieder im Steigen begriffen. *)

Die erste Periode der Blüthe seines Handels verdankt Bordeaux den Engländern. Eduard III. befreite die Garonne von allen Zöllen, die die verschiedenen an ihren Ufern wohnenden Fürsten und Barone nach und nach eingeführt hatten. Der Weinhandel mit England wurde die natürliche Grundlage des Wohlstandes der Stadt und der ganzen Umgebung.

Nach der Wiedereroberung Bordeaux's durch die Franzosen wurde fast sein ganzer Handel zernichtet. Zu Anfang glaubten die neuen Beherrscher die Verbindung mit England

*) 1784 — 104,000 Einwohner.
1820 — 89,202 „
1832 — 109,462 „
1837 — 99,080 „
1842 — 107,434 „

erschweren und so viel möglich verhindern zu müssen, um die letzten Bande zu zerreißen, die Bordeaux an England fesselten. Diese Politik hatte natürlich einen entgegengesetzten Erfolg, die Bordeauxer verloren den englischen Markt für ihren Wein, verarmten und dachten lange mit Schmerzen an die schönen Zeiten zurück, die ihnen unter der englischen Herrschaft einst blühten.

Erst mit dem siebzehnten Jahrhundert beginnt nach und nach ein neuer Aufschwung des Handels von Bordeaux. An die Stelle der Engländer traten allmählig die Portugiesen und die Spanier als die nächsten Handelsverbündeten Bordeaux's. Ludwig XII. suchte sie durch Vorrechte nach Bordeaux zu ziehen, und gab ihnen gleiche Rechte mit den Bürgern der Stadt. Ludwig XII. und Richelieu herrschten in wesentlicher Handelsfreiheit und förderten den Aufschwung von Bordeaux. Aber sobald sich die Bordeauxer wieder zu fühlen anfingen, suchten sie dann auch durch Ausschließungsgesetze sich das alleinige Vorrecht des Handels zu sichern. Schon im Jahr 1635 verlangte einer ihrer Vertreter in einer Denkschrift an den König die Austreibung aller fremden Kaufleute und ein Verbot des Bierbrauens und Bierverkaufes in ganz Frankreich. Aber vorerst blieben diese schönen Wünsche ohne Erfolg, und so entwickelte sich der Handel naturgemäß und machte alle Tage größere Fortschritte. Eine viel gesundere Politik war es, wenn die Regierung 1673 alle Abgaben auf jede Ausfuhr von Bordeaux nach den Colonien aufhob. Nach und nach wußte der Handel von Bordeaux sich aber dennoch einzelne Vorrechte zu erkämpfen. Schon 1663 wurde den Schiffbauern eine Zugabe von 5 Fr. per Tonne für Schiffe von 100 bis 200 Tonnen, in Bordeaux gebaut, zugestanden.

Die Verbindungen mit den französischen Colonien aber

wurde später ein Hauptelement des Bordeaurer Handels. Und hier gelang es den Bordeaurer Kaufleuten bald, sich sehr ergiebige Vorrechte zu sichern, und zwar auf Kosten der eignen Colonien, die grade durch diese Vorrechte vielfach verhindert wurden, die Stufe der Thätigkeit und Blüthe zu erreichen, die sie für Frankreich selbst zu einer bleibenden und festen Wohlthat hätten machen können.

Schon im Jahr 1681 wurde Bordeaur das ausschließliche Monopol des Tabacks von St. Domingo zugestanden. Die Colonie selbst verlor auf diese Weise das Recht des Handels mit ihrem eignen Producte, Frankreichs übrige Handelsstädte das Recht des Handels mit der Colonie.

Die Engländer hatten gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts begonnen, Zucker in den Antillen zu pflanzen. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts beginnt dann auch die Zuckerpflanzung in den französischen Colonien, und nimmt bald einen solchen Aufschwung, daß bereits 1724 nicht weniger als 40 Millionen Pfund in Bordeaur eingeführt werden.

Von nun an nimmt der Handel in Bordeaur immer zu. *) In Bezug auf den Zucker aber wußte Bordeaur sich noch ein weiteres Vorrecht gegenüber den Colonien und Frankreich zu sichern. Und zwar das Monopol das Raffinerie. Bordeaur gewann hierdurch, die Colonien aber ver-

*) 1715 wurden in Bordeaur geladen:

37 Schiffe mit	3480	Tonnen
15 Barken zu 40 Tonnen .	600	„
15 „ „ 30 „ .	450	„
	4530	Tonnen

1750 war die Zahl der Schiffe bereits auf 1468 gestiegen. 1715 schickte Bordeaur 17 Schiffe zu 95 Tonnen nach Amerika, 1740 schon 165 Schiffe zu 185 Tonnen Von 1740 bis 1754 verschickte

loren, und es wurde gewiß nicht so viel Zucker gebaut und raffinirt, als wenn überhaupt die Raffinerie des Zuckers überall hätte stattfinden, wo sie Nutzen hätte bringen können.

Der Krieg mit England unterbrach die Handelsblühte Bordeaux's. Nach dem Frieden aber hebt sich dann Alles wieder rasch; *) bis endlich von neuem erst der Krieg für Amerika, und dann der große Revolutionskrieg den auswärtigen Handel von ganz Frankreich und so den von Bordeaux zerstören. —

Während aber der Handel Bordeaux's von außen her einen tödtlichen Stoß erhielt, gestalteten sich in Frankreich Verhältnisse, die ihm nicht erlaubten, nach dem Frieden

---

Bordeaux jährlich 123 Schiffe zu 220 Tonnen. In diesem Jahre betrug die

Ausfuhr.	Tonnen.	Einfuhr.	Kilogramm.
Wein	9,405	Indigo	350,000
Mehl	62,500	Zucker (sucre)	10,575,000
Andere Consumationswaaren	7,518	Zucker (brut)	10,900,000
Trockne Waaren	2,810	Kaffe	2,717,500
		Baumwolle	319,500
			24,922,000

(Jouannet's Statistik.)

*) Ausfuhr.

1763	155 Schiffe zu	220 Tonnen	34000 Tonnen.
1764	200 „ „	220 „	57200 „
1775	200 „ „	250 „	65000 „
1782	310 „ „	310 „	96000 „

Einfuhr aus den Colonien.

1763	104 Schiffe zu	220 Tonnen	22800 Tonnen.
1764	260 „ „	220 „	57200 „
1775	220 „ „	300 „	55000 „
1782	264 „ „	350 „	96000 „

(Jouannet.)

wieder in seinem frühern Glanze zu erstehen. Die französische Revolution ist in gewisser Beziehung ein neuer Sieg des Nordens über den Süden. Wie der Berg des Nordens die Gironde des Südens niederschmetterte, so rang sich auch der ganze Norden während der Revolution selbst und auch noch während des Kaiserthums aus der Unthätigkeit, in der er lange in Folge verschiedener Ursache gelebt hatte, hervor. Die Monopole, die Bordeaux und Marseille besaßen, waren theilweise mit Ursache, daß der Norden nicht recht von der Stelle konnte. Dazu kam, daß ein großer Theil des Nordens erobertes Land war; vielfach als solches behandelt wurde, noch mehr aber durch die Natur der Verhältnisse, durch das inwohnende Gefühl, anderswo seinen Mittelpunkt lange gehabt zu haben, sich niedergehalten fühlte. Die Revolution lößte diese geistigen und physischen Bande. Der Krieg kam hinzu. „Die Mittel der Verbindung, die mächtigsten Hebel jeder Art von Wohlstand, blieben im Süden vollkommen vernachläßigt, während man im Norden, in Folge der Durchzüge der Heere, und der Nachbarschaft der Centraladministration, alles aufbot, sie zu vermehren und auf jede Weise zu verbessern.“ — — „Man weiß nicht, was Bordeaux und der Süden Alles gelitten haben, sie hatten alle Lasten der Erschütterung Europas, während Andere die Vortheile daraus zogen.“ *) —

Der Südländer sieht natürlich nur die äußere Ursache. Daß diese von großer Bedeutung, läßt sich nicht leugnen; aber die innere ist noch unendlich einflußreicher; und diese ist der geistige Aufschwung, den der ganze Norden Frank-

*) Emil Bires: des causes de l'affaiblissement du commerce de Bordeaux.

reichs durch die Revolution gewonnen hat. Die Normannen, die französischen Flammländer, die Elsaßer, und Paris selbst, erheben sich wie aus einem Jahrhundertschlummer. Havre wurde die erste Handelsstadt,*) le Nord und der Elsaß die ersten Fabrikdistricte Frankreichs, und Paris die zweite Börse des Handels der Welt.

An die Stelle der Handelsprotection, die früher zum Vortheile der großen Handelsstädte stattfand, ist schon vor, noch mehr während und nach der Revolution eine Protection der Industrie und der Urproducte Frankreichs, Kohlen, Eisen und Schlachtvieh, getreten. So lange die Bordeaurer das Monopol des Tabackhandels und der Zuckerraffinerie hatten, waren sie mit dem Handelsschutzsystem der Regierung einverstanden. Gegenwärtig aber sind sie die erklärtesten Gegner der Schutzzölle für die Industrie. Und so sagen sie sehr weise: „Die Schutzzölle sind dem Süden Frankreichs nicht weniger nachtheilig gewesen, als überhaupt die Bevorzugung des Nordens seit der Revolution. Sie belasten bei der Einfuhr diese oder jene Waaren, und nutzen in Frankreich nur den Fabrikanten dieser Waaren, aber sie schaden allen andern. Die Schutzrechte, die das

*) Tonnengehalt Ein- und Ausfuhr.

	1828.	1833.	1836.	1841.
Bordeaux	237,869	227,339	239,796	265,161
Havre	281,636	320,946	540,425	589,681
Marseille	426,558	560,555	691,744	920,975

Bordeaux bleibt ungefähr stehen, Havre vermehrt seinen Handel um mehr denn das Doppelte, und Marseille nicht ganz um das Doppelte. Die Verbindung zwischen Marseille und Algier ist eine der Hauptursachen des Aufschwungs, der in dieser letztern Stadt vorkommt. In Havre ist der Aufschwung Folge der innern Verhältnisse, nicht des äußern Anstoßes. —

Eisen und die Kohlen des Auslandes mit großen Abgaben belagern, haben die Norddepartemente bereichert und den Süden verarmt.“ *)

Jede Protection eines Handels- oder Industriezweiges schafft eine Schmarozerpflanze auf Kosten des nicht protegirten Theiles der Volksthätigkeit. Die Protection der Industrie in England hat nothwendig die Protection des Ackerbaues hervorgerufen. Etwas Aehnliches fand auch in Frankreich statt. Nachdem die Industrie geschützt — das ist nicht das Wort — protegirt, bevorzugt war, kamen auch die Minenbesitzer und die großen Landeigenthümer, die Viehzüchter. Die Kornbauern in Frankreich sind sehr arm, zu unbedeutend, um sich ebenfalls Schutz zu ertrotzen, und so werden sie ausgesaugt, und verschulden alle Tage mehr. Sie sind schon heute den Geldbesitzern, den großen Eigenthümern mit Hab und Gut verschrieben**) — Neben dem gemeinen Ackerbauer steht der Weinbauer und leidet ebenso unter der Bevorzugung der Schmarozerpflanzen der Industrie und des höheren Grundbesitzes. Nicht der Süden, nicht der Norden sind hier im Spiele, sondern ein Grundsatz der Selbstsucht unter der Maske des Gesammtwohls. In England hatte man nur die Arbeit zu schützen vergessen, und deswegen geht sie überall betteln. In Frankreich vergaß man außer ihr auch den gemeinen Ackerbauer und den Weinbauer, und deswegen sinken auch diese immer tiefer unter dem Drucke einer bevorzugten Industrie, eines prote-

*) Jouannet. II. 387.

**) Die Hypothekenschuld der Grundbesitzer beläuft sich auf 11 Miliarden!!! von denen die Ackerbauer und Grundbesitzer jährlich 800 Millionen Zinsen zahlen!!! —

girten höhern Grundbesitzes. Die Schmarozerpflanzen saugen dem Volke Mark und Blut aus, und werden alle Tage auf seine Kosten fetter und reicher. Das Ende wird freilich zum Untergange führen. Die Schmarozerpflanze wird den Baum, von dem sie lebt, bald genug entmarkt haben, und dann mit ihm zusammenbrechen.

Es erklärt sich somit leicht, daß in Bordeaux die Gegner der Schutzzölle den größten Anklang finden. Einzelne Stimmen haben ebenfalls Schutz für den Wein gefordert; aber er bedarf keines solchen gegen das Ausland, er schützt sich selbst; und nur dem Inlande gegenüber ist er im Nachtheile, weil die Industrie und die Urbedürfnisse durch den Schutz verhältnißmäßig theuerer sind als Wein und Brod. Und deswegen ist es natürlich, daß in den letzten Tagen in Bordeaux eine Nachahmung der englischen Antikorngesetzleague entstand. Nur ist zu fürchten, daß sie vorerst noch lange nicht denselben Erfolg haben wird, wie ihre Mutter jenseits des Canals. Die Idee eines solchen Vereins ist nicht neu. Herr Emil Vires, derselbe Schriftsteller, den wir schon einmal klagend über den Vorsprung, den der Norden gewonnen, anführten, schlug schon früher einen Schutzverein für Bordeaux vor. Aber er faßt ihn aus einem andern Gesichtspunkte auf, und sagt: „Bordeaux sollte sich zum Mittelpunkte einer industriellen Verbindung der zwölf Departemente, die es umgeben, machen". *) Diese zwölf Departemente sind des **Landes, Hautes et Basses Pyrenées, Haute Garonne, le Gers, la Dordogne, l'Aveyron, le Lot, Lot et Garonne, Tarne, Tarne et**

---

*) Jouannet fürchtet, daß dieser Plan eine **douxe utopie** bleiben werde.

Garonne u. s. w. — das heißt das alte Aquitanien. Die Neigung des Südens zum Widerspruche gegen den Norden ist in dieser Ansicht vorherrschend, und wird wohl auch in dem gegenwärtig vorgeschlagenen Freihandelsvereine den Ton angeben. Das aber würde dann eine Ursache mehr sein, ihm die Möglichkeit eines größern Einflußes und durchgreifender Erfolge zu nehmen. —

Der bordeaurer Handel beschränkt sich heute im Wesentlichen auf das Weingeschäft. Und troß der Nachtheile, unter denen die Weincultur der geschützten Industrie und dem bevorzugten großen Landbesitze gegenüber steht, blüht dieser Handelszweig und ist die Ursache des durchgreifenden Wohlstandes, der in Bordeaux herrscht. Der ganze Weinhandel in Bordeaux stellte sich in den Jahren 1840 und 41 in folgender Weise heraus: *)

	1840. Hectoliter.		1841. Hectoliter.
Ausgeführt ins Ausland und die Colonien	482,098	—	491,368
In die französischen Departemente	916,805	—	1,008,456
Verzehrt in Bordeaux und Libourne	225,872	—	254,613
Absatz in der Umgegend dieser zwei Städte	117,035	—	188,408
Bei den Eigenthümern und gewöhnlichen Consumenten	447,910	—	470,306
In Branntwein umgesetzt . . .	190,214	—	193,210
In Essig	40,273	—	39,285
Abfall bei den Eigenthümern und Kaufleuten	314,081	—	326,471

Die Ausfuhr ins Ausland ist verhältnißmäßig nur

*) Traité sur les vins de Medoc, par Frank. Bordeaux.

gering. Vom Jahre 1840 bis 1841 findet nach den angeführten Zahlen zwar eine Vermehrung statt. Eine Uebersicht der letzten zwanzig Jahre zeigt aber, daß die Ausfuhr im Abnehmen begriffen ist. *) Dieser Umstand giebt den Bordeaurern Anlaß zu den herbsten Klagen. Vor der Revolution war die Ausfuhr bedeutender. **) Aber dennoch sind die Klagen der Bordeaurer in dieser Beziehung theils übertrieben, theils vollkommen ungerecht. Eine Vergleichung des Umsatzes vor der Revolution mit dem von 1840

---

*)

	Faß.			Faß.	
1820	61,110		1830	62,913	
1821	63,244		1831	25,124	
1822	39,955		1832	52,904	
1823	51,599		1833	56,654	163,887
1824	30,625		1834	54,331	
1825	46,314		1835	46,787	
1826	48,464		1836	39,723	146,011
1827	50,523		1837	38,148	
1828	49,843		1838	45,804	
1829	45,645		1839	37,056	132,709
	487,322 in 10 Jahren.		1840	49,849	
				473,292 in 11 Jahren.	

A. a. O.

**)

	Tonnen.	
Nach den Colonien . . .	30,000	
Weißen Wein für's Ausland	50,000	90,000 Tonnen.
England und Irland . . .	2000	
Den Norden	8000	
In französische Häfen . .	25,000	25,000 „
Die feinsten Weine . . .	5000	
Consumirt an Ort und Stelle	75,000	75,000 „

A. a. O.

Das Tonnenmaß muß hier ein anderes sein, als in der vorhergehenden Note, denn die Weinproduction im Allgemeinen kann nicht so abgenommen haben, wie die Vergleichung der Zahlen mit der vorhergehenden Note glauben machen könnte.

bis 1841 beweißt, daß das Verhältniß der Weine, die verkauft, zu denen, die an Ort und Stelle verzehrt wurden, sich vor der Revolution wie 115 — 75, und 1841 wie 150 — 88 herausstellt. Die Bordeaurer versenden also gegenwärtig mehr Wein als früher. Es ist eine närrische Klage, daß sie theilweise ihren eignen Wein verzehren müssen. Ich kann versichern, ich habe ihnen während meines Aufenthaltes in Bordeaur von Herzen gerne dabei geholfen so gut ich konnte, und so oft sie klagten, mußte ich an den ehrlichen deutschen Ehemann denken, der als er ein wenig bespitzt nach Hause kam, auf die Gardinenpredigt seiner guten Frau antwortete: „Liebes Weibchen, wie kannst Du mich schelten, mich armen Mann, da ich die ganze Nacht auf der harten Bank sitzen und den kalten Wein trinken mußte." — Aber wie gesagt, die Klage der Bordeaurer ist, im Verhältniß zu den Zuständen vor der Revolution nicht begründet.

Dagegen ist dann freilich der Absatz nach dem Auslande gegenwärtig viel kleiner als der ins Inland, während vor der Revolution ein entgegengesetztes Verhältniß stattfand. Der bordeaurer Weinhandel war früher vorherrschend ein ausländischer, im Verhältniß von 8: 3, und ist gegenwärtig vorherrschend ein inländischer, ungefähr in Verhältniß von 10: 5. Das ist der Hauptunterschied, der stattgefunden hat. Und dieser Unterschied ist ein Glück für Frankreich und ein Glück für Bordeaur. Der Wein ist gut, und die Franzosen haben Recht, daß sie ihn selbst trinken, und es ist ein unendlicher Fortschritt, daß sie ihn nachgerade selbst bezahlen können. Durch diese Umgestaltung des Weinhandels aus einem auswärtigen in einen inländischen, ist derselbe zu einer Stätigkeit gekommen, die allein schon die gesunden Volkszustände, die in Bordeaur vorherrschen, erklären kann.

Ueberdies ist der Binnenhandel unabhängig, unangreifbar vor Krieg und Frieden geschützt. Der innere Verbrauchhandel geht Jahr aus Jahr ein seinen regelmäßigen Schritt. Es wird dabei weniger gewonnen, aber der Gewinn ist sicher und beständig. Man macht aber kaum je ein Vermögen in einem Sprunge, aber man geht Schritt für Schritt durch eine gesicherte Gegenwart einer gesicherten Zukunft entgegen. —

Wenn die Bordeaurer zu klagen haben, so liegt die Ursache der Klage anderswo. Ein Andenken an die früheren Vorzüge und Monopole macht viele unzufrieden mit den gegenwärtigen einfachen und natürlichen Zuständen. Das ist für die Kaufleute die Hauptsache. Bedächten sie die Lage der Weinbauern, so würde freilich hier die Klage viel gerechter erscheinen. Diese leiden in Wahrheit, wie der kleine Ackerbau und die Arbeit überhaupt, unter dem Schutze der Industrie und des großen Grundbesitzes. Sie werden aus denselben Ursachen, wie die Bauern, von Jahr zu Jahr tiefer hinabgedrückt. Hier ist Hülfe nöthig; denn die Unnatur nagt hier an dem gesunden Marke der untern Bauernklasse, droht den Kern der französischen Nation zu zernichten, und ähnliche Zustände wie in England, ein hungerndes Volk und eine goldstrotzende Aristocratie zu schaffen. Der Himmel gebe, daß der neue Freihandelverein hier auf die rechte Weise das rechte Mittel, Freiheit mit Rücksicht auf das Gesammtwohl, finde und anwende! —

Aber der bordeaurer Handel hat Unrecht Zustände anzuklagen, die sein Glück bedingen und verbürgen, — einen innern Handel, gegründet auf ein natürliches Bedürfniß, befriedigt durch ein natürliches Aushülfmittel.

Bordeaux ist nicht nur die schönste Stadt, die ich kenne, sondern ziemlich wahrscheinlich auch die glücklichste, die es gibt. Der auf einer natürlichen Grundlage beruhende Handel ist, zu seinem unverstandenen Glücke, von allem Schwindelgeiste ferne gehalten, vor allem Ueberschlagen halbwegs gesichert. Die reichen Leute sind nicht nur reich, sondern haben zugleich das Bewußtsein ihres Reichthums, und das Vertrauen in das Fortbestehen desselben.

Das Volk hat vollauf zu thun, verdient seinen Lebensunterhalt, und genießt, was es verdient hat. Es gab in Bordeaux 1842 auf 107,000 Einwohner etwa 23,000 Häuser, 4 — 5 Menschen d. h. Eine Familie auf jedes Haus.

Das Volk ist sittlich, arbeitsam, redlich. In keiner Stadt, groß oder klein, die ich bis jetzt bereist habe, war das Straßenleben Abends anständiger als hier. Man begegnet nur sehr selten Weibern, die sich, als dem tiefsten Unglücke verfallen, öffentlich ankündigen. Der Umstand, daß die Dämchen der öffentlichen Sonntagsbälle selten dem schönen Typ, den man in den Straßen so oft sieht, angehören, läßt darauf schließen, daß sie in Mehrzahl nicht aus Bordeaux selbst sind. — Deswegen ist Bordeaux kein Nonnenkloster, im Gegentheile sind seine Grisetten, seine Arbeiterinnen weltberühmt; aber die öffentliche unverschämte Liederlichkeit ist hier seltener als in allen Städten, die mit Bordeaux auf gleicher Stufe stehen. Ich wage dies keck zu behaupten, denn ich kann von den vielen Städten, die ich sah, fest auf die, die ich nicht gesehen, schließen. Und der Unterschied ist auffallend und durchgreifend. Eine gute Polizeiordnung kann allein daran nicht Schuld sein; — das Volk ist glücklicher, wohlhabender, hat Haus und Herd, und bildet in seinen innern und äußern Verhältnissen Familien. Daran liegt es, und daran allein.

Oeffentliche Diebstähle, öffentliche Angriffe in den Straßen sollen äußerst selten sein, und wo sie vorkommen, sind sie meist von hergelaufenem Gesindel verübt worden. In der Criminalstatistik steht zwar auch das Gironde-Departement über der Normalzahl der Verbrechen. Im Jahre 1836 kam in ganz Frankreich Ein Verbrechen auf 4638 Einwohner und in der Gironde Ein Verbrechen auf 4087 Einwohnern. Das Gironde-Departement war aber doch das sechs und zwanzigste in der Rangordnung der Verbrechen, und bedenkt man, daß überhaupt alle großen Städte die Verbrecher anziehen, daß in Paris Ein Verbrechen auf 1231 Einwohner kommt, so wird man immerhin gestehen müssen, daß die dritte Stadt des Landes sich nichts vorzuwerfen hat, wenn ihr Departement erst das sechs und zwanzigste in der Reihe ist, in der die Departemente folgen. *)

---

*) Es ist schwer, ins Einzelne eingehende Uebersichten für die verschiedenen Städte zu erlangen. Die obigen Zahlen sind aus dem Bericht des Justizministers vom Jahre 1846 genommen. In Jouannets Statistik des Gironde-Departements fand ich Detailzahlen, die aber keine größere Uebersicht erlaubten. Vom Jahre 1811 bis 1820 wurden angeklagt in dem Gironde-Departemente:

Verbrechen gegen die Person	135.	verurtheilt 80.
Verbrechen gegen das Eigenthum	460.	verurtheilt 289.

Von 1834 bis 1838 wurden angeklagt:

Unter 16 Jahren	4
Von 16 — 20 Jahren	108
Von 21 — 40 „	364
Von 40 — 70 „	132
Ueber 70 Jahre	7

In demselben Zeitraume wurden 5551 Vergehen, délits begangen.

Wie dem aber auch sei, Leute, die lange in Bordeaux wohnen, versichern, daß man hier nur sehr selten von offenbaren Diebstählen und gewältigen Raubereien höre. Und ich glaube es gerne. Sind doch sogar die Notare hier noch — ich hätte fast gesagt — ehrliche Leute. Doch will ich lieber ihr Lob dem Verfasser des oft bezogenen Büchleins, **les Bordelais en 1845**, nachschreiben. Er sagt von ihnen: Sie sind **„de bonnes gens“** in Bordeaux, die Scandale, die Ihr in dieser ehrbaren Classe anderswo gesehen habt, haben der verdienten Achtung, deren sie sich hier freuen, keinen Eintrag thun können.“ Es erklärt sich dies leicht. Der Handel ist natürlich ruhig, ohne die Schwindeleien und die wilden Speculationen der Börsen anderer Handelsstädte, und dieser Geist geht auf die ganze Gemeinde über.

Ist es noch nöthig, hiernach zu sagen, daß Bordeaux in politischer Beziehung nicht zur Opposition gehört, ja die ruhigste Stadt in ganz Frankreich ist? In Toulouse müssen Regimenter liegen, in Bordeaux kaum ebenso viele Compagnien. Als die Nationalgarde errichtet wurde, konnte man getrost Arbeitercompagnien zulassen, und diese waren dann die ruhigsten, eifrigsten und ergebensten Freunde der Ordnung und des Bestehen der Dinge. Von den neun

---

So kam Ein Vergehen

im Canton		Blaye	auf	118	Einwohner.
„	„	Libourne	„	116	„
„	„	La Réole	„	137	„
„	„	Bazas	„	93	„
„	„	Lespare	„	78	„
„	„	Bordeaux	„	59	„

Ich überlasse die Verantwortung dieser Zahlen dem obigen Buche.

Deputirten, die Bordeaux stellt, sind sieben vollkommen ministeriell, während zwei eine Opposition machen, die fast an den Conservatismus reicht. Die Presse in Bordeaux ist ohne Stachel. Der **Courier de la Gironde** war das Blatt Herrn Fonfredes, und ist erzministeriell und archiconservativ. Das **Memorial Bordelais** steht kaum hinter jenem zurück. Das Oppositionsblatt **l'Indicateur** ist sehr unschuldiger Natur, **centre gauche**, und das legitimistische Blatt **la Guyenne**, das „aquitanischen" Reminiscenzen huldigt, erhält sich nur durch die Opfer seiner Anhänger. Dagegen giebt es dann hier in Bordeaux seit sechs Jahren einen eignen Charivari, **l'homme gris**. Die Bordeaurer sind geistreich, wollen es noch mehr scheinen, es herrscht in der großen Stadt viel Kleinwesen, eine Klatscherei findet stets Anklang — und das Blatt huldigt dieser Richtung der höhern Gesellschaft, während es mitunter die Lücke eines mangelnden durchgreifenden Oppositionsblattes zu ersetzen sucht.

Der Geist, der in Bordeaux herrscht, und der sich theilweise in Folge des natürlichen und wohlhabenden Weinhandels schon vor der Revolution und dem Sturze des Bordeaurer Colinialhandels geltend machte, erklärt sein Benehmen und seinen Einfluß auf die Geschichte Frankreichs seit fünfzig Jahren ziemlich natürlich. Es war freisinnig, aber sobald die Ordnung ernstlich gefährdet war, lenkte es stets zuerst ein. Wie seine Ansichten in der Gironde herrschten, und wie der Schrecken sie besiegte, haben wir anderswo gesehen. Die napoleonische Herrschaft, die Herrschaft des Schwertes war den Bordeaurer vollkommen antipatisch. Auch wenn ihr äußerer Handel nicht unter demselben zu Grunde gegangen und auf Nichts herabgesunken wäre, würden dennoch die Söhne Merkurs dem des Mars nicht grade sehr

gewogen gewesen sein. So erklärt es sich leicht, wenn in Bordeaux die Bourbonen zuerst wieder anerkannt wurden. — Während der hundert Tage herrschte in Bordeaux ein wahrer Schrecken, ein Soldatenregiment über eine schweigende, angstvolle Bürgergemeinde. Beim zweiten Sturz Napoleons brach diese Angst, dies stumme Gehorchen in den wildesten Freudenjubel aus. Viele erinnern sich des Tages mit wohlthätigem Schauern. Ganz Bordeaux stürzte auf die Nachricht vom Untergange des „großen" Eroberers in die Straßen hinab, und in endlosen Reihen, Groß und Klein, Reich und Arm, alle Hand in Hand, eine viel tausendköpfige Schlange bildend, zogen sie bis spät in die Nacht durch die Straßen.

Unter der Restauration hoffte Bordeaux lange die feste Begründung der bürgerlich-aristocratischen Constitution und die Wiederherstellung seines Handels. Bordeaux war ruhig und wirkte beruhigend auf seine Umgebung, es fehlte ihm der Enthusiasmus der Marseiller und das aristocratische Element der ächten Aquitanen in Toulouse. Es war das Oel in den Stürmen der Restauration. Und als ermittelndes Element fand es seinen Vertreter in Hrn. Ravez, dem beständigen Präsidenten der Deputirtenkammer von 1818 bis 1824. Es ist fast auffallend, weil so gar natürlich, daß ein bordeaurer Advocat in der oft sturmbewegten Kammer am Ruder stehen, und die wilden Wogen besänftigen mußte. Und noch auffallender ist, daß dieser Mann grade abtritt, als auch die Ansichten der Restaurations-Regierung nicht mehr die von Bordeaux waren, als sich ein ernsterer Sturm, der nicht mehr besänftigt sein wollte, sondern sich austoben mußte, ankündigte.

Von dem Augenblick an, daß die Regierung Ludwigs **XVIII.** und Karls **X.** wieder in die Bahn des alten vor-

revolutionairen Staates einlenkte, trat Bordeaux auf die Seite der Opposition über und wirkte von nun an rüstig mit auf den Sturz der Bourbonen los. Es war freilich nicht die Absicht der Bordeauxer die Bourbonen zu stürzen, sondern im Gegentheile sie nur zu zwingen, in eine sichere und bessere Bahn einzulenken. Es fand abermals in seinen Söhnen den Mann des Grundsatzes, den es so lange vertheidigte, des Mittelweges, den es schon in der Gironde andeutete. Martignac, abermals ein bordeauxer Advocat, wurde der ausgesprochene Vertreter dieser Ansichten. Aber Karl X. wollte nicht gelenkt sein, und so fiel er, um sich nicht wieder zu erheben. —

Am Tage nach seinem Sturze stand Bordeaux ganz erstaunt, in Erwartung, ja in Angst und Furcht da, ob die Frucht, die aus dem Samen, den es selbst answerfen geholfen, hervorgehen werde. Aber es kam eher und durchgreifender als andere zum Bewußtsein dessen, was ihm von nun an am meisten Noth thue. Der freisinnige Geist der Opposition, wie er während der letzten Jahre der Restauration in Bordeaux geherrscht, schlug augenblicklich um in den Geist der strengsten Anhänglichkeit an Ruhe und Ordnung, in das Selbstbewußtsein der Nothwendigkeit einer unbedingten Ergebenheit gegen die bestehende Regierung, die waltende Autorität. „Wir haben Freiheit genug, aber die Autorität des Gesetzes und der Regierung ist gefährdet," wurde der leitende Gedanke der Bordeauxer. Die bürgerlich-aristocratische Constitution, der verneinende, individuelle Freiheitsgedanke waren wieder der Boden der Verhältnisse, und Ordnung, Gesetzesautorität wurden die Parole, die von Bordeaux aus am klarsten durch ganz Frankreich verbreitet wurde. Und abermals ist es eines von den einfachen

und natürlichen Wundern, wie sie alle Tage im Boden der Erde, am Himmel, im Meere, — und auch in unserm Herzen sich erneuern, wenn dann Bordeaux augenblicklich den Mann fand, dessen es bedurfte; Heinrich Fonfrede, früher der keckste und ergebenste Anhänger der Restaurations-opposition, wurde der geistreiche und tapfere Vorkämpfer und Vertreter der Ordnung und Regierungsautorität im Kreise der bürgerlich-aristocratischen Constitution, — der Constitution des negativen Freiheitsgrundsatzes, wie er heute Frankreich beherrscht.

Das Leben der Völker hat seine tiefen Gesetze; und wo ein solches Gesetz wirkt, da fügt und schmiegt sich Alles, bis der Same Wurzel gefaßt hat und seine Frucht treibt. Und von den Früchten kann man auf den Samen und Boden schließen; wer aber den Boden und den Samen kennt, sieht die Frucht vorher, und diese Vorsicht ist die wahre Staatsweisheit. Wir Menschlein aber lernen meist das Leben erst an den Todten erkennen, wähnen uns sehr weise, wenn wir eine Leiche zerlegt haben, — und glücklich die, die nur dahin kommen, von den Todten auf das Leben zu schließen, von jenen für dieses zu lernen. —

Schluß.

Cöln, den — September.

In Bordeaux fand ich einen Brief, der meiner Reise ein Ende machte, meiner Wanderung ein neues Ziel, meinem Leben einen Trugschluß zeigte. Die preußische Regierung gewährte mir einen vierzehntägigen Aufenthalt auf deutschem Boden. Ich hatte das Vaterland seit vierzehn Jahren nur aus der Vogelperspective des Verbannten gesehen. Und es ist so schön, von diesen kalten Höhen herab betrachtet! Je kälter es um uns ist, desto wärmer winkt es von unten zu uns hinauf. Und je weiter uns der Flug von ihm weg treibt, desto mehr verschwinden die Einzelnheiten in einem schönen Ganzen. Die Krambuden und Höckerstände am Dom stören uns nicht mehr; wir sehen den Riesenbau in seiner Einheit und Größe; die Bäume verschwinden und der Wald wird zu einem Ganzen, großartig und gewaltig.

Ich danke meinem oft harten Geschicke; denn es lehrte mich in der Verbannung mein Vaterland mehr lieben, als ich es je in Deutschland selbst gekonnt. Ja, in der Heimath wurde mir wieder recht klar, wie diese Liebe selbst in Groll und Eifer umschlagen kann und oft bei edeln Naturen umschlagen muß, wenn sie die schmutzigen Höckerstände die

gemeinen Krambuden den Dom entehren sehen. Doch nicht davon hier.

Ich sah viele Länder; ich bewunderte den eisernen Willen der Söhne Albions; ich lernte die edle Menschenfreundlichkeit der Franzosen schätzen; ich staunte die Weltherrschaft Englands an; ich beneidete oft die mächtige Einheit Frankreichs.

Aber in der einsamen Höhe des Flüchtlingslebens winkte aus der Ferne stets das Land, das mir viel schöner, viel größer, viel mächtiger, viel berufener als alle andern erschien. Ich ahnete, was nur die Zukunft bieten wird. Ich sah oft im Geiste eine Weltherrschaft, nicht des Schwertes, nicht des Merkurstabes, nicht einmal die des Dichterlorbeers, — nein, die Weltherrschaft eines Gedankens des Rechts und der Gerechtigkeit. Nicht eine erzwungene Botmäßigkeit der Völker, nicht eine heuchelnde Ausbeutung der Schwachen wird der Ruhm Deutschlands sein; sondern das Beispiel eines Volkes, zur Lehre und Nachahmung für Alle, wird als solches, als Beispiel, der Welt Geschick beherrschen.

Das ahnete ich in den Pyrenäen, an der Temse, am Shannon. Am Rheine aber fand ich diese Ahnung als Nachklänge der ersten Jünglingswallung, der ersten Gedankenkeime des Mannes wieder. Ich nehme sie zurück ins Ausland, wieder mit auf die erneuerte Fahrt einsamen Wanderns. Und wie lang auch die Tagesreisen, wie müde auch der Wanderer Abends ankommen, wie allein und herzbeklommen er auch oft an die ferne Heimath denken mag; — beneidet ihn, denn in seinem Herzen glüht ein Funke, der auch im Dunkeln leuchtet.

Die Zeit wird kommen, wo Deutschlands übersprudelnder Jugendtraum eines Welt- und Kaiserreiches wahr

werden wird, wahr durch einen Grundsatz, der für Alle Völker gilt, sobald er von Einem selbstständig, offen, und vor aller Welt ausgesprochen, anerkannt, gegen Groß und Klein, gegen In- und Ausland durchgeführt wird.

Recht und Gerechtigkeit gegen sich selbst, sein eignes und alle andern Völker: — das ist das deutsche Kaiserthum! —

Ende des zweiten Theils.

Inhalt
des zweiten Bandes.

